= Gesch 1415

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

273ster bis 276ster Band.

Enthält:

Londoner Mysterien.

Dreizehntes bis sechszehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Londoner Mysterien.

Ein Sittengemälde

von

Sir Francis Trolopp.

(Pendant zu den „Pariser Mysterien, von Eugen Sue.“)

Deutsch bearbeitet

von

Dr. L. Tafel.

Dreizehntes bis sechszehntes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Konfidentielles.

Der Name Marquis von Rio Santo aus dem geliebten Munde Mary Trevors fuhr Frank wie ein Dolchstich durch das Herz: seine Züge, vom Fieber erschöpft und durch die Folgen seiner Verwundung bleich, drückten beredt den herzbrechenden Schmerz aus, der seine Seele ergriff, und er war einen Augenblick unfähig, zu antworten.

Mary's Herz schlug ihm in diesem Augenblick entgegen. Das arme Kind machte sich wegen Perceval's Leiden Vorwürfe. Sie fühlte sich geliebt, und einen Augenblick frei von den sophistischen Einflüsterungen der Lady Campbell, fühlte sie, daß sie liebte.

Aber ein Hauptzug in Frank's Charakter war argwöhnischer und die Zartheit seiner Empfindungen ins Uebermaß treibender Stolz. Nachdem der erste, augenblickliche Schmerz vorüber war, erhob sich sein hochsinniges Gemüth und zog einen Schleier über seine Wunde. Der Gang seiner Gedanken schlug um. Einen Augenblick von seiner Liebe fortgerissen, war er auf dem Punkte gewesen, das wirkliche Ziel seines Besuches zu vergessen. Er war gekommen, um anzuklagen, und wir haben ihn bis jetzt einzig auf seine Vertheidigung Bedacht nehmen sehen. Hätte er einen Augenblick fortgefahren, so würde Mary eine Erklärung über Susanna's Gegenwart in Dudley's Hause gegeben haben. Das arme Kind, schon erweicht und reuevoll über das Uebel, das

sie angerichtet hatte, hätte sich schnell und mit größter Freude ihm wieder zugewandt, aber es gefiel Perceval nicht, in diesem Augenblick die angekündigte Erörterung folgen zu lassen.

„Mylady," sprach er mit jener ernsten, festen Stimme, welche Aufmerksamkeit erzwingt, „ich wußte nicht, daß Sie die Verlobte des Herrn Marquis von Rio Santo sind; aber wenn ich es gewußt hätte, so hätte ich mich nur um so mehr beeilt, den Schritt zu thun, der uns zusammenführt... ich spreche nicht mehr für mich, Mylady.... Was auch kommen mag, weder Klagen, noch Bitten. Ich will, wie Sie, diese theuern Erinnerungen der Liebe, die mein kostbarster Schatz waren, zu vergessen suchen... es gibt zwischen uns keine Schwüre mehr, denn diejenigen, die Sie mir gethan hatten, gebe ich Ihnen zürück, Mylady."

Mary horchte, indem sie die stolze Miene bewahrte, welche sie am Anfang der Unterhaltung angenommen hatte; aber sie war schon im Grund ihres Herzens bewältigt, und hielt mit großer Mühe die Thränen zurück, welche hervorbrechen wollten.

Miß Stewart, immer noch an ihrem Piano sitzend, ließ auf's Gerathewohl ihre Finger über das Klavier hingleiten, und spielte, ohne es zu wissen, den naiven Refrain eines gälischen Liedes.

„Aber wenn ich nicht mehr hoffe," fuhr Perceval fort, dessen Stimme sich milderte, „so liebe ich doch noch und habe Nichts gethan, Mylady, was mich des Rechts verlustig machte, über Sie zu wachen, und so viel an mir ist, das schreckliche Unglück abzuwenden, das über Ihrem Haupte droht."

„Ich begreife Sie nicht, Mylord," stammelte Mary.

„Ich will mich erklären.... fürchten Sie nicht, in meinen Worten Bitterkeit oder Vorwürfe zu finden... die Anwandlung von Leidenschaft die Ihr kalter Empfang in mir hervorgerufen, ist schon weit von meinem

Herzen... Sie haben gelitten, Mary... furchtbar gelitten! und Sie leiden noch... Sie, die ich so voll von Jugend und Leben verlassen hatte... ach, arme Mary, ich verzeihe Ihnen."

„Ich habe viel gelitten, Mylord, es ist wahr... und ich muß Ihnen sehr verändert erscheinen," versetzte Miß Trevor, „seit ich Sie nicht mehr liebe, sind meine Tage freudenlos, und meine Nächte schleichen unter Thränen dahin... warum?... ich weiß es nicht, ich liebe den Marquis von Rio Santo, welcher mich liebt... sollte ich unglücklich sein?"

„Arme Mary!" wiederholte Frank, welcher sie mit unaussprechlichem Mitleid, die Hände ringend, betrachtete: „Sie lieben, sagen Sie?... Nein... wenn Sie liebten, so würden Sie es nicht sagen... Sie würden sich bedenken, mir so das Herz zu brechen."

„O nein, Mylord," unterbrach ihn Mary, deren Augen sich mit Thränen füllten; „sie ist schöner als ich... sie ist noch nicht von Thränen gebleicht... o nein, ich trage kein Bedenken, Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht mehr liebe."

„Sie haben sie also gesehen, auch Sie?" fragte Perceval.

„Ich habe sie gesehen, Mylord... weiß ich, warum ich bei ihrem Anblick fühlte, daß ich sterbe?... Ach, Frank, mein Kopf ist so schwach, als mein Herz... ich glaubte vielleicht, daß ich Sie liebte... ja, ich habe sie gesehen... sie stieg die Treppen von Dudley House hinauf, mein Vater folgte ihr... und ich bin die Verlobte des Marquis von Rio Santo geworden..."

Sie legte die Hand an ihre Stirn und schloß die Augen.

„Sie gehören ihm also gezwungen und durch Ueberraschung an?" rief Frank.

„Wer hat Ihnen das gesagt, Mylord," fragte Mary, ihr Haupt erhebend; „muß nicht jedes Weib

stolz auf die Liebe des Marquis von Rio Santo sein?"

Frank wandte seine Augen ab, ohne zu antworten.

„Ich bin eine Thörin," sprach wieder Miß Trevor, „ich war trostlos, während ich mich hätte freuen sollen... hätte ich nicht glücklich sein sollen, mich vergessen zu sehen, da ich selbst nicht mehr liebte?"

„Mylady," sprach Perceval, zum zweiten Mal sich einer Weichlichkeit entschlagend, die seine Liebe in ihm erzeugte, „es ist mir nicht gegeben, zu begreifen, was im Grund Ihres Herzens vorgeht... was mich betrifft, so habe ich nie aufgehört, Sie zu lieben, und könnte mich mit Einem Worte rechtfertigen..."

„Rechtfertigen Sie sich," flüsterte ganz leise Miß Trevor.

Frank ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Sehr grausam sind diejenigen, welche Ihr edles und gutes Herz so verblendet haben, Mary," sagte er, „ja, ich habe Sie immer geliebt... ich werde Sie immer lieben!"

„Aber jene Frau, Mylord...."

„Ich kenne sie nicht, Mary... diese Frau hat an meinem Krankenlager eine treulose, infame Komödie gespielt... diese Frau war eigens dazu aufgestellt!"

„Aber von wem... mein Gott, warum kann ich nicht umhin, es zu glauben?... von wem?"

„Von demjenigen ohne Zweifel, der versucht hat, meine Wunde zu vergiften!"

„O Frank!" flüsterte das arme Mädchen voll Entsetzen.

„Von dem Manne, der allein auf der Welt Interesse an meinem Tode oder an meinem Unglück hatte."

„O, mein Gott! mein Gott!" schluchzte Mary, „man wollte Sie tödten, Frank, mein edler Frank... und ich stieß Sie zurück..."

Sie unterbrach sich; ihr Blick wurde starr und düster.

„Und ich bin jetzt mit ihm verlobt!“ fügte sie bei, „es ist genug, Mylord, ich glaube Ihnen nicht!“

„Armes Kind,“ murmelte Frank, dessen Aufregung stieg; „wer hat Sie so weit bringen können? ... hören Sie, Mylady,“ fuhr er plötzlich fort, „ich bin nicht hieher gekommen, um Ihnen Vorwürfe über Ihr Benehmen zu machen, oder das meinige zu rechtfertigen... ich bin gekommen, um Sie am Rande eines Abgrundes zurückzuhalten... das, was ich für Sie thue, würde ich für jede Andere thun, denn, indem ich es thue, erfülle ich meine Pflicht als Edelmann.“

Mary betrachtete ihn furchtsam, von der Feierlichkeit seiner Worte überwältigt.

„Es gibt in London eine edle Dame, die mit Ihnen und mir Mitleid hatte, Mylady,“ fuhr Perceval fort. „Sie hat mir ihr Geheimniß gesagt, um Sie zu retten. Wollen Sie schwören, dieses Geheimniß zu bewahren, Mary?“

„In wie fern betrifft es mich, Mylord?“

„Es betrifft das frühere Leben des Mannes, den man Ihnen zum Gemahl geben will!“

„Mylord, ich kann Nichts gegen den Marquis von Rio Santo hören.“

„Sie werden mich hören, Mary,“ rief Frank, „Sie hören mich, wenn ich Sie darum bitte...“

Er schlang seinen Arm um Miß Trevor, deren Gesicht sich aufklärte.

„Sie hören mich,“ fuhr Frank, der sich hinreißen ließ, fort, „denn Sie lieben mich noch, Mary, trotz Ihnen und jenen Menschen!“

„Es ist wahr,“ dachte ganz laut das arme Mädchen, „Frank, ich liebte Sie sonst weniger als jetzt! ... aber ich bin seine Verlobte...“ Sie schlang ihre Arme um Perceval's Hals mit der Hingebung eines Kindes, und betrachtete ihn mit süßem Lächeln.

„Sie dürfen sich weder freuen, noch betrüben, mein vielgeliebter Frank," fügte sie hinzu, „sehen Sie, ich habe keine Kraft mehr, der gütige Gott sendet mir aus Erbarmen den Tod.."

„Nein, Sie werden nicht sterben, Mary," rief Frank, dem schreckliche Seelenangst das Herz beklemmte, „das Glück wird Ihnen das Leben wieder schenken, ich werde verhindern, daß diese verhaßte Heirath zu Stande kommt... schwören Sie, Mary, schwören Sie, das Geheimniß der Lady Ophelia zu bewahren."

„Sie ist gut und leidet auch," sprach Mary, „ich schwöre."

Frank zog sie an seine Brust.

„Mary," sprach er mit leiser Stimme, „Sie wissen, daß die Gräfin den Herrn Marquis von Rio Santo heirathen sollte?"

„Ich weiß, daß sie ihn liebt," antwortete Mary.

„Sie erinnern sich vielleicht eines Fremden, der zu gleicher Zeit mit dem Marquis nach London kam, und den ich folglich nicht kennen lernen konnte, man nannte ihn den Baron von Weber."

„Ich erinnere mich seiner, Frank, nach drei Monaten ging er nach Indien ab."

„Nein, Mary... der Baron ging weiter und wird von seiner Reise nicht mehr zurückkommen. Der Baron ist meuchlings ermordet worden."

Frank fühlte, wie das schwache Kind in seinen Armen bebte.

„Er war," fuhr er fort, „ein junger, reicher, glänzender Cavalier. Auf einem der Almackbälle der letzten Saison verliebte er sich sterblich in die Gräfin Ophelia, welche, schon in Verhältnissen mit dem Marquis, gleich Anfangs die Bemühungen des neuen Bewerbers zurückweisen mußte. Er schrieb der Gräfin einen leidenschaftlichen Brief, worin er sie beschwor, ihr Schicksal nicht an das Rio Santo's zu knüpfen. In diesem Brief sprach er offen von furchtbaren Gefahren,

und erbot sich, mündlich über den Marquis so ernste Mittheilungen zu machen, daß die Gräfin, ohne wahnsinnig zu sein, sich nicht würde zu einer Heirath mit ihm verstehen können.

„Wenn ich keine Antwort erhalte, Mylady," schloß er, „so werde ich mich morgen um eilf Uhr Vormittags in Ihr Hotel begeben.

„Die Gräfin verachtete diesen Brief, und hielt es im ersten Augenblick unter ihrer Würde, darauf zu antworten, am Abend aber erinnerte sie sich der letzten Erklärung, und entschloß sich zu einer Antwort, um den angekündigten Besuch des Herrn von Weber abzuwenden.

„Um darauf zu antworten, bedurfte es aber der Adresse des Barons; die Gräfin suchte den Brief, den sie offen auf den Teppich eines Wandtisches geworfen hatte. Der Brief war verschwunden. Der Herr Marquis von Rio Santo war an diesem Tage allein in ihr Boudoir gekommen.

Mary's Herz pochte in unregelmäßigen Schlägen an Frank's Brust. Er fühlte einen unbestimmten Schrecken und ließ sie los, um sie besser betrachten zu können. Mary war sehr blaß, das war Alles, sie schien nicht mehr als gewöhnlich zu leiden. Diana Stewart spielte einen brillanten Walzer, dessen Harmonie sich als eine discrete Mauer zwischen ihrem Ohr und dem Geheimnisse Perceval's erhob.

Dieser begann wieder:

„Die Gräfin brachte eine unruhige Nacht zu. Am Morgen um zehn Uhr war der Marquis von Rio Santo bei ihr.

„Lady Ophelia hat mir die Einzelheiten ihrer Unterredung nicht erzählt; ich weiß nur so viel, daß Herr von Rio Santo unter seinem Carrick zwei Degen mitbrachte, und daß die Gräfin, von seinen gebieterischen Bitten bewältigt, ihn allein in dem Salon ließ, nachdem sie den Befehl gegeben hatte, den Herrn von

Weber bei seiner Ankunft dort einzuführen. Mylady, Niemand weiß genau, was zwischen dem Marquis und dem Cavalier vorging, denn ihre Unterredung hatte keine Zeugen.

„Die Gräfin, welche halb todt auf einen Sopha in dem benachbarten Zimmer gesunken war, hörte nur, daß sie leise sprachen.

„Der Marquis befahl, der Cavalier schien sich zu vertheidigen und zu bitten.

„Stillschweigen folgte, dann hörte die Gräfin wieder das Klirren der zwei Degen, welche sich kreuzten.

„Nach einer halben Minute fiel einer der beiden Kämpfenden schwer auf den Teppich nieder. Die Gräfin fuhr auf: sie fürchtete für Herrn von Rio Santo.

„Aber Herr von Rio Santo stand, als sie die Thür öffnete, unbeweglich da vor dem Cavalier, welcher leblos auf dem Boden lag.

„Sie haben ihn getödtet, Mylord!“ rief sie.

„Mylady,“ antwortete Herr von Rio Santo, „er wollte sich zwischen uns Beide drängen...“

„Hören Sie mich, Mary?“

Frank that diese plötzliche Frage, weil Miß Trevor seit einigen Sekunden ein ganz seltsames Aussehen hatte. Sie saß aufrecht auf ihrem Sessel. Ihr eben noch wogender Busen hob sich nicht mehr, ihre großen, offenen Augen hatten keinen Blick. In ihrem weißen Gewande unbeweglich, weder auf ihren entfärbten Händen, noch in ihrem Gesichte irgend ein Zeichen des Lebens, das den Umlauf des Blutes in ihren Adern verrieth, glich sie einer schönen Marmorbildsäule.

Sie antwortete nicht auf die Frage Perceval's.

Erschreckt wollte dieser ihre Hand ergreifen, er fand sie eiskalt. Als er ihre Hand losließ, kehrte sie, statt hinabzusinken, langsam und unmerklich in ihre frühere Stellung zurück.

„Mary! Mary!“ rief Frank, „was ist Ihnen!... antworten Sie mir!“

Das gleiche Stillschweigen. Dieselbe Unbeweglichkeit.

„O Diana!“ rief Perceval, „kommen Sie, ich beschwöre Sie!... Mary ist todt!“

Miß Stewart war in einem Sprunge von ihrem Piano bei ihrer Freundin, und hatte beim Anblicke Mary's keine Sprache mehr.

„Todt!“ murmelte sie endlich; „es ist unmöglich... Sehen Sie, ihr Rücken lehnt sich nicht an den Sessel... Mary!... um's Himmelswillen, Frank, was haben Sie ihr gethan?“

„Ich habe ihr gesagt, was ihr Verlobter Rio Santo ist... O, Diana, nicht meine Worte haben ihr das Herz gebrochen... der Schlag ist älter... arme, sanfte Dulderin! wie hat man ihr Herz so grausam gequält! Gott wird sie uns wieder schenken, hoff' ich... aber wen soll man dieses langsamen Martertodes anklagen? wer ist der erbarmungslose Henker?“

„Horchen Sie!“ unterbrach Diana, „ich höre Geräusch... man darf Niemand einlassen.“

Sie fuhr auf, um den Eintritt zu verwehren, aber es war zu spät, sie kam nur an, um Lady Campbell gegenüber zu stehen.

„Mary und Frank!“ rief sie, vor Wuth erbleichend, „wie, Miß Stewart,“ fügte sie hinzu, indem sie ihrer Stimme den Ton bitterer Verachtung gab, „das Haus Ihrer Mutter wird also zu solchen Rendez-vous benützt?“

„Mylady,“ antwortete Diana erröthend, „der Augenblick ist übel gewählt!“

Sie wies mit einer Gebärde auf Miß Trevor, welche immer noch unbeweglich, steif und wie versteinert da saß.

„Jeder Augenblick ist geeignet, sich zu entrüsten über eine niedrige, unentschuldbare Handlung, Mylady,“ begann wieder trocken Lady Campbell, welche den Zustand Mary's nicht ahnete.

„O, Mylady! Mylady!“ rief Miß Stewart, unfähig, das Ungestüm ihres Zornes länger zurückzuhalten, „Frank Perceval fragte so eben, wer der Henker, der erbarmungslose Henker war, fähig, dieses sanfte, liebe Kind bis zum Tode zu quälen!“

„Sie also ist es!“ murmelte Frank, und maß Lady Campbell mit einem Blicke des Hasses.

Diese nahm eine würdige, stolze Haltung an und schritt mit erhabenem Haupte an Diana und Frank vorbei auf Mary zu.

„Komm, komm, mein Kind,“ sprach sie, „verlassen wir dieses Haus, in das Du nie hättest kommen sollen!“... Als Mary nicht antwortete, wollte sie ihre Hand ergreifen; aber bei dem Berühren ihrer kalten Finger stieß sie einen Schrei aus und sank voll Entsetzen in einen Sessel.

Frank trat mit langsamen Schritten auf sie zu.

„Ich hatte sie Ihnen jung, schön, glücklich hinterlassen,“ sprach er mit einer Stimme, in welcher Entrüstung und Wehmuth lag; „glücklich, hören Sie! und jetzt stirbt sie dahin, ach die Menschen werden Sie nicht richten... möge der Himmel Ihnen verzeihen!...“

2.

Katalepsie.

Lady Campbell war eine von jenen Frauen, deren Bildniß man jeder Zeile der Erzählung beidrucken sollte; ihr Charakter hatte viel mehr Gutes, als Schlimmes, und das Böse, das sie that, war nicht Absicht. Ihres Gleichen füllen unsere Salons, wo sie mit Recht geliebt und oft bewundert werden. Nur muß man nie junge Mädchen unter ihre Obhut geben, weil, wie

wir schon bemerkten, das Uebermaß ihres guten Willens sie verführt, in die Rolle ihrer Zöglinge einzugreifen. Sie wählen für sie, lieben für sie und würden sich vielleicht, wer weiß es, gerne für sie verheirathen!

So viel ist gewiß, daß die Aufopferung bei den Frauen sich bis zum Heldenmuth steigern kann.

Lady Campbell verdiente im Grund nicht die strengen Worte, mit denen Perceval sich bei ihr verabschiedete, und doch war Perceval berechtigt, sie an sie zu richten. Dieß scheint vielleicht ein Widerspruch, aber es ist die genaue Wahrheit. Die geistreiche Frau hatte ihre Nichte aus lauter Freundschaft getödtet, ohne einen andern Wunsch, als den, sie zur glücklichsten Miß in ganz West-End zu machen. Sie hatte ein reines Herz, ein ruhiges Gewissen und votirte sich in petto eine Tantenkrone.

Was hatte sie gethan, als lauter Gutes und mit welcher Mühe, guter Gott! wie viel Sorgen hatte sie, um diese Heirath zu einem guten Ende zu führen?

So machten denn auch Frank's letzte Worte nicht den erwarteten Eindruck auf sie, sie begriff sie nicht.

Uebrigens war sie in diesem Augenblick von solchem Schmerz ergriffen, daß dies nicht zu verwundern war. Lady Campbell liebte Mary wirklich mehr als Alles auf der Welt, und um dies recht zu begreifen, so war ihre Vorliebe für Rio Santo nur der Widerschein ihrer Zärtlichkeit für Mary. Sie waren in ihrem Geiste schon lange vermählt.

Als Frank fortgegangen war, ergriff sie Miß Stewart's Hand. „Mein liebes Kind,“ sagte sie, „ich weiß, daß Sie gut sind, und daß Sie mir meine augenblickliche Lebhaftigkeit verzeihen werden... ich liebe Sie, da Sie meine arme Mary lieben, und ich konnte nicht die Absicht haben, Sie zu beleidigen... aber ich bitte, verbergen Sie mir Nichts! was ist zwischen ihnen vorgefallen?“

„Ich weiß es nicht, Mylady," antwortete Diana, „und wenn ich es auch wüßte, so würde ich Ihre Herrlichkeit bitten, Ihre Fragen auf einen andern Augenblick aufzuschieben... Das Dringendste, glaube ich, ist, daß man der armen Mary zu Hülfe kommt."

„Wahr, mein Kind... wahr, mein Fräulein," sprach leise Lady Campbell, „ich will meine arme Nichte sogleich nach Trevor House bringen lassen."

„Ich fürchte, Sie können es nicht, Mylady... auf jeden Fall bedürfte man den Rath eines Arztes.... soll ich nach dem meiner Mutter schicken?"

„Nein, meine Liebe, nein.... da Sie so gut sind.... senden Sie nach Herrn Moore Nr. 10 Wimpole-Street ... ihn hat uns Rio Santo empfohlen."

Ein Groom ging alsbald nach Wimpole-Street ab, um Doctor Moore zu rufen, welcher neben dem Hause wohnte, das Susanna unter dem Namen einer Prinzessin von Longueville inne hatte.

In Erwartung der Ankunft des Doktors gaben sich Lady Campbell und Miß Stewart alle Mühe, die erstarrte Mary wieder ins L·ben zu rufen. Der seltsame Anfall erfüllte sie mit Erstaunen und Schrecken, sie dachten sich zwar, daß Mary noch lebe, aber sie waren dessen nicht gewiß, denn Mary hatte weder Athem noch Puls, noch Lebenswärme.

Lady Campbell war untröstlich, sie klagte den Himmel, den Zufall, Frank, Alles auf der Welt an, nur sich selber nicht.

Diana, vor Mary knieend, hielt eine ihrer kalten Hände und weinte still. Endlich erschien Doktor Moore, dieser Arzt, den kein Mitglied des königlichen Collegs, trotz dem erborgten Namen, den wir ihm in unserer Erzählung geben, verkennen wird, hatte einen so sichern Blick, daß dieser unter seinen Kollegen zum Sprüchwort geworden ist. Seine Berühmtheit als gelehrter Arzt war groß, und seine nicht zahlreichen, aber ausgezeichneten Werke werden mit Recht in dem ganzen

gelehrten Europa geschätzt. Die jungen Adepten der Heilwissenschaft lassen sich, wenn sie mit Respekt in den gelehrten Schriften dieses gefeierten Arztes (das Wort gefeiert ist nicht zu stark und wird dem wahren Namen des Doktor Moore auf den medizinischen Lehrstühlen in London, Paris und Wien oft beigelegt). Die angehenden Jünger der Heilkunst, sagen wir, lassen sich nicht einfallen, daß diese lichtvollen Arbeiten die Frucht einiger seltnen Augenblicke waren, die einem Leben voll Schande und Habsucht entzogen wurden. Wozu sollte man es ihnen auch sagen? Wenn der Himmel gestattet, daß ein schlechter Baum zufällig schmackhafte und gute Früchte trägt, soll man von ihnen die Hand des Wanderers ferne halten, der sie pflücken will?"

Mit einem einzigen Blicke erkannte Doktor Moore den Zustand der Miß Trevor, seine gleichgültige Miene drückte weder Erstaunen noch Unruhe aus; aber für einen Beobachter wäre die Beschleunigung seines gewöhnlich so abgemessenen Schrittes ein Beweis für die Schwierigkeit des Falles gewesen.

„Mein Herr, o mein Herr!" rief Lady Campbell, „sagen Sie uns doch gleich, was wir zu fürchten und zu hoffen haben?"

Der Doktor verwies sie mit einem Winke zum Stillschweigen.

Diana, welche sich bei Seite setzte, verschlang mit gierigen Blicken Moore's stumme Miene, und suchte seine Gedanken zu errathen; aber auf diesen bronzenen Zügen stand Nichts geschrieben.

Der Doktor rollte einen Armsessel vor, um sich Mary gerade gegenüber zu setzen.

Als dies geschehen war, lehnte er sich zurück und betrachtete sie eine Minute mit Aufmerksamkeit.

„Mylady, ich bitte Sie, lassen Sie sogleich Senfumschläge bereiten," sprach er, ohne seinen Blick von

der Kranken abzuwenden; „man bringe zuvor noch ein Becken mit Wasser."

Jetzt zeigte sich etwas in der Miene des Doktors, das Neugierde verrieth.

Er stand auf und hielt seine Wange vor Mary's Mund. Das, was Diana und Lady Campbell nicht hatten wahrnehmen können, entdeckte Herr Moore. Mary athmete, ein unmerklicher, kalter Hauch berührte leicht die Wange des Doktors. Er zog von einer Hand den Handschuh ab und hielt sie auf die Brust des armen Mädchens. Das Herz schlug, aber so leise, daß nur geübte Finger seine schwachen Pulsirungen entdecken konnten.

„Da haben wir's!" murmelte er leise mit einer Art Genugthuung.

Lady Campbell und Diana umarmten sich, so sehr erfüllten sie diese Worte mit Freude.

Der Doktor rieb sich die Hände und setzte sich wieder.

Man brachte das Becken mit Wasser. Der Doktor zog sein Besteck und griff nach einer Lanzette.

„Wir wollen sehen!" sprach er.

Der steife Arm Miß Trevor's wurde ausgestreckt. Die geöffnete Ader ließ einige Tropfen Blutes fallen.

„Gut!" sprach der Doktor.

Kaum hatte er den Arm Miß Trevor's losgelassen, so beschrieb dieser unmerklich eine krumme Linie und kehrte wieder in seine frühere Lage zurück.

„Eine seltene, geheimnißvolle, furchtbare Affection," murmelte Moore, als hätte er eine Citation gemacht, „sie scheint in das Leben alle die Charaktere des Todes überzutragen, in den Tod die ersten Bedingungen des Lebens.... gut!... Aether, Myladies, Aether und Opium, wenn es gefällig ist!"

Er gab Mary eine kleine Dosis Aether und Opium ein, und fuhr fort: „Ein Mittel von einem alten Weib!... wenn es gelingt, so muß man seine Diplome

zerreißen... aber das Kind widersteht... bravo... ich wußte es ja!"

„Er rettet sie, Mylady," sagte Miß Stewart, indem sie die Hände faltete.

„O liebes Kind," antwortete Lady Campbell. „Herr von Rio Santo hat ihn uns empfohlen."

Eine Kammerfrau brachte in diesem Augenblick die Senfumschläge. Moore legte sie brennend heiß auf die kleinen niedlichen Füße der Miß Trevor auf; dann setzte er sich wieder, und begann mit dem Lorgnette am Auge auf's Neue seine Beobachtung; „lassen Sie gefälligst ein Bett richten, meine Damen," sagte er nach einigen Minuten, „ein hartes Bett, ohne Federn, in geneigter Stellung!! seit langer Zeit wünschte ich mir einen solchen Fall!"

Diana und Lady Campbell wechselten erstaunte Blicke.

„So sind alle Aerzte, mein liebes Kind," bemerkte schüchtern Lady Campbell.

„Kommen Sie!" rief Moore in diesem Augenblick; „sehen Sie, das ist merkwürdig, auf meine Ehre, und übersteigt allen Glauben!... Senfumschläge, die einem Stier die Haut angegriffen hätten, (er hielt das Senfpflaster an seine Nase;) „vortreffliches Mehl, das Wasser war siedend heiß: meine Finger tragen noch die Spur davon... allerliebst! sehen Sie!"

„Ihre Füße sind weiß wie Alabaster, mein lieber Herr," sagte Lady Campbell, „und ist das ein gutes Zeichen?"

„Ich glaube, ja, Mylady!... ich fürchtete Anfangs, es sei eine gewöhnliche Hysterie, aber es ist eine ächte und gerechte Katalepsie! eine Katalepsie!" begann er wieder mit dogmatischer Begeisterung, „eine seltene, geheimnißvolle, furchtbare Affektion, Mylady! sie trägt alle Charaktere des Todes auf das Leben über, auf den Tod die ersten Bedingungen des Lebens..."

O! das ist die erste, die ich seit fünfundzwanzig Jahren der Praxis erlebe!"

„Der Mann ist verrückt, Mylady!" rief Miß Stewart erschrocken.

Moore fuhr zusammen und schlug die Augen nieder.

„Mylady," sprach er im Tone strengen Vorwurfs zu Diana, „bei denjenigen, welche sich der Wissenschaft weihen, um ihr jeden Augenblick ihres Daseins zu opfern, findet sich, daß sie die vorübergänglichen, conventionellen Gesetze des Weltlebens nicht kennen — manchmal begegnet ihnen, daß sie laut denken, und da ihre Gedanken über den Alltagsverstand sich erheben, so hören sie oft über sich murren: „„der Mensch ist verrückt!"" aber sie kümmern sich nicht darum, Mylady, weil sie Schimpf zu verachten wissen und dem Unverstand verzeihen."

Diana, das arme Mädchen, stammelte Worte der Entschuldigung, während Lady Campbell sagte:

„O meine Liebe! wie konnten Sie doch den Herrn Doktor böse machen?"

In allen Landen sind hohe Worte eine souveräne Waffe gegen die Kinder, die Frauen und neun Zehntheile der Männer. Die Kunst sich zu drapiren ist die nützlichste aller Künste, sie dient in gleichem Maße dem Vikar einer winzigen Pfarre, dem Professor auf der Universität, denen im Hause der Gemeinen, in der Lordskammer und auf den Ministerbänken.

Den Ministern vor allen:

Ein Minister, der sich nicht zu drapiren wüßte, könnte dem Haus der Gemeinen nicht gegenüber treten.

Die Franzosen haben ein Wort, das unter andern Bedeutungen auch angewendet wird, um das non plus ultra dieser schätzbaren Kunst auf eine höfliche Weise auszudrücken. Sie heißen es doctrinaire, um nicht Charlatan zu sagen.

Ich als Engländer wünsche sehr, daß dieser höfliche Ausdruck in unserer Sprache eingebürgert werde.

Mary Trevor blieb indessen bewegungslos und erstarrt. Weder Aderlaß noch Opium, noch Aether, noch Senfumschläge hatten die geringste Wirkung auf ihre Erstarrung hervorgebracht.

Es lag etwas Gräßliches in dem Anblick dieser lebendigen Statue.

Mary stand nicht, aber ihre aufrechte Haltung würde selbst eine kräftige Frau bei voller Gesundheit ermüdet haben, einer ihrer Arme hing an dem Körper herab; der andere, einige Zoll hoch über die Sessellehne erhoben, blieb ausgestreckt, obgleich Perceval's Stuhl, auf den er sich eben noch gestützt hatte, weggerückt worden war. Ihr Haupt war erhoben, aber nicht so, daß ihre Halsmuskeln sich sichtbar ausgedehnt hätten, sie sah gerade vor sich hin, wenn man das sehen nennen kann, wenn die Augen weit geöffnet, die Augapfel über die Maßen ausgedehnt, aber augenscheinlich, des Vermögens, Eindrücke aufzunehmen, beraubt sind.

Die Katalepsie ist ein Uebel, das man auf dem Festlande beinahe nicht kennt.

Gewisse Autoren der Facultäten in Frankreich und Deutschland haben sogar ihre Existenz in Zweifel gezogen. Bei uns zeigt sie sich, ohne eben gerade häufig zu sein, unglücklicher Weise oft genug, so daß Niemand ihre seltsamen und geheimnißvollen Wirkungen mißkennen kann. Ebenso bizarr als ängstlich war diese Affektion, gegen welche unser gelehrtes Collegium noch kein Mittel zu finden wußte, eine Zeitlang furchtbar im Schwange gewesen. Unsre Löwen waren an all den Tagen kataleptisch, wo sie nichts Besseres zu thun hatten, am Sonntag zum Beispiel. Eine junge Lady, der ihr Zeisig ausgeflogen, fiel unmittelbar darauf in Katalepsie. Man versteht das Wort allenthalben und der Sportsman Lord John Tantivy lebt und stirbt

darauf, daß sein Fuchs Pepperkorn im Zustand der Katalepsie gestorben ist.

Es gibt keinen Arzt in London, der nicht schon in seinem Leben einen vorgeblichen Kataleptiker in Kur gehabt hätte; aber die wahren Katalepsien kommen nicht alle Tage vor und sind sehr gesucht.

Zwei Kammerfrauen hoben Mary mit den Armen auf und trugen sie auf das Bett, das nach Doktor Moore's Anordnungen zurecht gemacht worden war. Dieser legte sie selbst nieder; nur mit großer Mühe gelang es ihm, ihre erstarrten Glieder zu beugen.

„Es ist ganz einfach," murmelte er, „das Mädchen ist seit langer Zeit in einem ganz unnatürlichen Zustande gewesen, und ich kenne viel Frauen, die weit stärker sind, als sie, und die nicht so viele Tage widerstanden hätten. Ihr Nervensystem war im höchsten Grade gereizt. Unaufhörlich ging sie von erschöpfenden Zuständen der Ueberreizung auf solche der Abspannung über. Kurz man unterwarf sie einer Behandlung, die derjenigen analog ist, die ich auf das hübsche Kind anwende, das Bishop um hundert Guineen an mich verkauft hat, und an dem ich in Wimpole-Street experimentire... heute wird sie einen heftigen Stoß erlitten haben... ihr Blut muß in ihren Adern geronnen und das Gehirn von einer Paralysie befallen sein, das ist alles recht, aber es ist noch nicht genug. Man muß suchen, forschen, entdecken..." Er suchte Mary's Augenlider zu schließen. Sie wichen ohne zu viel Widerstand dem Druck seines Fingers, hoben sich aber wieder langsam.

„Mylady," begann er mit lauter Stimme, „ich sollte erfahren, von welcher Art das Ereigniß ist, welches vorangegangen und ohne Zweifel Miß Trevor's Ohnmacht herbeigeführt hat!"

„Es ist also nur eine Ohnmacht, Herr Doktor?"

„Der Tod ist nur eine in's Unendliche verlängerte

Ohnmacht, Mylady. Erlauben Sie, Ihnen zu wiederholen, daß ich wissen sollte..."

„Ich weiß es nicht, mein Herr, ich weiß es durchaus nicht,... wenn nicht Miß Stewart es Ihnen sagen kann."

„Alles, was ich weiß," antwortete Diana, „ist, daß sie sehr lange Zeit mit Frank Perceval gesprochen hat."

„Ah!..." machte der Doktor, indem er diese Sylbe lange dehnte.

„Seit heute Morgen, als sie kam, schien sie verwirrt und von seltsamen Gedanken befangen."

„Ganz recht, Mylady, und hatte ihre Ankunft keinen besondern Grund?"

Diana erröthete und schwieg.

„Mylady," fuhr Moore gebieterisch fort, „Miß Trevor ist sehr krank, man muß mir antworten."

„Sie hatte einen Brief von Frank erhalten," sprach ganz leise Diana.

„Es war also ein Complott?" rief Lady Campbell.

„Ah!..." rief der Doktor wieder, „der ehrenwerthe Frank Perceval ist bald wieder gesund geworden!... ich bin bei dieser Heilung etwas betheiligt; können wir denn erfahren, was zwischen Miß Trevor und ihm vorgegangen ist?"

„Nein, mein Herr," antwortete Diana.

Moore warf einen beobachtenden Blick auf sie.

„Meine Damen, ich danke Ihnen," sagte er, indem er sich gegen Mary wandte. Diana betrachtete ihn mit Schrecken und Mißtrauen. Lady Campbell's Blick war auf das gläserne, starre Auge Mary's wie festgebannt. Sie konnte es nicht abwenden von den erweiterten Augapfeln, über denen die Augenlider sich nicht mehr bewegten. Sie war niedergedrückt und hatte etwas auf dem Herzen wie Reue oder Gewissens-

bisse. Der Doktor stand nach einigen Minuten auf, und grüßte stillschweigend, um sich zu entfernen.

„O! verlassen Sie uns nicht so, mein Herr," rief Lady Campbell, „sagen Sie uns wenigstens, daß Hoffnung vorhanden ist!"

„Miß Trevor ist nicht todt," erwiederte der Doktor kalt. Er zog seine Handschuhe mit großer Sorgfalt an, und fügte bei: „ich will meinen Gehülfen Rowley senden, der einen Schröpfkopf zwischen die Schultern der Kranken setzen soll, ich komme heute Abend wieder!"

„Mein Gott, mein Gott," murmelte Lady Campbell niedergeschlagen, als der Doktor abgetreten war; „welch' ein abscheuliches Unglück!... so nahe daran, glücklich zu sein!... aber sehen Sie doch, mein liebes Kind, welchen entsetzlichen Ausdruck Mary's Augen haben... o! ich sterbe, wenn ich noch länger bei dem armen Mädchen bleibe."

„Mylady," versetzte Miß Stewart, „wenn Sie wollen, so wache ich allein?"

Doktor Moore hatte sich indessen in seinen Wagen geworfen und fuhr im Galopp nach Wimpole-Street zurück.

„Rowley soll zu mir in mein Kabinet kommen," sprach er zu dem Groom, der ihm die Hausthür öffnete.

Der Chirurgie-Pharmazie-Mordgehülfe machte alsbald seine Aufwartung.

„Nun, Rowley, was macht unser schöner Vogel?"

„Immer noch im Käfig," antwortete der Schelm mit einer Art von Gutmüthigkeit spöttelnd, „und der T..... soll mich holen, wenn die Kleine nicht gern eines ihrer Beine im Stiche ließe, um mit dem andern frei umher hüpfen zu können..."

„Ist sie immer noch auf Diät gesetzt?"

„Ein niedliches Stückchen Brod von einer halben Unze alle zwei Tage.“

„Und das Zimmer fein dunkel?“

„Wie ein Ofen... ich wäre zwanzig Mal für ein Mal darin gestorben, mein Herr.“

Moore zuckte die Achseln.

„Ach! begann wieder Rowley, „das geht ganz gut, sie ist schon sehr verändert, sehr unterminirt... aber sie hält aus!... das macht mir noch Spaß bei der Sache!... heute Morgen ließ ich sie ganz ruhig einschlafen, statt sie nach zehn Minuten zu wecken — zur Militärstunde, wie es verabredet ist. Als sie fest eingeschlafen war, ging ich hinein, um sie zu sehen, man ist ein wenig neugierig, mein Herr, nun meiner Treu, man kann sagen, daß die Sache angeschlagen hat! sie hat nicht mehr als Haut und Knochen, und welche Angst, mein Herr! wie die zusammen fährt, das Experiment ist verteufelt gut gelungen!“

Rowley zog seine Uhr.

„Gott verdamm mich!“ rief er, „der kleine Schelm hat diesmal Zeit gehabt, dreizehn Minuten zu schlafen! was das lang ist, zur Strafe weck ich sie diesmal mit dem Sprachrohr.“

Der Vergiftungsgehülfe eilte hinaus.

Einen Augenblick darauf hörte man eine Donnerstimme im obern Stockwerke brüllen, ein schwacher, weiblicher Schrei antwortete darauf.

3.

Finsterniß.

Es war jetzt fünf Tage, daß Clary Mac-Farlane in die Hände Bob Lantern's gefallen, und von diesem

an den Burker Bishop abgetreten worden war. Bishop hatte sie dem Doktor Moore gebracht.

Doktor Moore hielt sie seitdem in seinem Hause in Wimpole-Street eingeschlossen.

Hier erwachte sie aus dem langen künstlichen Schlafe, in den sie Bishop's Wasser versetzt hatte, von dem die zuvorkommende, gutmüthige Mistreß Gruff eine gute Dosis in das famöse Scotihale im Gasthaus zum König Georg gegossen hatte.

Ihr Erwachen erfolgte, als Rowley sie kaum eine Viertelstunde in dem Zimmer, das für sie eingerichtet war, eingeschlossen hatte.

Als sie ihre Augen aufschlug, konnte sie sich nicht gleich von ihrer Lage Rechenschaft geben. Sie glaubte noch in einem schweren traumlosen Schlafe zu liegen, weil undurchdringliche Finsterniß sie umgab; die Erinnerung machte sie vollends wach.

„Mein Vater!" murmelte sie, „ich habe meinen Vater gesehn!..." Die Scene auf der Themse trat wieder vor das Auge ihres Geistes, aber unbestimmt und verworren, so wie Clary in dem kurzen Zwischenraum sie wahrgenommen hatte, während dessen ihr Geist zwischen ihrem lethargischen Schlafe und ihrer Ohnmacht wieder zum Bewußtsein gekommen war.

Nur Eines trat aus dem dunkeln Hintergrund ihres Gedächtnisses hervor, das blasse Gesicht Angus Mac-Farlane's, von dem Stral des Mondes beleuchtet.

Die Erinnerung an das früher Vorgefallene war lebhafter und vollständiger. Sie erinnerte sich noch genau an das große Zimmer in dem Gasthaus zum König Georg, an ihre eingeschlafene Schwester und die Angst, mit der sie selbst gegen den Schlaf gekämpft hatte.

Dieser Gedanke drückte sie nieder.

„Meine arme Anna!" sprach sie, indem sie ihr Haupt auf die Brust sinken ließ; „sie werden sie ge-

tödtet haben, aber warum haben Sie mich nicht getödtet?..."

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Strahl von Hoffnung drang in ihr Herz.

„Anna!" sprach sie ganz leise, indem sie rechts und links ihre Arme ausbreitete: „wenn sie hier wäre!... Anna! ihre Arme trafen überall nur leere Räume, und Niemand antwortete.

„Oh!" dachte sie, „Anna ist todt... und ich?... diese finstre Nacht und dies Stillschweigen... und auch ich, ich bin todt... für was hätten sie mich nicht getödtet?"

Es war Anfangs bei ihr ein unbestimmter Gedanke, mehr Hoffnung als Furcht; dann setzte sich der Gedanke fest in ihrem Geiste. Sie glaubte sich nicht mehr zu erkennen.

„Der Tod! das ist es also," begann sie wieder, „eine ewige Nacht... eine tiefe Nacht ohne Sterne... o jetzt fällt es mir ein, ich habe in diesem verwünschten Hause Gott gelästert: mit was haben wir Gott beleidigt, sprach ich, um dieses grausame Marterthum zu verdienen?... das habe ich gesagt... und Gott rächt sich."

Einen Augenblick blieb sie schweigend, still und niedergeschlagen. Nach einigen Sekunden hätte man sie können getröstet weiter sprechen hören.

„Anna, meine theure Anna muß jetzt in dem Himmel sein."

Clary kreuzte ihre Arme über die Brust, und die Berührung ihres eigenen Fleisches machte sie zusammen schauern.

„Aber nein, ich bin nicht gestorben!" sprach sie bei sich, „man hat mich lebendig in's Grab gelegt. Die Nacht!... diese Nacht brennt meine Augen... wie lange leidet man so, ehe man stirbt?..." diese Nacht glich in Nichts dem, was man in dem gewöhnlichen Leben zu sehen pflegt. Dort ist keine Finsterniß so undurchdring-

lich, daß das Auge nicht mit der Zeit sich zurecht fände und einen Gegenstand im Dunkeln sehen könnte, irgend einen Schimmer, einen verlornen Reflex von Helle. Unsre Nacht hat immer noch einen Schimmer des Trostes, wenn der Mond nicht am Himmel ist, wenn Nebel oder Wetterwolken eifersüchtig eine Binde um das Diamantauge der Sterne legen, so bleibt in der Luft noch ein geheimnißvolles Flimmern. Der Nebel zerstiebt, das Gewitter hat seine Fackel in dem Blitz; es scheint, daß die Natur die Nacht so sehr als das Leere verabscheut.

Jeder Doktor von Cambridge ist im Stande, uns zu antworten und beschwört mit einem Eide, daß die Natur keinen Horror vor dem Leeren hat, und daß die Schwere der Luftschichte allein —

Vollkommene Dunkelheit kann nur künstlich sein, deßhalb liegt sie wie ein Bleigewicht auf jeder lebendigen Kreatur. Der Mensch fürchtet sie, ihre Fortdauer beugt selbst die kräftigsten Naturen, wie alles Unbekannte und Widernatürliche führt sie instinktmäßige, unvermeidliche, gränzenlose Schrecken mit sich. Die größten Gefahren der Einbildung verschwinden dagegen unbemerkt; der Tod birgt sich vielleicht dahinter, und keine Abwehr ist möglich.

Clary Mac=Farlane war nur ein armes Kind, das allerdings alle Kraft und allen Muth ihres Alters und Geschlechtes hatte, aber ohne Vertheidigung gegen den überwältigenden Druck gänzlicher Einsamkeit, vermehrt noch durch Stillschweigen und Finsterniß. Sie glaubte, sie hätte das Leben hinter sich, aber ist nicht ein großer Theil des Todes diese völlige Abwesenheit aller Anregung; dieses Nichtssehen, Nichtshören und in der Nacht seine Arme nur ausbreiten, um in den leeren Raum zu greifen? Aber dieser Glauben, welcher hätte eine wahre Wohlthat sein können, da er Ruhe oder wenigstens Apathie mit sich führte, konnte nur vorübergehend sein, das unglückliche Mädchen hatte

bald an seinem Schmerze selbst gefühlt, daß es lebte, und ihrer qualbelasteten Brust entstieg ein tiefer Seufzer.

Dieß war ein zweites Erwachen, dessen Bitterkeit die Angst des ersten überstieg. Clary machte eine Bewegung und fühlte, daß ihr Sitz wankte. Ihre ermatteten Glieder fühlten schmerzliche Stiche, Todeskälte durchlief ihre Adern.

Lieber wäre ihr der Tod gewesen, ihr Haupt neigte sich schwer auf ihre Brust: dumpfe Betäubung ergriff ihr Herz; sie wankte auf ihrem Schämel, und wäre beinahe wie eine leblose Masse auf den Boden gefallen.

Aber sie hatte noch Kraft genug in sich, um eine Zeitlang diesen furchtbaren Kampf zu bestehen, und ihr Marterthum sollte noch viele Stunden dauern.

Statt sich sogleich zu beugen, richtete sie sich durch den innern Drang ihrer natürlichen Energie auf. Ihr Herz schlug. Sie erhob sich und wollte ihr Unglück bis auf den Grund kennen lernen und so viel als möglich ihr Grab untersuchen.

Nach drei oder vier Schritten stieß ihre ausgestreckte Hand auf Widerstand. Es war eine Barriere eigenthümlicher Art, die unter dem Druck ihrer Hand nachgab, aber nur bis zu einem gewissen Punkt wich, über welchen hinaus sie undurchdringlich wurde, man hätte es eine gepolsterte, vom Boden bis zum Plafond matratzenartig überdeckte Wand nennen können. Clary schlug einen andern Weg ein, aber in dieser neuen Richtung stellte sich ihr bald ein vollkommen gleiches Hinderniß entgegen. Zur Rechten, zur Linken, auf allen Seiten war es das Gleiche.

Sie war in einer Art großem, überall verpolsterten Kasten. Wozu? Clary errieth es nicht, als aber endlich ihre Angst stieg und ihrer Brust einen schneidenden, schmerzlichen Ton entrang, erstickte dieser so zu sagen, gab kein Echo und erstarb in ein Murmeln.

Diese verpolsterten Wände waren eine Vorsicht gegen das Geräusch von Innen und ein Bollwerk gegen den Lärm von Außen. Durch sie wurde in diesem furchtbaren Versteck die Stille so vollkommen, wie die Nacht. Durch sie mußte der Ruf der Gefangenen, mit ihr eingekerkert, ersterben.

Sie tastete immer umher und traf überall gleichförmig die weiche, elastische Einfriedigung. Sie wußte nicht, wo sie zu tasten angefangen hatte und fuhr fort, indem sie hoffte, eine Lösung zu finden, eine Vertiefung, etwas Anderes, als den erstickenden Stoff.

So machte sie mehrere Male die Runde in ihrer Zelle und hielt endlich verwirrt inne, und glaubte, einen unermeßlichen Raum durchlaufen zu haben.

Die Zeit, welche verfloß, hatte für sie weder Maß noch Ausdehnung, und die so langsamen Stunden der Angst wurden ihr zu langen Tagen. Einmal wurde sie von gewaltigem Unwillen ergriffen; ihr Gemüth empörte sich gegen die tödtliche Angst; sie trotzte der Grabesnacht, die sie wie ein Leichentuch umgab; sie wollte dieses feindliche Stillschweigen besiegen, sie rief um Hülfe, sie schrie, bis sie nur noch heisere Töne hervorbringen konnte. Der erste Ausbruch ihrer Stimme drang mächtig aus ihrer Brust, um so zu sagen erstorben zu ihren Füßen niederzusinken. Die Wände fingen so vollkommen, so wirksam den Schall auf, daß ihre Kehle, bewältigt nach einigen Anstrengungen, die Kraft zu vibriren verlor. Sie schwieg wider ihren Willen. Ihr Unwillen stieg; ihr erhitztes Gehirn gährte, sie nahm einen Anlauf und stürzte in einem Anfall von Raserei mit ihrem Körper gewaltsam vorwärts.

Vielleicht war es einer jener unüberlegten, plötzlichen Selbstmordsversuche, zu denen die Einsamkeit, eine schlimme Rathgeberin, der Verzweiflung den Gedanken in's Ohr flüstert.

Aber Clary's Kopf prallte unverwundet von der dichten Wolle zurück, womit die entgegenstehende Wand

überdeckt war. In diesem seltsamen Gefängniß konnte man sich nicht einmal einen plötzlichen Tod geben. Man mußte warten und den langsamen Gang des Todeskampfes aushalten; man mußte langsam absterben und tropfenweis vom Rande bis zur Hefen den tiefen Kelch des Todes trinken.

Clary war jedoch, von dem Stoße betäubt, auf den Boden gefallen, auf dem wie ein Teppich ein reichliches Lager von Stroh gebreitet war. Sie blieb einen Augenblick ohne Bewußtsein; dieß war für sie eine Linderung. Als die Wolken ihres Geistes sich langsam zertheilten, fühlte sie sich ruhiger und im Stande, zu beten.

Jetzt erwärmte einige Minuten ihr inbrünstiges Gebet ihr armes, vom Schmerz ergriffenes, erstarrtes Herz. Es war jener Augenblick, wo Hiob Hosianna rief. Sie lobte Gott, die sanfte Dulderin, und gab ihr beruhigtes Gemüth ganz den ernsten Hoffnungen der Religion hin.

Aber ach, der Reisende wünscht vergeblich unter den hohen Dattelbäumen der Oase zu verweilen, welche grün, frisch und lachend das Glutmeer der Wüste unterbricht: er muß weiter. Der Schatten ist so labend, das Gras so weich; die Quelle murmelt so süß in das Ohr des Wanderers, der eben noch unter dem mörderischen Sonnenstrahle vor Durst beinah verschmachtet wäre: er muß fort!

Er muß die geliebte Oase verlassen, um wieder in die unerträgliche Atmosphäre der Sahara zu treten, um die einen Augenblick auf dem feuchten Gras erfrischten Füße in den glühenden Sand zu setzen, der wohlthätigen Quelle Lebewohl sagen, um wieder den dörrenden Winden zu trotzen, deren Gluthauch wie ein Flammenofen entnervt.

Clary, das arme Mädchen, wollte sich an die Tröstungen des Himmels halten; aber Verzweiflung umgab ihre Seele, wie das Sandmeer die Oase. Der Geist

des Menschen gleicht dem Wanderer: er kann nicht unbeweglich bleiben.

Clary versank wieder bald in ihre schmerzliche Angst. Sie durchlief zwanzigmal dieselben Wechsel von Aufregung, Kleinmuth und Hoffnung. Sie betete, verwünschte, weinte... die vierundzwanzig Stunden eines Tages verflossen.

Kein Geräusch, nicht das leiseste, nicht der schwächste Schimmer waren zu der armen Einsiedlerin gedrungen. Die Finsterniß, welche sie umgab, war keine solche, an welche sich das Auge gewöhnt. Immer dieselbe finstere, traurige, schwere Nacht!

Sie hatte gebetet, ihre Qual hörte einen Augenblick auf, um wieder zu beginnen, als die erste Anwandlung des Hungers sich einstellte. Sie hatte seit zwei Tagen nicht gegessen, sie legte die Hand an ihren Busen: wenn das Lächeln eines Engels diese völlige Dunkelheit hätte erhellen können, so würde Clary die Wände ihres Gefängnisses gesehen haben, denn sie lächelte sanft und lange über dieses neue Leiden.

Hinter diesem Leiden stand der Tod. Clary begrüßte ihn von fern als einen großmüthigen Freund, in dessen Armen man die letzte Freistätte findet.

Je weiter ihre Schwäche fortschritt, desto mehr veränderten sich ihre Ideen; tausend verworrene Gedanken durchkreuzten sich in ihrem Gehirn: schmerzliche und freudige wechselten mit betäubender Schnelligkeit.

Zu gleicher Zeit wurde ihr geschwächter Körper im Uebermaße reizbar, sie zuckte ohne Grund zusammen, hatte thörichtes Gelüste, zu laufen, sich zu wälzen, zu tanzen...

Sie bewegte sich nach allen Seiten auf ihrem Strohlager, und mehr als einmal störten krampfhafte plötzliche Ausbrüche von Gelächter in traurigem Contrast die Todesstille dieses Grabes.

Das arme Mädchen war nach dem gräßlichen Ausdruck des Doktor Moore angebrochen.

Ihr Nervensystem fing an, den Angriffen des Hungers, der Nacht, der Einsamkeit zu unterliegen. Plötzlich setzten sie Anfälle einer unaussprechlichen Angst in Erstarrung, sie saß halb todt auf ihrem Lager. Einen Augenblick darauf kam ein sanfter Gesang auf ihre Lippen, dann schwieg sie, von ihrer eigenen Stimme erschreckt.

Hierauf klärte sich ihre Nacht für einen Augenblick auf; phantastische Lichter fuhren nach allen Seiten wie sprühende Funken umher; in der Ferne gingen seltsame Gesichter, bleiche Gestalten, Gespenster, in weiße Leichentücher eingehüllt, vorüber.

Sie schrie leicht auf. Die Scene wechselte. Es war ein Ball. Ihre Augen schloßen sich, von dem Glanze der Kerzen geblendet. Der Tanz wirbelte mit Blitzesschnelle um sie her. Es waren hübsche Cavaliere, halbnackte Frauen, Wohlgerüche, Blumen, Diamanten, Lächeln...

Auch sie lächelte, sie athmete die Wohlgerüche ein, sie berauschte sich an der Harmonie, bis eine plötzliche Nervenerschütterung sie in ihre Nacht zurückwarf, und da der physische Schmerz jetzt mit erneuter Kraft einbrach, hielt sie ihren Magen zwischen ihren beiden Händen zusammen und winselte wie ein Kind, das während seines Schlafes leidet.

O, die Wissenschaft hat mächtige Mittel, mehr noch zum Verderben, als zum Heil. Wenn Gott dich verdammt hat, so kann die Wissenschaft den letzten Augenblick nur aufhalten, und ihre Anstrengungen dienen bloß dazu, deine letzte Stunde noch qualvoll zu machen. Aber stark ist sie, wenn es sich darum handelt, dir zu schaden; sie kann wäh'en unter allen den Uebeln, unter welchen die Menschheit sich krümmt, sie kann sie kopiren, reproduziren, erfinden...

Im Mittelalter schmeichelten die Großen ihren Barbieren. Wir kennen Lords, welche ihrem Arzte den Hof machen, geistreiche Lords, auf Ehre.

Ein zweiter Tag ging vorüber; Clary war so schwach, daß sie sich nicht mehr auf ihrem Lager rühren konnte... Der Gedanke an Gott war entschwunden, tausend Unmöglichkeiten liefen in ihrem geschwächten Gehirn durch einander.

Ihre Schwester, ihr Vater, Stephen gingen vor ihrem Auge vorüber und sahen sie nicht. Sie wollte sie rufen; ihre Stimme stockte in ihrer trockenen, geschwollenen Kehle.

Jetzt zeigte sich ein anderes Bild in der Ferne.

Clary hielt sich ihre beiden Hände vor ihre vom Weinen ermüdeten Augen; reichliche Thränen rannen über ihre Finger, und mit sterbender Stimme rief sie:

„Edward... Edward...!"

4.

Fieberträume.

Es war ein furchtbarer Todeskampf. Nichts läßt sich mit dieser langsamen, tödtlichen Qual vergleichen, schon der Gedanke an die unbarmherzige Folter beklemmt das Herz und erregt Schauer.

Man kann nicht sagen, daß Clary Mac-Farlane nicht wußte, was Leiden ist. Seit einem halben Jahre litt sie, weil eine mächtige, unwiderstehliche Liebe gegen ihren Willen in ihr Herz eingedrungen war, und Bedenklichkeiten ihres frommen Gewissens erregte; sie litt noch mehr, weil diese Liebe, Aller Augen verborgen, das unbegränzte Vertrauen störte, das zwischen ihr und

ihrer Schwester bestanden hatte; sie litt endlich, weil diese Liebe, um so feuriger, je mehr man sie unterdrücken wollte, als eine stille, einsame Flamme fortbrannte, ohne andere Nahrung, als unbestimmte Hoffnungen, ein unklares, aber gränzenloses Verlangen von der Ferne und nach der Ferne, einige Stunden stummer Anschauung des geliebten Mannes.

Aber dieses Leiden gehörte zu denen, die man liebt, wie das Glück, und die von unsern Dichtern die süße Qual genannt werden. Sie ruft wohl oft Thränen in die Augen junger Mädchen, aber wenn sie später im Schooße des Glückes dieser Thränen sich erinnern, umschleiert sich ihr Auge, ihr Busen hebt sich, und ein Athem geht zwischen ihren geöffneten Lippen in ein melancholisches Lächeln über. Dieser Athem ist ein Seufzer; sie fühlen Sehnsucht.

Statt dieser süßen Qual der Liebe, welche Trost und Freuden mit sich führt, sah sich Clary plötzlich in die schreckliche Wirklichkeit einer unerhörten, beispiellosen Noth versetzt, die sie zwei Tage zuvor ohne Thorheit nicht einmal hätte fürchten können.

Es gab in London ein schwaches, unglückliches Kind, das an einem unbekannten Uebel dahinstarb, und man hatte Clary, strotzend von Gesundheit, strahlend von Schönheit, fortgeschleppt, um nach Belieben ihre Kraft in Schwäche, ihre Frische in Atonie zu verwandeln, man hatte die Vollkommenheiten ihres Körpers mit Grabesnacht, wie mit einem undurchdringlichen Schleier umgeben, man quälte ihren Geist mit Einsamkeit und Schweigen, man untergrub sie physisch und moralisch; man zerstörte nach den Regeln der Wissenschaft ihr Gemüth und ihren Geist. — Und das Alles geschah, um in der Folge an ihr zu experimentiren, und sie wie einen zu medizinischen Studien bestimmten Cadaver zu behandeln.

Gewöhnlich versuchen die Mitglieder des königlichen Collegs ihre Mittel an Hunden. Doktor Moore

hatte wahrscheinlich daran verzweifelt, eine Hündin hysterisch zu machen, und dann kam es diesem berühmten Praktiker nicht darauf an, gelegentlich ein Weib zu tödten.

Wir haben ihn mit aller Gemüthsruhe dem Marquis von Rio Santo aus einandersetzen hören: Er greife Clary durch Diät und absolute Sequestration in der Dunkelheit an.

Das ist in Wahrheit Alles. Wie nach diesen medizinischen Ausdrücken doch Alles ein ordentliches Ansehen gewinnt! Diät und Sequestration sind doch nichts Schreckliches, nicht wahr? Mein Gott, nein. Nur war die Diät der Hunger, und die Sequestration ein Gefängniß.

Diese Mittel führen unfehlbar zu dem von dem Doktor gewünschten Ziele. Jedes junge und mannbare Weib, einer solchen Behandlung wie Clary Mac-Farlane unterworfen, wäre wie sie zu Grunde gegangen. Hier rettet nicht Kraft; sie schadet, und die reichsten Temperamente werden am Leichtesten entnervt, nur Seelenstärke kann eine Zeitlang widerstehen; aber auch der Geist wird zuletzt besiegt und folgt, gebändigt, der Verirrung der Sinne. Die Intelligenz leidet bei den Hysterischen, erschlafft und verfällt in Apathie, oder erstirbt, während der Körper in kläglicherem Blödsinn sie überlebt.

Nach den zwei ersten Tagen der Diät und Sequestration zeigten sich bei Clary bereits alle Symptome einer weit ausgebildeten Nervenaffektion, sie wurde sich ihres Zustandes nur in lichten, immer seltener werdenden Zwischenräumen bewußt; der Hunger, welcher jetzt das thätigste Princip ihres Leidens war, quälte nicht mehr bloß ihren Magen, sondern griff ihren ganzen Körper an, ihre Glieder waren gebrochen, ihre Gelenke gelähmt; ihr Kopf drehte sich und vor ihren brennenden Augen gaukelten schmerzvolle Bilder mit Blitzesschnelle vorüber.

Manchmal glaubte sie zu sterben, dann dachte sie wieder mit der bittersten Verzweiflung, daß sie so noch lange leben könnte; sie wagte nicht mehr zu beten. Zwischen sie und Gott, den sie sich nach schottischen Religionsbegriffen als schrecklich, unerbittlich dachte, drängte sich hartnäckig das Bild eines Mannes. Auf ihrer Lippe schwebte beständig ein Name, der, in das Gebet gemischt, es zu einer Lästerung gemacht hätte.

Es war Edward, Edward, den sie liebte, der ihr Alles war, so ganz, so entschieden die letzten und flüchtigen Lichtbilder ihres Geistes beherrschte, daß ihre fromme Seele nach und nach den Gedanken an Gott verlor...

Aber kann die göttliche Gerechtigkeit die traurige Verwirrung der Stunden des Todeskampfes zum Verbrechen rechnen! Die Seele, welche an der Gränze des Lebens wankt, kann sie noch sündigen?

Die arme Clary hatte übrigens versucht, dieses Bild zu verbannen und sich zum Himmel zu wenden, aber sie vermochte es nicht, Edward war immer da, in seiner beinahe übermenschlichen Schönheit, mit allen Zaubern, womit ihn die Sehnsucht umgab. Er war da mit seiner träumerischen Stirn, in dem feierlichen Lichte der Lampen, wie in Temple-Church, oder weichlich gelagert in einen Lehnstuhl, durch einen Strahl der aufgehenden Sonne beleuchtet. Als dieses Bild sich verschleierte, konnte Clary fühllos, oder vom Schmerze überwältigt, gar nicht mehr denken. Aber die Erinnerung an den Angebeteten kehrte sehr bald wieder, und war bald von schmerzlicher Sehnsucht, bald von überschwänglichem Entzücken begleitet.

Diese Krankheiten, bei denen das Nervensystem und das Gehirn angegriffen werden, bieten eine ganz neue und unerwartete Reihe seltsamer Erscheinungen, es sind unerhörte Leiden, aber auch unvergleichliche Wonnen, Träume, wie solche das Opium im Orient hervorruft.

Man ist zur Hälfte in der Hölle, zur Hälfte im Paradies, und dieser Contrast tödtet.

Clary hatte, auf ihr Strohlager ausgestreckt, die lange Nacht über furchtbare Visionen, sie hatte auch entzückende und solche, wo Schmerz und Freude sich auf bizarre Weise vermischten.

Einmal kam sie ein Lächeln an, ein glückliches, ruhiges Lächeln, mitten unter Krämpfen. Hier gibt es keine Uebergänge zwischen Gut und Böse, sie streiten sich um den Besitz in thörichten Kämpfen.

Dießmal sah sich Clary plötzlich in Edward's Armen, während er auf einem stattlichen Rosse durch Londons volkreiche Straßen galoppirte. Rechts, links und vorn fuhr die erschreckte Menge bei Seite. Das Pferd flog. Edward, fest und ruhig im Sattel, schlang seinen Arm um Clary's Leib, sie fühlte den sanften Druck seines Armes, dessen Hand auf ihrem Herzen lag.

Rückwärts gebeugt, betrachtete sie Edward, wie man betrachtet, wenn sich die Augen beinahe berühren, und die Augen in magnetischem Rapporte stehen. Ihr Athem berührte fast Edward's Mund. Auch Edward betrachtete sie und lächelte ihr zu; Clary sah eine ganze Welt in diesem Lächeln. Es war der Blick eines Gebieters, welcher sich herabläßt, zu lieben, der Blick eines Ritters, der anbetet und dient, er war gebieterisch, königlich, aber zart und unterwürfig.

Das schöne Pferd rannte noch immer, seine Hufen eilten in elastischem Fluge über das Pflaster hin. Die gebräunten Häuser Londons flogen, wie vom Wirbel gefaßt, an ihr vorüber...

Von Zeit zu Zeit hob Edward's Arm Clary wieder in dem Sattel zu Recht. Jetzt fühlte sie sich ihm näher, ihre feuchten Augen dankten, während Edward sich lächelnd zu ihr neigte und ihre Haare küßte.

Dieses Phantom von Glück wirkte so mächtig auf ihre getäuschten Sinne, daß große Schweißtropfen

von ihren Schläfen rannten, und ihre erstickte Brust mit Anstrengung athmete...

London verschwand in der Ferne, es lachten jetzt schöne Gefilde im Sonnenschein und entfalteten in unabsehbaren Weiten die reiche Fülle ihrer lichtvollen Horizonte. Wie gut es sich liebt in den freien Räumen, wie die Luft der Einsamkeit einen von Zärtlichkeit übervollen Busen wonnevoll schwellt! Um wie viel schöner ist die Liebe im Angesichte der reichen Natur, und wie sich die Natur unter dem bezauberten Blicke der Liebe verschönert!

Clary gab sich in weiche Ruhe hin, oder tauchte feurig in das Meer von Glück, das sie von allen Seiten umgab. Unfähig, alle die Wonnen zu fassen, weihte sie ihnen den letzten Hauch ihres verschwenderischen Herzens. Ihr Blick glitt von dem edeln Gesichte auf die prachtvolle Landschaft, und kehrte bezaubert zurück, um sich in dem Blicke des Geliebten zu verlieren.

Er beeilte mit unermüdlichem Arme den Lauf seines stattlichen Rosses. Die Horizonte flohen, wie eben noch die Häuser Londons, die Ansichten wechselten; Berge, Seen, Wälder, reiche Aernten, von einigen Strohdächern überwacht; in der Ferne war das düstere Profil einer Stadt, die grauen Thürme eines alten Schlosses, die lazurne Linie eines Flusses, der sich durch die Wiesen schlängelte, und über alle diese Herrlichkeiten goß die Sonne ihre Goldströme aus.

Die Liebe und die Sonne sind die zwei Lichtpunkte der Welt! Man stirbt nicht vor Freude in der Wirklichkeit; aber Clary war erhaben über alle Wirklichkeiten, ihre Angst wie ihre Freude überschritt die Schranken des Menschlichen; sie starb vor Lust.

Plötzlich hatte das Rennen ein Ende, das herrliche Roß hielt inne; Clary suchte es und sah es nicht mehr. Die Sonne senkte langsam ihre röthliche Scheibe und barg sich hinter einem Gebirge. Clary saß auf dem Rasen; es war ihr, als ob sie die Landschaft aus

den Umgebungen kennte, sie betrachtete genauer, es war die düstere Natur von Süd-Schottland, es war ihre Heimath, und alle die Gegenstände, welche sie in ihrer Kindheit geliebt hatte, gruppirten sich um sie her: das Haus, welches ihr Vater bewohnte, ehe er das Schloß Crewe, die Meierei von Leed, das Gehölze von Saint Mary kaufte, in deren Mitte sich einsam die kleine Behausung Randal's Grahame's erhob, der Waldstrom Blackflood tobte und die bemoosten Ruinen des alten Klosters standen.

Neben ihr saß auf dem Rasen Edward, stumm wie sie, und bloß mit seinen entzückten Blicken sprechend.

Sie lehnte ihr Haupt auf Edward's Schulter; es herrschte um sie her eine liebliche Ruhe. Der Abend war still und Wohlgerüche dufteten die Felder beim Untergang der Sonne. Das Land schwieg.

Die Freuden des Tages waren vorüber. Lieblicher ist noch die ungewisse Helle des Abends, als die blendenden Strahlen der Mittagssonne. Besser ist Ruhe als Rennen. Es bedarf der Liebe, um für ihre himmlischen Wonnen, die Muße und den Schatten eine Apologie zu liefern.

Wie feurig war ihre Liebe, und nicht durch Worte zu schildern! Sie war rein und konnte nur von reiner Zärtlichkeit träumen, aber welch unbekanntes Feuer fachte der Fieberwahn in ihren jungfräulichen Gedanken an! Sie liebte, sie liebte...

Ein schmerzliches Beben durchfuhr ihre Glieder: aber dießmal waren es nicht die kranken Nerven, welche sie in Aufregung brachten, es war wieder ein Traum, sie sah, gleich ihr, auf der andern Seite Edward's ein Weib auf dem Rasen sitzen.

Ihr Herz wurde kalt und blutete.

Sie konnte die Züge dieses Weibes nicht erkennen, und bemerkte nur unbestimmt in der wachsenden Dunkelheit der Nacht die Gestalt derselben; sie drängte sich

an Edward heran, aber dieser erwiederte es nicht, und Clary, eifersüchtig, betrachtete von Neuem dieses Weib, diesen Schatten, ihre Nebenbuhlerin.

Sie erkannte ihre Schwester und rief voll Verzweiflung ihren Namen aus.

Anna wandte sich lächelnd um. Edward betrachtete die Eine nach der Andern, als ob er unschlüssig wäre, dann stieß er Clary mit kalter Gebärde von sich und kniete nieder zu Anna's Füßen.

Die arme Clary stieß eine herzzerreißende Klage aus und sank erstarrt auf das Stroh ihres Kerkers zurück.

Nun herrschte in ihrem Gefängnisse eben so vollständige Stille als Dunkelheit, man hörte selbst den schwachen Athemzug der armen Gefangenen nicht mehr.

Es war nicht wahrscheinlich, daß ihr Traum sich jemals mit seinem lieblichen Anfang und seinem kläglichen Ende verwirklichen werde. Denn Clary's Zukunft schien sich nicht mehr über einige Stunden zu erstrecken; aber er enthielt etwas Wahres und jene geheimnißvolle Ahnungsgabe, die dem Tode vorausgehen soll, hatte Clary Edward's Liebe zu ihrer Schwester entdeckt.

Das vollständigste Stillschweigen herrschte nun eine halbe Stunde lang in der Zelle unserer Dulderin.

Nach dieser Zeit konnte man ein schwaches Geräusch an der Decke des Zimmers vernehmen. Zugleich drang ein Strahl durch die Finsterniß und beleuchtete die in der dicken Atmosphäre des Gefängnisses schwebenden Atome.

Der Strahl warf Anfangs einen Kreis von Licht auf das Stroh des Bodens, dann wanderte er weiter, um nach einander die ganze Oberfläche des Bodens zu beleuchten. Nach einigem Hin- und Hertasten war Clary ganz beleuchtet.

Sie lag, der Besinnung beraubt, auf dem Stroh. Zwei Tage der Folter hatten sie beinah unkenntlich ge-

macht. Ihr edles Gesicht, durch Leiden und Hunger abgezehrt, zeigte überdieß Spuren der Convulsionen, denen sie eben noch unterworfen war.

Ein Henker hätte nicht ohne Mitleid die Wirkungen der Mißhandlung einer so schönen, in ihrem Elend noch so bewundernswürdigen Kreatur ansehen können! Ein Henker hätte sich erbarmt beim Anblick der weißen Hände, welche mit einer Gebärde stummer Verzweiflung auf dem schön gebildeten Busen lagen, der keine Bewegung mehr zeigte, beim Anblick der bleichen, durch Leiden eingefallenen Wangen, beim Anblick des großen, offenen, trüben Auges, der schmerzlichen Falten, welche sich um einen Kindermund legten, der zum Lächeln gebildet schien.

Aber der Mensch, welcher von Oben die Laterne dirigirte, kannte das Mitleid nicht. Es war kein Henker. Es war Meister Rowley, Chirurgie-Gehülfe im Dienste Doktor Moore's.

Er ließ das Licht der Laterne auf alle Theile des Gesichtes der Miß Mac-Farlane wandern und sagte nach vollendeter Prüfung:

„Pah!... bei alle dem ist das keine hundert Guineen werth, aber da sie einmal bezahlt sind, so soll es wenigstens nicht vergebens sein... und ich glaube, daß das Kind große Lust hat, so zu sterben, ohne uns um Erlaubniß zu fragen... Pah!... haben wir doch einen Gehenkten wieder in's Leben gerufen, und werden auch der Kleinen verwehren, sich aus dem Staube zu machen... nein, meine Tochter, Du kostest uns hundert Guineen, und mußt für unser Geld noch ein klein Wenig leben..."

5.

Der Chirurgiegehülfe.

Meister Rowley schloß sorgfältig die Klappe, durch welche er das Licht seiner Laterne hatte spielen lassen, stand dann auf und ließ die Ecke eines Teppichs wieder fallen, der die Oeffnung gänzlich überdeckte.

Meister Rowley war hier zu Hause, er wohnte in dem zweiten Stockwerk von Doktor Moore's Hause. Sein Zimmer wie seine Person war häßlich anzusehen: eine Anzahl von Phiolen aller Größen, meist überstaubt, gaben ihm einen besondern, aber wenig verführerischen Anblick. Es war überdies ein so scharfer, ergreifender Apothekergeruch darin, daß ein ehrlicher Mann sich schon durch die Nase vergiftet hätte. Man kann nicht sagen, daß Meister Rowley in dieser Giftatmosphäre sehr gedieh: er war mager und knorrig wie eine Weinrebe im Winter, befand sich dabei aber ganz vortrefflich; dieser infame Geruch von Droguen und Teufelslatwergen reizte seine kleine, aufgestülpte Nase sehr angenehm; der Anblick all der staubigen Phiolen erquickte sein graues, hinter runden Brillengläsern liegendes Auge. Hier war sein Arsenal und seine Bibliothek; hier auch sein Keller: denn Meister Rowley that seinen Gin in Medizinflaschen und trank nie lustiger, als wenn er in seinen großen Mund den Hals einer Flasche hielt, welche die Etikette laudanum acidum hydro-cyanicum oder irgend einen andern Teufelstitel führte. Er hatte nur ein einziges Buch: die toxikologischen Unterhaltungen des Doktor Venom. Man erhält darin Anweisung, wie man Katzen, Vögel, Maulwürfe ꝛc. und gelegentlich auch Menschen vergiften kann. Meister Rowley las alle Abende, ehe er zu

Bette ging, ein Kapitel in diesem Buch. Dies schläferte ihn so gut ein, als es nur irgend eine Ode zu Ehren Wellington's, oder eine gedruckte Rede Lord Stanley's hätte thun können.

Dieser magere, gelbe Schuft war die personifizirte Pharmazie, das eingefleischte Gift. Es war ihm nicht wohl in der freien Luft, und er athmete nur behaglich in einer verdorbenen Atmosphäre. Es gibt Leute, wie man sagt, die unverbrennbar sind; wir glauben, daß Meister Rowley giftfest war, und daß er ein Beefsteak, mit Arsenik, statt mit Pfeffer angerichtet, ohne weitere Beschwerden verschlungen hätte.

Clary Mac-Farlane's Beaufsichtigung war ihm von Moore speziell aufgetragen worden. Der Doktor hatte selbst zwei Tage zur absoluten Diät für die Gefangene festgesetzt. Die zwei Tage waren verflossen. Rowley hatte nachsehen wollen.

Der Anblick Clary's, welche ohnmächtig auf dem Stroh ihres Gefängnisses lag, machte keinerlei Eindruck auf ihn; es war die einfachste Sache von der Welt, weil es nach seinen Berechnungen hatte so kommen müssen.

Er wählte jetzt in seinem Arsenal ein halb Dutzend Phiolen und begab sich in das Kabinet des Doktors hinab. Der Doktor war abwesend. Aus tausend Gründen ließ er nie eine lebendige Seele während seiner Abwesenheit in das Heiligthum seiner gelehrten und unheiligen Arbeiten treten; aber Rowley war eine Art Körper ohne Seele und zählte nicht; er gehörte übrigens Moore vollkommen an und liebte ihn wegen seines Giftes, wie er eine Klapperschlange geliebt haben würde.

„Das ist eine sehr kitzliche Sache," brummte er, indem er mit besorglichem Tritte sich in das Kabinet begab. ‚Ein Subjekt von hundert Guineen verlieren! ... warum aber auch hundert Guineen, er hätte sie um

fünfzig bekommen... und wie viel gute Sachen hätte man um die andern fünfzig kaufen können!..."

Meister Rowley wässerte der Mund, wie einem Gourmand, der von Leckerbissen spricht. Gute Sachen waren bei ihm natürlich Mixturen und Gifte. Er ging durch das Kabinet des Doktors und öffnete eine Thür, welche sich leise in ihren geölten Angeln drehte. Diese Thür war hinten verpolstert und berührte beinahe einen zweiten Verschluß, der gleichfalls mit Wolle überzogen war und in Clary's Gefängniß führte.

Meister Rowley hatte immer noch seine Laterne in der Hand. Er nahm das Licht heraus und die kleine Zelle war plötzlich erhellt. Es war dies ein sehr kleines Zimmer, das ursprünglich zu dem des Doktors gehörte, und augenscheinlich zu dem Zweck, dem es seit zwei Tagen diente, besonders eingerichtet. Die vorhergehenden Kapitel genügen, dem Leser einen Begriff zu geben. Die Wände waren, wie wir bereits gesagt haben, sorgfältig gepolstert und statt jeder Geräthschaft befand sich nur eine schmale Bank darin.

Das Einzige, was wir noch beisetzen müssen, ist, daß der Stoff der Wolle, welcher die Wände bedeckte, von schwarzer Farbe war, um jedes Rückstrahlen von Licht zu verhüten. Es war ein wirkliches Grab; das Licht der Kerze, von allen Seiten durch die schwarze Behängung eingesogen, schien nicht die Fähigkeit der Beleuchtung zu haben, sie hatte blos das weiße Gesicht Clary Mac-Farlane's, die mit den Wogen ihres reichlichen Hauptthaars auf dem Boden lag, zu erhellen.

Meister Rowley stellte das Licht auf die Bank und schob sie vor Clary.

„Guten Tag, mein Kind, guten Tag," sprach er, „das sind schöne Haare, meiner Six und schöne Zähne ... aber hundert Guineen!... im Grund genommen geht mich das Nichts an... so viel ist gewiß, daß dieses verteufelte Loch kein Vergnügungsort ist." Er

ließ unter seiner Brille seine Blicke durch das ganze Zimmer spazieren. „Das ist aber," brummte er, „schöner schwarzer Stoff, man hätte Rock, Weste und Hosen daraus machen können!... und Wolle darunter, um ein halb Dutzend Kissen zu füttern... ei, ei, ei! das kostet Geld!... Nun, mein Kind," sprach er nach diesen ökonomischen Bemerkungen; „wir haben eine kleine Ohnmacht! he! he! unser Herzchen schlägt nicht mehr... unser Hauch würde keine Mühle mehr treiben, nein!... nun, mein Kind, wir wollen an was Gutem riechen, um uns wieder aufzuhelfen..."

Er roch mit sichtlichem Wohlbehagen nach einander an allen Phiolen und hielt endlich eine geöffnet Clary unter die Nase.

Es war dies ohne Zweifel ein sehr kräftiges Präparat, denn Clary stieß augenblicklich ein schwaches Gewinsel aus, und drehte krampfhaft die Strohhalme, welche zwischen ihre Finger gekommen waren.

„Gut, gut, mein Kind!" murmelte Meister Rowley, welcher die Vorsicht gehabt hatte, ihr die Augen zu schließen; „wollen Sie einen Bissen essen?"

Clary war in ihre Erstarrung zurückgesunken.

„Wer nicht spricht, willigt ein," versetzte der Chirurgiegehülfe mit einer Art Gutmüthigkeit, „und wirklich, meine Tochter, Sie müssen Appetit haben, warten Sie ein wenig."

Er steckte das Licht wieder in seine Laterne und ging hinaus, um sogleich wieder mit einem Bissen Brod zurückzukommen.

„Ei, wie werden wir da zugreifen!" sprach er weiter zu Clary, welche ihn nicht hörte... er gab Clary den Bissen Brod in die Hand; dann hielt er ihr von Neuem die Phiole unter die Nase.

Wenn sie aufwacht, wird sie gewiß ihr Diner verlieren, aber sie wird es suchen... Nun, mein Kind!"

Clary bewegte sich schwach, dann öffnete sie die Augen, Rowley blies sogleich sein Licht aus.

„O mein Gott!“ flüsterte die Gefangene, „ich habe geglaubt, ich sehe!...“

Sie hörte das Geräusch einer Thür, welche sich schloß, dann wurde wieder Alles still.

Galvanisirt durch diesen Schall, den ersten, welchen sie seit drei Tagen gehört, hatte sie die Kraft, sich nach dem Orte aufzuraffen, von wo er ausgegangen war; allein sie fand immer nur Polster, das durchaus die Wand bedeckte.

„Ist es wieder ein Traum?“ dachte sie, indem sie erschöpft zurücksank.

Meister Rowley war wieder in sein Zimmer zurückgegangen und hatte leise die Klappe geöffnet.

„Sie wird ihr Diner verloren haben, ganz gewiß,“ sagte er bei sich, seine Gedanken verfolgend, „und doch muß sie essen! ich gestehe, die Sache macht mich verlegen.“

Meister Rowley kratzte sich eine Sekunde hinter dem Ohr, — mehr bedürfen große Geister nicht, um einen Entschluß zu fassen.

Als er sich hinter dem Ohr gekratzt hatte, sprach er ganz leise, und mit einer Stimme, die wohl der Gevatter Wolf annahm, ehe er das Lamm verzehrte:

„Suche, meine Tochter, suche; Gott, der die jungen Raben ernährt, hat Dir ein Stückchen Brod vor die Füße gelegt.“

Clary hob lebhaft das Haupt empor und sah über sich eine unbestimmte Helle, welche alsbald wieder verschwand; es war die Klappe, welche sich wieder schloß.

Meister Rowley hatte die Wirkung dieses Theaterkniffs nicht berechnet.

Fromm bis zum Uebermaß, in dem mystischen Glauben schottischer Andacht erzogen, nahm Clary Mac-Farlane die Worte der unbekannten von oben gekommenen Stimme wörtlich. All ihr inbrünstiger

Glauben, einen Augenblick übertäubt, erwachte plötzlich in ihrem Innern, sie bereute bitterlich, verzweifelt zu haben, und betete von Grund ihres Herzens mit Vertrauen, mit Liebe zu Gott. Dann griff sie auf dem Boden umher, um das Wunderbrod zu finden.

Sie fand es und kniete nieder, um der Vorsehung, die ihr zu Hülfe kam, Dank zu sagen. Ihr Glauben, neu belebt, noch mehr als die ungenügende Nahrung, welche sie nach so langem Fasten gierig verschlang, gab ihr Ruhe und beinahe neue Kräfte.

Sie hatte keine schrecklichen oder thörichten Visionen, beinahe keine Furcht mehr. Der Gedanke an den Himmel erhellte ihre Nacht und sie wußte, daß Gott in ihrer Einsamkeit bei ihr war. Wenn der schwache Lichtstrahl der Laterne Meister Rowleys in diesem Augenblick in Clary's Kerker gedrungen wäre, so wäre der Vergiftungsgehülfe sicherlich über die von seinem Stückchen Brod hervorgebrachte Wirkung sehr erstaunt.

Clary Mac-Farlane hatte sich auf den Boden gesetzt und an die gepolsterte Wand ihrer Zelle gelehnt, wie an die Lehne eines Sessels. Sie war noch ganz blaß, aber erhabene Ruhe lag in ihrer Miene, ihre Augen, gen Himmel gerichtet, strahlten von religiöser, reiner Hoffnung, von Hoffnung, wir verstehen darunter nicht jene Hoffnung auf Zeitliches. Clary wußte oder glaubte, daß sie sterben müsse, ihre Hoffnung ging auf das Jenseits, es war ein Vorschmack jener heiligen, unbegränzten Ruhe, welche für die Gerechten auf die Beängstigungen der letzten Stunde folgt.

Ihr Mund, in dessen Lippen wieder ein wenig Blut gekommen war, hatte nicht mehr jenen eisigen Korallenglanz, sondern eine sanfte Rosenfarbe angenommen, und lächelte wie ein Engelmund.

Sie war so schön, schön bis zum Strahlen; sie war schön und rührend; Gott, den sie anrief, mußte auf sie als ein auserwähltes, vollkommenes Geschöpf, das unter den Prüfungen eines langsamen Todes-

kampfes seine jungfräuliche Seele im Gebet ergoß, einen Blick väterlicher Liebe werfen. Die Menschen hätten sie angebetet; die Engel dienten ihr. Diese Ruhe dauerte mehrere Stunden, so lange Clary beten konnte. — Nach dieser Zeit entstand ein dumpfer Aufruhr in ihrem Herzen und störte mit unheiligen Unterbrechungen die heilige Stimme des Gebets.

Clary fühlte die Rückkehr jenes schrecklichen Kampfes, dem sie beinahe unterlegen wäre. Sie richtete sich tapfer auf, um der Qual zu trotzen, und gürtete ihre Lenden zum Streit. Die Versuchung kehrte wieder, verstärkt durch die Schwäche, welche den Geist der armen Einsiedlerin drückte, durch das Stillschweigen, die Finsterniß und die Einsamkeit. Clary sah wieder Edward, immer noch schön, gebieterisch, heißgeliebt! sie wandte das Haupt ab, aber nach welcher Seite auch ihre bezauberten Augen sich wandten, war Edward da. Mit seinem anziehenden Lächeln fesselte er sie, bethörte sie und drängte sich hartnäckig zwischen sie und Gott.

Es war ein erschöpfender Kampf, dessen Getheil sich nicht erzählen läßt. Alle Qualen bestürmten dieses arme Herz, das bald nicht mehr schlagen sollte. Sie erinnerte sich ihres Traums und sah noch bisweilen den Schatten ihrer Schwester zwischen ihr und diesem Manne, der ihre Gedanken so ganz und gar zum Sklaven machte, daß der Himmel, zu Hülfe gerufen, vergeblich um ihre Befreiung rang. O! wie schön, wie liebenswürdig war er! Wie sein stolzes Haupt kühn das gemeine Niveau der Menge überragte! Wie sein Blick berauschte! Wie sein Lächeln rings um sich her Verführung strahlte!

Clary widerstand vergeblich, sie wurde besiegt. Nur hatte ihre Niederlage ein anderes Aussehen gewonnen, sie warf sich ihrem Sieger nicht mehr wie vorhin mit fieberhafter Begeisterung in die Arme.

Sie rief ihn nicht mehr mit allen Stimmen ihrer Seele, glücklich, zu sündigen, wenn er Mitschuldiger wäre, glücklich, sich mit ihm zu verderben. Ihre Qual war jetzt ernster. Während sie sich hingab, bereute sie; während sie liebte, machte sie sich Vorwürfe, daß sie liebte.

Während ihrer verhängnißvollen Ekstase hatte sie ernstliche Rückkehr zu Gott. Der Kampf verlängerte sich nach der Niederlage, und Clary versöhnte sich diesmal nicht mit ihrer Schwäche.

So wie sie nicht mehr jene fieberhaften Freuden hatte, gerieth sie auch nicht mehr in Verzweiflung. Ihre Schwester Anna war immer ihre geliebte Schwester, die Angst der Eifersucht war nicht mehr vermögend, ihre Zärtlichkeit zu schwächen.

Anna! Dieser geliebte Name hätte, wie der Name Gottes eine schützende Aegide gegen die Angriffe der Liebe vorgehalten, wenn die Liebe nicht in Clary's Herzen eine außerordentliche Stärke erreicht hätte. Aber das arme Kind liebte so leidenschaftlich, so stark, daß vor ihrer Zärtlichkeit Alles verschwand.

Der Hunger kehrte wieder und die Erschöpfung. Mit ihnen erschienen auch die hauptsächlichsten Symptome ihres nervösen Fiebers. Aber die Niedergeschlagenheit herrschte vor, und Clary schloß in einem Augenblick der Ruhe die Augen und fiel in jenen peinlichen Schlaf, der keine Ruhe gewährt und die Qualen des Wachens verlängert.

Doktor Moore blieb lange aus. Wer weiß, ob Clary aus diesem schmerzlichen, tödtlichen Schlafe geweckt werden sollte? Aber Doktor Moore brachte einen Theil seiner Tage in Irish House zu, wo er ein sorgfältiges Inventar über das geheime Kabinet des Marquis von Rio Santo entwarf.

Rowley hatte ein neues, ein ganz neues Präparat erfunden, das einen Hund von vier Monaten in drei Sekunden, fünf Terzen und einem unberechenbaren

Bruchtheile tödtete. Rowley berechnete daran, daß dieses Tränkchen einen Menschen in einer Viertelsminute tödten müßte. Das war ein ganz hübsches Resultat. Rowley schwindelte ob dieser Erfindung. Clary jedoch erwachte. Bei ihrem Erwachen fand sie sich auf einem Bette liegend, über welchem sich düstere Bettvorhänge kreuzten. In einem unbekannten Zimmer, welches eine Lampe mit einem Lichtschirme, die auf einem Tische weit vom Bette stand, schwach erleuchtete. Gegenüber von dem Bette war ein Fenster, dessen Scheiben einen schrägen Mondstrahl durchließen, der das Licht der Lampe siegreich bekämpfte und eine weißlichte Linie auf dem Teppiche zog. An dem Wandtisch saß ein Mann, welcher Clary den Rücken kehrte und langsam in den Seiten eines Quartbandes blätterte.

Dieser Mann hatte einen langen kahlen Schädel, über welchen das Licht hinglitt, und der an den Schläfen von einem Gestrüppe, wie auf dem Lande die Straßen von lebendigen Hecken, dicht begränzt war.

Vom Bette aus konnte man sein Profil nur unbestimmt wahrnehmen: eine flache Wange, aus der eine spitze Nase gleich einem Ibisschnabel hervorstach, einen Winkel von einer Augbraue und eine Brille.

Clary konnte alle diese Dinge nicht sehen, sie legte ihre beiden Hände auf die Brust und sprach:

„Mein Gott! was ich leide!“

Der Mann mit dem Quartbande machte ein Ohr in sein Buch, das der erste Band der toxikologischen Unterhaltungen war, indem er das Galgengesicht des Pharmaziegehülfen Meister Rowley in seiner ganzen Fülle zu sehen gab.

„Zum Henker!“ begann er, „zum Henker! mein Kind, wir leiden, sagen wir? Gut, mein Täubchen, wir wollen einen Arzt kommen lassen... einen berühmten Arzt...“

„Brod!“ flüsterte Clary, „um's Himmelswillen, mein Herr, ein wenig Brod.“

„Paperlepap!“ rief Rowley, „Brod! mein Kind? wir geben unsern Kranken nicht so ohne Weiteres Brod.“

Die Gedanken Clary's ordneten sich in diesem Augenblick ein wenig; sie wollte fragen, wo sie sei, fand aber nicht mehr Kraft zum Sprechen.

Rowley war mit seinem Bande toxikologischer Unterhaltungen unter dem Arme und der Lampe in der Hand dem Bette genaht.

Clary schloß ihre an die Dunkelheit gewohnten Augen. Rowley betrachtete sie einen Augenblick.

„Ein junges Mädchen hält lange aus,“ begann er endlich mit Ueberzeugung, „außerordentlich lange. Ich bin gewiß, eine einfache Dosis Laudanum würde Mühe haben ...“ Er unterbrach sich lächelnd.

„Paperlepap,“ fuhr er fort, „das Laudanum ist auch was altmodisches ... wo wend' ich mich je mehr an Laudanum!... Gerne möchte ich meine Erfindung an Jemand versuchen. Drei Sekunden, fünf Terzen und einen Bruch.“

Clary's Lippen wurden weiß und ihre Augenlieder zitterten.

„O, o!“ rief Meister Rowley, indem er ein Fläschchen, das er aus der Tasche gezogen und seit einigen Augenblicken beliebäugelt hatte, wieder einsteckte, „das Kind bekommt eine Krisis, das ist Wasser auf des Doctors Mühle!“

6.

Das Erwachen.

Es gibt Dinge, welche die Feder sich scheut, zu beschreiben. Wir haben genug davon gesprochen, um

den Leser begreifen oder errathen zu lassen, welche Rolle Doctor Moore am Bette der Clary Mac-Farlane spielen würde. Er erschien nicht, um ihr in ihrem Todeskampfe den Beistand der Wissenschaft zu leisten; er kam, um zu experimentiren, auf die Gefahr hin, zu tödten.

Der Ausdruck, dessen wir uns bedienen, ist noch zu mild, er beschuldigt zu wenig. Für den Doctor war in Wirklichkeit Clary's Tod keine Möglichkeit, sondern Gewißheit, so daß er vor ihrem Bett mit unmaskirtem Gesichte erschien. Nun war aber Doctor Moore ein kluger Mann. Um so offen seinem Schlachtopfer gegenüber zu treten, mußte man seines Stillschweigens versichert sein.

Wir haben in London ein Schauspiel vorstellen sehen, das auf der andern Seite des Kanals Furore macht, wo eine Königin von Frankreich, eine apogryphische Königin, in Gegenwart des Mannes, der sie so eben besessen hatte, die Maske abzieht; aber hinter diesem Manne zuckt ein Dolch; mit der einen Hand enthüllt die Königin ihr Gesicht, mit der andern gibt sie ein Zeichen, und der Dolch tödtet.

Das Drama war noch nicht aufgeführt; Doctor Moore kann daher keines Plagiats bezüchtigt werden; aber zu allen Zeiten hat das Verbrechen seine Netze, und seine Maske gibt, wenn sie fällt, immer das Zeichen zum Tode.

Der Doctor hatte Clary verurtheilt, und dieser Spruch war ohne Appellation; sie sollte ihr Leben unter lauter Foltern dahinschleppen, so lange ihrer Doctor Moore für seine Experimente benöthigt wäre.

Wir werden die Experimente Doctor Moore's nicht in's Einzelne verfolgen. Außer dem Empörenden dieser Schilderung könnten wir den Verlauf nur mit Hülfe der Kunstsprache der Wissenschaft verdeutlichen.

Unsere scharmanten Ladies werden die Entschuldigung vielleicht schlecht finden. So viel ist gewiß, daß

wir uns, wenn wir ausschließlich für die sporting gentlewomen und die Almackpatroninnen, die Blüthe der drei Königreiche, schreiben würden, nicht auf so wenig beschränken dürften. Haben wir doch gesehen, wie im Jahre 1827 zur Zeit des berüchtigten Prozesses des Doktor Cootes Campbell, der angeklagt war, einem zwölfjährigen Mädchen mit Hülfe einer Lanzette ein virus der furchtbarsten Art ausdrücklich in der Absicht eingeimpft zu haben, das Uebel zu bekämpfen und ein spezifisches Mittel zu gewinnen, der Gerichtssaal von Musselingewändern und weißen Coiffuren überfüllt war. Man verkaufte die Eintrittsbillets bis zu zehn Guineen, und es gab keine unter fünf.

O gewiß, schöne Ladies, nicht wegen Ihrer hält meine Feder inne. Sie sind herrische Frauen — und wenn die ordentliche und die außerordentliche Folter noch bestünde, so würden sie Ihre Gesundheit opfern, um Ihre Plätze an der Seite des Henkers zu behaupten. Das wäre ein großer Verlust für die Schauspielentrepreneurs. Das Queenstheater ginge unter, aber unglaubliches Glück würde der Henker von London machen!

Was uns vor diesem scheußlichen, gräßlichen Gemälde zurückschreckt, ist der Umstand, daß diese Zeilen, ehe sie in London gelesen werden, den Kanal passiren. Nun behauptet man, daß die französischen Damen keine Leidenschaft für die Freuden des Amphitheaters haben, und Weibern von zweideutigem Lebenswandel und Gevatterinnen, die in allen Ländern die gleichen sind, den ausschließlichen Genuß der Guillotinescenen überlassen.

Das ist unglaublich! Wir wollen es zugeben. Aber was wollen Sie, Myladies? Wir müssen uns nachsichtig gegen die schwachen Pariserinnen zeigen, welche ihr Vergnügen nicht an Dingen finden können, an welchen Sie das Ihrige finden. Sie kommen vielleicht auch noch so weit, schon fangen die Damen, berichtet man uns, welche rauchen, an, Schnitten rohes

Ochsenfleisch zu speisen, wie Ihre Herrlichkeiten. Gedulden Sie sich ein wenig! Die Vorliebe für England ist in hohen Kreisen schon sehr allgemein. Es wird, wie Sie sehen, uns gelingen, ein wenig von unserem groben Pfeffer auf die faden und weißbepuderten Sitten des armen Frankreichs zu streuen, das in diesem Augenblicke uns das Wasser noch nicht bieten kann. Darum, Myladies, rule, Britannia! England for ever! u. s. w., könnten Sie doch Old Bailey während der langen Tage besuchen.

Was wir so eben von Doctor Cootes Campbell sagten, der übrigens auf eine ehrenvolle Weise frei gesprochen wurde, obgleich seine Schuld heller als das Tageslicht war, könnte uns überheben, uns auf die Wirklichkeit der traurigen Episode zu berufen, deren Einzelheiten wir in diesem Augenblicke abzukürzen suchen. Aber die Sache ist an sich so gräßlich, so außer dem Bereiche der Sitten eines civilisirten Volkes, eines Volkes vor Allem, das auf die Dächer steigt, um unter lautem Trompetenschalle seine hochmüthige Philanthropie zu verkündigen. Sie ist, wir müssen es gestehen, unserm unglücklichen Lande so eigenthümlich, daß sie in der Ferne vielleicht auf ungläubige Leser stößt. Von Herzen wünschten wir, daß ein Zweifel möglich wäre, aber die Thatsachen sprechen. Die Fälle solchen Experimentirens an Lebendigen sind unzählig, und die Namen der Mediziner, welche für dieses Faktum vor der englischen Themis aufgeführt werden, würden eine lange Seite füllen.

Unsere Mediziner sind sehr gelehrte Männer, wir kennen unter ihnen selbst ganz ehrliche Leute. Vielleicht findet sich unter ihnen, wer weiß es, selbst Einer, der Mitleid hat; aber es ist eine traurige Wahrheit.: Doctor Moore ist kein Gebilde der Einbildungskraft.

Ganz London hatte ihn unter andrem Namen gekannt, und Vielen, die ihn gekannt haben, sind seine mörderischen Versuche nicht unbekannt geblieben, und

doch ist sein Name berühmt und steht in dem britanischen Pantheon...

Was ist daran zu verwundern? Menschenfleisch zu essen, ist eine sehr häßliche Gewohnheit; aber man denkt nicht daran, es gewissen Völkerschaften zum Verbrechen anzurechnen, und sagt von ihnen blos: es sind Kanibalen. Doctor Moore war aber ein physician. –

Doctor Moore brachte die ganze Nacht am Bette der Clary Mac-Farlane zu. Im Augenblick, wo Rowley ihn gerufen hatte, war das arme Kind von einem furchtbaren Nervenanfall ergriffen. Der Doctor entwickelte an ihr alle Feinheiten seiner ausgezeichneten Erfahrung; es hätte so viel nicht bedurft, sie zu retten; aber Moore wollte sie nicht retten.

Gegen Morgen ging er wieder in sein Kabinet und warf in Eile einige Zeilen auf das Papier.

Clary lag in einem guten und ruhigen Schlafe.

„Was soll mit ihr geschehen?" fragte Rowley, er an sein neues Präparat dachte.

„Man muß andere Zufälle determiniren," antwortete der Doctor mit Ueberlegung, „diese Nacht ist kostbar gewesen; ich bin zufrieden... aber ich kenne nur eine Seite von der Krankheit der Miß Trevor."

„Lassen Sie ihr Bett in das schwarze Zimmer bringen, Rowley, von nun an wird sie beständig schlafen wollen... von Zeit zu Zeit öffnen Sie die Klappe, um sie plötzlich zu wecken."

Rowley ging hinaus. Von diesem Augenblicke an wurde Clary jener barbarischen Folter unterworfen, welche die Agenten der französischen Republik im Gefängnisse des Temple über den unglücklichen Sohn Ludwigs XVI. verhängten. Von einem schweren, unwiderstehlichen Schlafe ergriffen, wurde sie periodisch durch die Töne einer schrecklichen Stimme geweckt, welche über ihrem Haupte donnerte.

Meister Rowley erfüllte seinen Auftrag gewissenhaft: er nahm ein Sprachrohr zu Hülfe.

Nach drei Tagen war Clary in den Zustand gekommen, den man für neue Experimente wünschte. Ihre reiche, kräftige Natur, vollkommen desorganisirt, besaß keine Kraft mehr; dagegen war ihre nervöse Empfindlichkeit zu einem Grade gestiegen, daß sie beinahe an Epilepsie gränzte und immer auf's Neue durch die grausamen Schrecken des plötzlichen Erweckens gereizt wurde.

Aber Miß Trevor's Krankheit nahm jetzt, wie wir gesehen haben, einen ganz neuen Charakter an. Vor diesem neuen Uebel stand Doctor Moore unentschlossen; er konnte es so wenig bei einem Andern erzeugen, als bei Miß Trevor bekämpfen. Einen Augenblick hörte der Doctor auf, sich mit Clary, die ihm unnütz geworden war, zu beschäftigen, und überließ sie der Sorge Meister Rowley's, welcher seine Muße zwischen ihr und den toxikologischen Unterhaltungen theilte. Wir bekommen Gelegenheit, zu sehen, ob dieser Umstand eine Erleichterung für das arme Mädchen war.

Wir wissen jetzt, was Doktor Moore sagen wollte, als er gegen den Marquis von Rio Santo von neuen Symptomen und einer furchtbaren Krisis bei Miß Trevor sprach. Ihre Unterhaltung und die Ereignisse, welche vorangingen, fanden an dem Morgen des Tages statt, wo Frank Perceval und Miß Trevor sich im Hause Lady Stewart's trafen.

Seit vierundzwanzig Stunden lag Mary in der Katalepsie.

Während dieser vierundzwanzig Stunden hatte Moore alle Mittel erschöpft, die sein tiefes Wissen und seine reiche Erfahrung ihm boten.

Er hatte versucht, durch nicht-medizinische Mittel auf ihre Sinne zu wirken: er hatte in dem Zimmer der Kranken ein Konzert veranstaltet, weil gewisse Autoren behaupten, daß die Musik für derlei Affektionen ein souveränes Mittel sei. Aber ach, wir wollen die ehrenwerthen Autoren nicht in Verzweiflung bringen,

welche kleine Singspiele komponiren; aber die Musik als Heilmittel schlägt nur in der komischen Oper an.

Da heilt man die Thorheit mit einer Romanze, das Fieber mit einem Flötensolo, die Cholera mit einer Posaunenvariation.

Das ist sehr sinnreich; aber wir haben oft David's Harfe und Saul's Hypochondrie verwünscht, welche offenbar alle diese Thorheiten zu Tage gefördert haben.

Mary's Zustand widerstand hartnäckig. Wie wir sie in Lady Stewart's Salon gesehen haben, so war sie geblieben mit ihrem weißen Gesicht, unbeweglich, mit ihren starren, wie von Crystall glänzenden Augen und ihren steifen Gliedern.

Zu ihr begab sich Doktor Moore, als er den Marquis verließ. Keine Veränderung war in Miß Trevor's Zustand seit seinem letzten Besuche vorgegangen. Diana Stewart und Lady Campbell, welche sie nicht verließen, waren in Verzweiflung. Der Doktor antwortete nach seiner Gewohnheit auf ihre Fragen nicht und ging hinaus, indem er irgend ein unbedeutendes Mittel verordnete, von dem er selbst keine Wirkung erwartete.

Bei seiner Rückkehr nach Wimpole-Street rief er Rowley wie Tags zuvor und fragte ihn, wie es mit Clary stehe.

„Meiner Treu," antwortete Rowley, „man muß das Eisen schmieden, so lang es heiß ist, und die lebende Natur beobachten, so lang das Leben dauert... ihr Leben schwindet, mein Herr, wenn Sie das Eisen schmieden wollen, so müssen Sie dazu thun: es wird kalt."

„Zeigt sich ein neues Symptom?"

„O ja... so viel ist gewiß, Sir, ein neues Symptom, und morgen wird sich noch ein anderes zeigen... sie wird todt sein!"

„Sie lebt noch, nicht wahr?" fragte er.

„Ja... noch ein wenig... sie liegt in einer Ohn-

macht... ich war eben im Zug, sie wieder zu sich zu bringen, als Sie mich rufen ließen... ich will wieder zu ihr."

Der Doktor ergriff ihn in dem Augenblick, wo er sich zurückzog, am Arm.

„Richten Sie," sagte er leise, „die voltaische Säule... die große."

Rowley sah ihn erstaunt an, dann ging er brummend fort.

„Paperlepap, wie viel Umstände! Man kann wohl sagen, daß man mit der Kleinen viel Federlesens macht."

Indessen hatte die Stunde geschlagen, in welcher der Marquis von Rio Santo sich wollte wecken lassen. Der Cavalier Angelo Bembo übernahm es und mußte zu dem Zweck in das Zimmer des Laird's, wo Rio Santo eingeschlafen war, vordringen.

Dieser lag noch immer in dem Armsessel, in welchem wir ihn verlassen haben. Auf die erste Berührung Bembo's schlug er die Augen auf, aber er schloß sie sogleich wieder.

„Schon!" murmelte er erschöpft: „Angelo, der Schlaf hat mich sehr mitgenommen."

„Ruhen Sie noch einige Stunden aus, Mylord," rieth Bembo, der mit kindlicher Bekümmerniß die erschöpften Züge des Marquis betrachtete, „morgen ist es immer noch Zeit, an Ihr Werk zu gehen."

Rio Santo erhob seinen Blick auf den jungen Malthefer und lächelte liebkosend.

„Mein Werk!" wiederholte er sanft, „Sie haben den durchdringenden Blick eines eifersüchtigen Weibes, Angelo... Sie wissen Alles, obgleich Sie niemals fragen... so lange Ihre Gegenwart entbehrlich ist, sieht man Sie nicht, aber zur Stunde der Gefahr sind Sie da."

„Auf meine Ehre, Don José," unterbrach Bembo, „ich schwöre Ihnen, nie mischte sich ein Atom von un-

bescheidener Neugierde in das Gefühl, das mich antrieb, über Sie zu wachen."

„Weiß ich es nicht?" erwiederte Rio Santo, indem er ihm seine Hand reichte, welche Bembo schüchtern drückte; „wenn man auf dieser Welt nur einen Freund hat, Angelo, so kennt man ihn, und weiß ihn zu schätzen... gewiß, in dem Augenblick, wo ich unter der furchtbaren Umarmung dieses Mannes erlag, dachte ich an Sie. Ein unbestimmtes Hoffen ging mir durch die Sinne... ich sprach bei mir: mein guter Angelo wacht vielleicht..."

„O Mylord!" versetzte Bembo traurig, „ich hatte meinen Posten verlassen..."

„Ich habe Alles gehört, als ich da auf dem Boden lag... ich weiß seit vielen Stunden, daß Sie Schildwache standen... edles, zärtliches Herz, das Sie sind, Angelo!... wenn ich an Ihre Hingebung denke, sehen Sie, so glaube ich, daß Gott mich beschützt und mir den Sieg vorbehält."

Bembo erröthete vor Stolz. Sein Auge hatte etwas von jener ritterlichen Begeisterung, welche in der treuen Brust eines Soldaten das Wort eines geliebten Fürsten hervorruft.

„Gott liebt Sie, Bembo," fuhr der Marquis fort, dessen Lächeln eine Färbung von Melancholie erhielt, „zwischen Gott und Ihnen gibt es keine Erinnerungen, welche den Himmel verbergen... ich... ich," fuhr er, von seiner Empfindung hingerissen, fort, „ich würde gern mit meinem eigenen Blute bezahlen, wenn ich mein Schwert in so reinen Händen, wie die Ihrigen, junger Freund, halten könnte!... dann wäre ich stark."

Angelo beobachtete ein ehrerbietiges Stillschweigen. Rio Santo begann wieder, seine Stimme, welche ruhig und tief wurde, mäßigend: „Aber auch so bin ich stark, und was thut es im Grunde, wenn das Werk heilig ist, von welcher Hand es ausgeführt wird... O, ich verdiene die hohe Freude des Triumphes nicht, ich weiß

es: Moses hatte gesündigt, und Gott erlaubte ihm nicht, den Fuß in das gelobte Land zu setzen... aber er zeigte es ihm von ferne am Tage seines Todes; Moses starb noch im Lande der Moabiter, aber seine Augen hatten, bevor sie sich schloßen, das Land Canaan gesehen! Er faltete mit leidenschaftlicher Inbrunst seine Hände.

– „Mag ich sterben, mein Gott, mag ich sterben, aber wie Moses mit dem Blick auf das erreichte Ziel, mag ich sterben in dem Sieg!... mag ich sterben noch in Feindesland, aber mein letzter Blick muß noch die Morgenröthe der schönen Tage meines Vaterlandes schauen! — sterben, gern will ich sterben, wenn nur meine Leiche das besiegte England niederdrücken hilft, und meine Seele, von dieser Erde scheidend, mit trunkenem Blicke die erstehende Herrschaft Irlands begrüßt."

Bembo stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

„Irland!" rief er, „das Vaterland! Signore, wohl wußte ich, daß Ihr Krieg gegen England ein legitimer Krieg sein müßte!"

Rio Santo hob wieder die langen Wimpern seiner Augenlieder zu dem enthusiastischen, blitzenden Auge Bembo's und schien dann einen Augenblick in tiefe Gedanken versunken.

„Angelo," begann er dann wieder so sanft, daß die Weichheit seiner Stimme beinahe den wahren Sinn seiner Worte Lügen strafte, „wenn ein Anderer als Sie die Hälfte von dem wüßte, was Sie wissen, so würde ich ihn tödten, aber zwischen Ihnen und Andern gähnt ein Abgrund, und ich öffne Ihnen mein Herz, ohne einen Mißbrauch meines Vertrauens zu fürchten. Wären Sie mein Sohn oder mein Bruder, ich könnte nicht mehr thun: denn meine Geheimnisse sind von der Art, daß entweder der Erfolg sie enthullt, oder der Tod sie mit dem Grabsteine überdeckt."

„Dank, Mylord," sprach leise Bembo, „Dank, Mylord! Ich kenne Ihr Leben nicht, aber ich kenne Ihren

hohen Sinn... Ihre Geheimnisse gehören Ihnen. Was ich davon weiß, ist wenig, aber das Wenige erfüllt mich mit Bewunderung und Ehrfurcht... O, Sie sind ein Irländer, Sie werden siegen! Sie werden siegen, Mylord, o, möchten Sie mich genug lieben, um mir einen Theil an der Gefahr zu gönnen!"

„Ihr Theil ist Ihnen schon zugewiesen, Signore Bembo!" antwortete der Marquis in ernstem Tone, „seit langer Zeit rechne ich auf Sie."

Das Auge des jungen Italiäners verklärte sich, und eine Frage drängte sich auf seine Lippe; aber Rio Santo verwies ihn mit einer Gebärde zum Stillschweigen.

„Sie werden den ersten Platz im Feuer haben, Angelo," fuhr er lächelnd fort, „aber wir sind noch nicht so weit, ich glaubte, Sie wollten mir heute Gesellschaft leisten?"

Angelo verbeugte sich.

„Schicken Sie mir Ereb," fuhr der Marquis fort. „Ich bin noch sehr schwach, aber ich muß die verlorne Zeit wieder einbringen." –

Sobald Angelo sich entfernt hatte, versuchte der Marquis, sich zu erheben. Seine Schwäche war wirklich noch sehr groß. Dreimal versuchte er es und sank immer wieder schwer in den Sessel zurück. Endlich gelang es ihm, sich aufzurichten, und er wankte auf das Bett zu, dessen geschlossene Vorhänge Angus Mac-Farlane verbargen.

Der Laird lag in einem tiefen Schlummer.

„Armer Bruder!" murmelte Rio Santo, „auch er leidet, weil er mich geliebt hat!... Ach, was ich Eile habe zu siegen, damit ich das Recht zu sterben habe."

Das Geräusch von Tritten verkündete Ereb's Ankunft in dem benachbarten Kabinet. Rio Santo ließ die Vorhänge vor Angus Bette niedersinken und verließ das Zimmer.

Ereb war jener kleine Neger, der, wie wir gesehen

haben, dem schönen Edward in dem Salon des viereckigen Hauses in Cornhill zum Pulte diente. Er hatte ohngefähr vierzehn Jahre, und seine bewundernswürdigen Formen traten unter der schwarzen Hülle, ohne andere Bekleidung als einen rothen Cachemirshawl, der um seine Lenden geschlungen war, schön hervor. Rio Santo fand ihn unbeweglich mitten im Kabinette stehen.

„Zu trinken," sprach der Marquis, indem er sich auf das Schnitzwerk seines Schreibtisches lehnte.

Ereb nahm einen kleinen Schlüssel, den er an einer seidenen Schnur um den Hals gebunden trug, und öffnete ein kunstvoll eingelegtes Käftchen, das sich auf einer der Stufen einer Etagere befand. Aus diesem Käftchen nahm er ein Krystallglas und ein halb leeres Fläschchen. Er goß Wasser in das Glas und mischte zwei Tropfen von dem Inhalt des Fläschchens darein. Das Wasser bedeckte sich mit schäumenden Blasen und färbte sich golden.

Rio Santo trank davon einen Schluck.

„Es ist gut," fuhr er fort, „mein Kammerdiener richte mir meine Kleidung."

Er setzte sich und leerte das Glas. Als er sich nach einer Minute wieder erhob, war Feuer in seinem beinahe erloschenen Blicke und Blut unter der zarten Haut seiner Wange. Seine Gestalt erhob sich wieder in ihrem vollen Stolz. Er trat mit festem Schritt nach seinem Ankleidezimmer.

Als er nach einigen Minuten mit jener nobeln Eleganz, welche sprüchwörtlich geworden war, gekleidet, wieder heraustrat, hätte man den Mann des vorigen Augenblicks, den unter der Erschöpfung sieben durchwachter Nächte niedergebeugten Kranken nicht mehr erkannt. Er war jetzt wieder der stolze Rio Santo, der König jener brillanten Armee, welche in den vergoldeten Salons von West-End manövrirt, er war vorzugsweise der schöne Cavalier, der Unwiderstehliche, ohne Nebenbuhler, der sogar die Erinnerungen der

Frauen, welche die Liebessaison hinter sich haben, zu besiegen vermochte; er war der Held der Liebe, der stets in den süßen Träumen aller Ladies eine Rolle spielte, der Mann, der keine Grausame fand, der Sultan, welcher in London nach Belieben das Taschentuch zuwarf, der Götze, dessen Gunstbezeigungen über eine Frau, wie einst die königlichen Launen, weggingen, ohne ihr die Verachtung der Welt zuzuziehen!

Er war der Halbgott, unter dessen Füßen die ganze Fashion sich gruppirte, drängte und zusammenschloß, um ein lebendiges Piedestal seines Ruhmes zu bilden. Zu gleicher Zeit war es auch unser Rio Santo, der Mann mit dem ungestümen Hasse, der Mann, stark unter dem erdrückenden Gewicht seiner Plane.

Er lebte wieder auf; seine Stirn strahlte, in dem verhaltnen Blitz seines Auges lag eine Welt von Versprechungen und Drohungen.

Der Cavalier Angelo Bembo reichte ihm die Hand, um ihm über den niedern Tritt seines Wagens zu helfen, vor dem vier stattliche Rosse muthwillig mit den Füßen scharrten.

Rio Santo betrachtete ihn lächelnd. Bembo, welcher ihn noch nicht genauer angesehen hatte, fuhr zurück vor furchtsamer Bewunderung — so viel üppige Kraft und unbezähmbare Gewalt erblickte er in dem eben noch geschwächten Körper.

„O Don José!‘ rief er, „was die kräftigsten Männer zu Boden wirft, gleitet an Ihnen ab, ohne eine Spur zu hinterlassen, ich sah Sie dem Tode nah... und gleich haben Sie sich wieder aufgerafft, sind munter und im Stande, anderen Anstrengungen zu trotzen, denen ich erliegen würde, ich bin ein Kind gegen Sie! Hat denn Ihr Geist für Ihren erschöpften Körper stets jene Schätze von übermenschlicher Kraft in Reserve?“

Rio Santo lächelte und sprang in den Wagen.

Bembo fuhr im Tone abergläubischer Ueberzeugung fort:

„Sie siegen, Mylord, Sie siegen!“

Das Pflaster ertönte und sprühte Funken; dann glitt der stattliche Wagen leicht und anmuthig über den Boden hin und umfuhr die entblätterten Bäume des Square, um im Galopp in den weiten Grosvenor Place einzulenken.

7.

Weder Messalina noch Magdalena.

Die Equipage des Herrn Marquis von Rio Santo fuhr über Green Park, von dem Herbst und Dämmerung bereits die Spaziergänger verscheuchten, eilte durch Picadilly, stürzte in Regent-Street, und hielt vor Banwood House.

„In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen, Angelo,“ sprach der Marquis, ehe er ausstieg. „Lassen Sie das Gefährt in der Straße ab und zu fahren, daß man es nicht vor der Thüre von Lady Ophelia stehen sieht.“

Die Gräfin von Derby war allein und in sehr traurige Gedanken versunken.

Sie wußte Nichts von der verhängnißvollen Unterredung Frank's mit Miß Trevor, und der peinliche Eindruck, der ihr von ihrem gestrigen Schritte geblieben war, hätte nicht genügt, ihrem reizenden Gesichte das Gepräge herber Entmuthigung zu geben.

Sie saß in einer warmen Bergere, gegenüber einem ersterbenden Feuer, dessen flackernde Flamme den Schatten ihrer Züge entstellte und oft durch bizarre Lichtspiele die verzweifelnde Melancholie, die der wahrhafte Aus-

druck ihrer Züge war, verschwinden ließen. Bisweilen spiegelte sich der schnelle Flammenwurf in ihrem stieren Auge, während er zu gleicher Zeit eine Wolke über ihrer Stirn bemerklich machte, und ihr den Anschein plötzlicher Leidenschaft gab; dann stumpfte wieder die Flamme, sich niedernd, die Ecken ihres hübschen Mundes, und zog darauf unbestimmte Zeichen des Lächelns.

Aber es lag in Wirklichkeit auf diesem durchaus traurigen Gesichte weder Heiterkeit noch Zorn. Lady Ophelia litt und seit langer Zeit müde, ihre Leiden niederzukämpfen, versuchte sie nicht einmal mehr dagegen zu reagiren. Sie ließ sich von ihren schmerzlichen Gedanken fortreißen, ihre Seele folgte ihnen gelehrig überall hin, wohin es ihnen gefiel, sie zu führen. Reue und Besorgniß wechselten mit einander; beide fanden Platz in einem Herzen, das müde war zu schlagen, das seine Vergangenheit in einer freudlosen Gegenwart beweinte und keinen Trost in der Zukunft fand.

Ihr Schritt vom vorigen Tag fand danach seine Beurtheilung. Sie hatte ein Hinderniß zwischen Miß Trevor und Rio Santo stellen wollen, weil Rio Santo ihr einmal gesagt hatte, daß eine Zurückweisung bei Mary ihn glücklich zu ihren Füßen zurückführen würde.

Er hatte es gesagt. Aber konnte Rio Santo zurückgewiesen werden? Gab es Hindernisse, die er nicht hätte beseitigen können?

Lady Ophelia war die letzte Person, welche auf diese doppelte Frage bejahend antworten konnte. Rio Santo war für sie ein Gott.

Aber bei allen Inkonsequenzen eines schwärmerischen Herzens fürchtete sie tödtlich für die Sicherheit dieses Gottes. Vor ihren Besorgnissen nahm er plötzlich wieder die Proportionen eines Menschen an, und sie verwünschte sich, daß sie ihr Geheimniß, sein Leben in die Gnade eines Feindes gegeben hatte. In ihrer unsinnigen Leidenschaft hatte sie zum Vertrauten dieses verhängnißvollen Geheimnisses den Nebenbuhler des Mar-

quis gemacht, den Mann, dem Alles daran liegen mußte, ihn um jeden Preis zu Grunde zu richten. Er war aber ein Ehrenmann. Sie kannte sein Herz; es war so frei und offen, wie das Herz eines Ritters alter Zeit; aber er liebte, er liebte leidenschaftlich und mit ganzer Seele. Auch sie war ehrenhaft, auch sie offen; und doch hatte sie ihren Schwur gebrochen, den sie so oft Rio Santo gethan, das traurige Abenteuer mit dem Cavalier Weber zu verschweigen.

Die Liebe ist wie die Ehrsucht, sie bringt das Gewissen zum Schweigen und wirft den Schleier der Vergessenheit über die heiligsten Versprechungen.

„Und wenn Frank Perceval vergäße! Wenn eine Indiskretion —!“

Die arme Ophelia wagte nicht, diesen furchtbaren Gedanken auszudenken. Sie weinte nicht, aber ihr anmuthiger Körper, in sich selbst zusammengezogen in einer Haltung stummer Angst, schien sich verbergen, in die Tiefe des mächtigen Lehnstuhls begraben zu wollen.

Wie schmerzlich bereute sie! Wie fühlte sie sich schuldig!...

Als ihr Kammermädchen Janet den Marquis von Rio Santo meldete, entflohen alle ihre düstern Gedanken wie mit einem Zauberschlag. Sie erhob sich getröstet, freudestrahlend und machte einen Schritt gegen die Thür. Aber sie machte nur einen. Dem Mann, welcher eintreten sollte, dem Mann, welchen sie so leidenschaftlich liebte, drohte durch sie Entehrung oder Tod. Sie sank muthlos auf ihren Sessel zurück.

Rio Santo trat ein und fühlte, daß die Hand, welche er zu seiner Lippe erhob, um sie zu küssen, zitterte.

Diese Aufregung der Gräfin war ansteckend. Rio Santo, von einer außerordentlichen Unruhe ergriffen, ließ die Hand sinken, ohne sie an seinen Mund zu erheben, und heftete auf Lady Ophelia einen jener Blicke, welche schwache oder unterjochte Herzen auf die Folter spannen.

Ophelia hatte die Augen niedergeschlagen; aber durch ihre Wimpern fühlte sie, daß dieser Blick schwer auf ihr lag. Es schien, als ob ihr Gewissen durch diese stumme, unerbittliche Prüfung ganz durchspäht werde.

Rio Santo runzelte leicht die Augbrauen. Er sah eine Thräne aus den Wimpern Ophelia's dringen. Er wußte, was er wissen wollte, was er zu erfahren fürchtete.

Er ergriff wieder die Hand der Gräfin, drückte einen kalten Kuß darauf und wandte sich nach der Thür.

„O Mylord! o Mylord!" rief Ophelia, und ihre verhaltenen Thränen brachen aus; „verlassen Sie mich nicht so!"

Rio Santo blieb stehen, sein Blick war voll von Zärtlichkeit und Mitleid.

„Sie bereuen es, nicht wahr?" fragte er. „O, ich glaube es, Mylady. Sie würden um jeden Preis Ihre Unvorsichtigkeit ungeschehen machen."

„Um den Preis meines Blutes," unterbrach ihn Ophelia die Hände ringend, und einen flehenden Blick zu ihm erhebend.

„Ich glaube es, arme Ophelia, ich glaube es," wiederholte Rio Santo. „Sie sind gut und lieben mich. Ihre Reue ist aufrichtig; aber ein Wort läßt sich nicht ungesprochen machen."

„Sie wissen denn Alles?" fragte leise die Gräfin.

„Ich fürchtete Alles, Mylady, ich wußte Nichts. Sie selbst haben sich verrathen. Sie waren sonst so erfreut, wenn ich kam. Ihr Lächeln war so offen und glücklich!... Heute empfangen Sie mich mit Thränen."

Er schwieg eine Weile und fuhr dann in ruhigem Tone fort: „Das ist ein großes Unglück, Mylady."

„Was!" rief die Gräfin in Verzweiflung, „ist die Gefahr denn so nahe und Ihr Leben —"

„Mein Leben!" unterbrach sie wehmüthig lächelnd Rio Santo, „es handelt sich nicht um mein Leben, aber war es nicht genug an Herrn von Weber?..."

Die Gräfin fühlte, daß ihre Thränen auf ihrer brennenden Wange trockneten.

„O Mylord!“ sprach sie leise voll Entsetzen; „ich fürchte, ich verstehe Sie.“

„Sie verstehen mich, Mylady. Ihre Indiskretion hat einen Menschen verurtheilt; aber es liegt weder in Ihrer, noch in irgend eines Menschen Gewalt, mich zu verurtheilen.“

Ophelia erhob sich und fiel auf ihre Kniee.

„Gnade, Don José, Gnade für ihn!“ sprach sie.

Rio Santo griff sie bei der Hand und setzte sich neben sie.

„Arme Ophelia,“ sprach er leise: „Wie viele Qualen hat Ihnen meine Liebe bereitet; und doch sind Sie die edelste und schönste unter allen Frauen, die in meiner Erinnerung leben. Ich liebe Sie so sehr als früher, und noch mehr, Mylady, und man soll nicht sagen, daß Sie vergeblich vor mir das Knie gebeugt haben. Setzen Sie sich an Ihren Sekretär und nehmen Sie eine Feder, Ophelia, um an den ehrenwerthen Frank Perceval zu schreiben.“

Die Gräfin gehorchte sogleich. Rio Santo stützte sich auf die Lehne ihres Sessels.

„Ich möchte Ihnen lieber einfach sagen: Perceval hat Nichts von mir zu fürchten,“ fuhr er fort, „ich möchte es, Mylady, denn Ihre kleinsten Wünsche sind für mich wie die Befehle eines Herrn; aber ich gehöre mir nicht selbst an, und das, was Ihnen mein Wille zu sein scheint, ist mein Verhängniß. Bin ich nicht eines Tages genöthigt worden, auf das süße Leben zu verzichten, das ich in Ihrer Nähe führte... Schreiben Sie, ich bitte Sie!“

Lady Ophelia tauchte die Feder in das Tintengefäß, und der Marquis fuhr fort.

„Schreiben Sie dem ehrenwerthen Frank Perceval, daß Sie ihn morgen Abend in Ihrem Gefährt vor dem

Theater von Saint James an der Ecke von Duke Street erwarten... Morgen Abend um neun Uhr."

Ophelia gehorchte.

„Und ich soll mich vor Saint James-Theater begeben?" fragte sie.

„Ihre Equipage, Mylady, nicht Sie... Ich will Frank Perceval empfangen.

Ophelia wandte sich schnell um und heftete einen unruhigen Blick auf Rio Santo.

„Ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann," sprach der Marquis, diesen Blick beantwortend, „daß Perceval Nichts an seinem Leben gethan werden soll. Schreiben Sie die Adresse, denn unsere Stunden sind gezählt."

Lady Ophelia zögerte noch. Sie dachte an den Baron von Weber.

Während sie noch zögerte, sah Rio Santo nach der Wanduhr, und griff nach seinem Hute, der auf einem Schranke lag.

„Mylady," sprach er, sich verneigend, „eine sehr gebieterische Pflicht befiehlt mir, mich schnell zu entfernen... Es scheint, Sie wollen sich bedenken; bedenken Sie sich, morgen lassen Sie mich Ihre Entschließung wissen. Ich habe Ihnen das einzige Mittel gesagt, das Leben Frank Percival's zu retten."

Er ging hinaus, und Ophelia blieb nachdenkend sitzen. Sie hatte ernste Gründe zur Zögerung, die Stunden vergingen ungehört, und zweimal ließ die Wanduhr ihre metallenen Schläge in ihrer Nähe ertönen, ohne daß sie aus ihrer Träumerei erwachte.

Dachte sie an die Gefahr Frank Perceval's?

Ach, Lady Ophelia war ein edelmüthiges Weib. Alles, was ein Herz nur Würdiges, Gefühlvolles, Gutes beleben kann, belebte das Ihrige; aber die Liebe, welche leidet, denkt nur an sich. Ophelia hatte ihren Brief vergessen, und versank in Träume über eine reiche und zu theure Vergangenheit.

Dieser unvollendete Brief weckte sie endlich. Ihre

Erinnerungen plädirten beredt für die Sache des Marquis, denn sie unterzeichnete unbedenklich den Brief, schrieb die Adresse und warf ihn in ihren Briefkasten, wo ihn Janet morgen nehmen sollte.

„Diese ungerechten und beleidigenden Zweifel," sprach sie leise, ‚diese Zweifel entfernen ihn von mir, alle Männer haben Duelle... und Herr von Weber ist mit dem Degen in der Hand gestorben, aber es war ein seltsames Duell, mein Gott!'

Rio Santo war schon lange wieder in seinem Wagen, Bembo konnte eine Wolke auf seiner Stirn bemerken, in dem Augenblick, wo er sich auf die seidenen Kissen des Wagens setzte, und als der Kutscher fragte, wohin er fahren sollte, antwortete er zerstreut:

„Ich weiß es nicht!"

„Dann fahren wir ohne Zweifel wieder nach Irish-House zurück," bemerkte Angelo.

„Nein!"... sprach der Marquis, dessen Geisteskräfte ein mächtiger Gedanke in Anspruch zu nehmen schien. „Es wird späte Nacht werden, ehe wir nach Irish-House zurückkehren. Dann wandte er sich an den Kutscher und fuhr entschlossen fort:

„Cornhill Magazin Falkstone."

Der Wagen setzte sich sogleich in Bewegung.

„Angelo," begann Rio Santo wieder mit bewegter Stimme, „Sie sprächen von Gefahr, die Gefahr ist gekommen."

„Um so besser, Mylord!" rief Bembo; „bei den heiligen Engeln, meinen Schutzpatronen, um so besser!"

Der Marquis schüttelte langsam den Kopf.

„O! hätte ich diese sechs Tage nicht verloren!... aber vielleicht haben Andere für mich gearbeitet. Ich will sehen. Meine geheime Korrespondenz erwartet mich in dem Handelshause. Wie dem auch sei, der Augenblick ist gekommen, Angelo. Ein unvorsichtig ausgesprochenes Wort .... O, vertrauen Sie Ihr Geheimniß nie einem Weibe an, Bembo!... Ein Wort beeilt

die Katastrophe ... Schwach oder stark, ich muß in den Kampf!"

„Ich steh' an Ihrer Seite, Mylord!" sprach Bembo mit der warmen Lebhaftigkeit seiner Hingebung.

„Danke! ... ich weiß, daß Ihr Leben mir gehört, Angelo," er ergriff seine Hand und hielt sie lange in der seinigen, als ob er sich in seinen tiefen Gedanken vergessen hätte.

„Der Würfel ist geworfen!" murmelte er endlich, „der Himmel beschütze Irland!"

„Der Himmel beschütze Irland!" wiederholte Bembo beinahe freudig.

Der Marquis fuhr bei dieser fremden Stimme, die einen Gedanken wiedergab, den er so tief in seinem Innern begraben glaubte, auf. Sein Auge blitzte und Bembo schlug vor diesem außerordentlichen Glanze die seinigen nieder.

„Danke," sprach wieder Rio Santo, dessen Stimme einen Ausdruck schwermüthiger Bitterkeit annahm, „aber Sie haben mich erschreckt, Angelo, denn diese Worte, in London ausgesprochen, tönen wie furchtbares Siegsgeschrei, und fünfzehn Jahre Anstrengung, Freund, haben mir das Recht verschafft, selbst das Signal zu geben."

Der Wagen hielt an der Ecke von Finch-Lane und Cornhill.

Rio Santo begann wieder in kurzem, unbefangenem Tone: „So, nun sind Sie mein Adjutant geworden, caro. Ich habe Ihnen Nichts gesagt, habe Sie aber errathen lassen, das ist auch Vertrauen ..."

„Ich habe Sie verstanden, Mylord, und erwarte, daß Sie über mich verfügen."

„Sie werden nicht lange zu warten brauchen, Bembo, ich trage Ihnen sogleich auf, alle Lords der Nacht auf heute Abend in den Saal von White Chapel zu bescheiden ... ich werde in drei Stunden selbst dort eintreffen ... ich muß sie versammelt finden."

„Sie werden sie finden.“

„Auch muß ich zur selben Stunde genaue Nachrichten von dem Stande der Mine in Prince's-Street haben ... denn wir brauchen Haufen von Gold, Bembo.“

„Sie sollen in zwei Stunden genaue Nachrichten haben.“

„Auf baldiges Wiedersehen!“ sagte Rio Santo, sprang aus dem Wagen und wandte sich um die Ecke von Finch Lane, um in das schmutzige Gäßchen zu gelangen, wo der Eingang in die Magazine von Edward und Comp. war. Der Wagen hielt vor dem Laden des Bijoutier Falkstone.

Bembo sprang aus der andern Kutschenthür und stieg in ein Kabriolet.

In den Magazinen von Edward und Comp., deren Fenster hermetisch verschlossen waren, war kein Licht; aber der kleine schwarze Ereb, welcher seinen Sitz hinter dem Wagen zu gleicher Zeit verließ, als Rio Santo ausstieg, zog einen Schlüssel ohne Bart mit viereckigem Loche aus dem Busen und drehte mit Hülfe desselben eine Kupferplatte, welche aus dem Schlosse der Hausthüre hervortrat. Federn wurden von innen in Bewegung gesetzt, als ob dieses große Schloß vermittelst jener damals noch ziemlich neuen Vorkehrungen geöffnet würde, deren Gebrauch seitdem selbst schon in kleinen Kaufläden aufgekommen ist.

Ein zweiter kleinerer Schlüssel wurde jetzt ein Mal gedreht, und die Thüre bewegte sich in ihren Angeln.

„Schlag an die Glocke im Mittelsaal,“ sprach Rio Santo, indem er eintrat.

„Wie viel Schläge?“

„Einen.“

Der kleine Neger ging voraus. Rio Santo folgte ihm und gelangte bald in jenen Saal ohne Fenster mit sechs Thüren, wo wir ihn schon ein Mal unter dem Namen Edward in Gesellschaft des Herrn Smith, der Mistreß Bertram, des Herrn Falkstone, des Wechslers

Walter und des Masters Peter Practice, des ehemaligen Solicitors und jetzigen Krämers und Wucherers gesehen haben.

Die Glocke hatte noch nicht ausgetönt, als eine der sechs Thüren sich öffnete und Fanny Bertram herein trat.

Die Moralisten und die Philosophen haben die jämmerliche Manier, Alles zu verallgemeinern, selbst ihre magern Bemerkungen über das weibliche Herz. Sie wissen nicht, diese strengen Krittler, daß selbst Don Juan, trotz seiner sprüchwörtlich gewordenen Erfahrung, keine bestimmte Regel über diesen kaleidoskopischen Gegenstand hätte aufstellen können. Wenn Don Juan an allen Frauen bis auf eine experimentirt hätte, so wäre er doch nicht klug geworden, und diese einzige hätte hingereicht, ihn bei Gelegenheit außer Fassung zu bringen.

Fanny Bertram mußte fünf oder sechs Jahre vor unserer Geschichte ein wunderschönes Geschöpf gewesen sein, sie gehörte noch jetzt zu den Weibern, die man auf der Straße lange mit den Augen verfolgt, und deren holdes Bild sich tief in die Erinnerung einprägt.

Was sie hauptsächlich auszeichnete, war eine Weichheit der Attitude, eine Lieblichkeit des Gebärdenspiels, dessen heimliche Reize sich weder auf der Leinwand, noch auf dem Papiere malen lassen. Ihre zarte, nachläßig wiegende Taille schien eine liebende Stütze zu verlangen; ihr vorgeneigtes Haupt ließ zwischen den Massen ihrer schönen schwarzen Haare und ihrem Schleier gerade noch so viel Platz, um auf ihre bräunliche sammtne Haut einen Kuß zu drücken. Ihre von langen glänzenden seidnen Wimpern überschleierten Augen schienen, wenn sie sich halb schloßen, in einem feuchten Lächeln zu schwimmen. Ihr Mund zeigte in den harmonischen Bewegungen ihrer sanften klangvollen Worte einen schmalen Streif von dem weißen Schmelz ihrer Zähne. Nur ein Lachen konnte in seinen unwillkürlichen Zuckungen die beiden Reihen von Perlen sichtbar machen, welche die leicht

gebleichten Lippen einschloßen; aber Fanny Bertram, über deren Züge oft ein melancholisches, zerstreutes Lächeln hinzog, hatte seit langer Zeit nicht mehr gelacht. Sie war eine Creolin aus den englischen Antillen. Ihre Jugend, in einem Leben voll Abenteuer und Vergnügen hingebracht, hatte auf ihrem Gesichte Spuren zurückgelassen, welche zwar ihre Schönheit nicht zerstören konnten, aber von jedem, selbst unerfahrenen Auge entdeckt werden müßten. Alles, was man zu ihren Gunsten thun konnte, war höchstens, daß man sich über diesen Ursprung körperlicher Erschlaffung und der Bläße in ihrem Gesichte täuschte, welche einen blauen Ring um ihre Augen zog. Und wie sollte man sich täuschen? Alles an diesem Weibe athmete das erloschene oder gedämpfte Feuer der Wollust. Es war die Venus, erschöpft von Liebeskämpfen.

So schien es wenigstens, denn die arme Fanny Bertram führte in Wirklichkeit das Leben einer Einsiedlerin und brachte ihre Tage in ihrem glänzenden Magazine zu, weit entfernt von allen Liebeshändeln, so daß kein Dandy vom höchsten, mittlern oder niedern Range sich rühmen konnte, auch nur die Spitze ihrer blassen, zarten Finger geküßt zu haben.

Das ist es eben, warum wir Moralisten und Philosophen ausgenommen haben. Was die Dichter betrifft, so ist von ihnen notorisch, daß sie das weibliche Herz studiren, indem sie den Aufgang der Morgenröthe betrachten.

Alle, welche die Feder führen, haben die fatale Gewohnheit, daß sie eine Menge von Sätzen mit den Worten beginnen: „Die Frauen thun, die Frauen sind, die Frauen sagen ..." Das ist Unsinn. Philosophisch genommen hat das Wort Frau keinen Plural. Aber selbst wenn man den Singular braucht, muß man das Alter, die Lage und die Tageszeit spezifiziren. Dieselbe Frau gleicht sich in sechs Monaten nicht mehr. Vom Morgen bis zum Abend verändert sie sich oft so,

daß sie sich nicht mehr erkennen läßt. Und unbesonnen, wie ihr seid, sprecht ihr von den Frauen, wie ihr, — wenn euch der Hunger zu Naturalisten gemacht hätte, von Schaalthieren, Säugethieren, Eierlegenden, oder von Fossilien sprechen könntet. Ihr sprecht ab, ihr lobet, ihr tadelt. Von dem, was ihr kennet, oder zu kennen glaubet, von eurer eignen Frau, von euern Geliebten schließet ihr auf eine Unbekannte, auf die Frau eines Andern, auf das Geschlecht, wie man zu sagen pflegt, wenn man sich nicht des galanten Ausdrucks: „die schönste Hälfte des menschlichen Geschlechtes," bedienen will.

Was noch tausend Mal trauriger ist, ihr gebt eine Geschichte des weiblichen Herzens. Ihr übersetzet aus dem Lateinischen oder dem Griechischen, statt zu beobachten; ihr macht Citate, statt zu beobachten, und mit einem Verse des Horaz wollt ihr Fanchons Charakter schildern.

Horaz kannte Fanchon nicht, meine Herren, und Fanchon kennt Horaz nicht. Messalina hat existirt, es ist wahr; Frauen haben Messalinen geglichen, das ist ein Unglück. Was beweist dieß? Mit welchem Rechte macht ihr aus Messalina eine Eigenschaft, ein Adjektiv? Seid ihr auch gewiß, daß ihr, wenn ihr dieß thut, entweder der Kaiserin oder derjenigen, welche ihr mit derselben vergleicht, nicht Unrecht thut?

Sie hat bereut. Können Sie ihr nicht verzeihen?

So viel ist gewiß: Jedes Weib, das gesündigt hat, heißt bei euch Messaline oder Magdalene. Es gibt kein Mittelding.

Fanny Bertram nahm sich die Freiheit, sich nicht damit zufrieden zu geben. Sie war weder Messaline noch Magdalene. Die Wollust war ihr zum Ekel geworden; Reue wollte sich zu ihrer indolenten Creolennatur nicht vertragen. Ihre Ruhe war Erschlaffung, und wenn sie sich manchmal wieder belebte und verjüngte, so warf sie sich auf eine Erinnerung.

Fanny liebte nicht mehr, weil sie zu viel geliebt hatte, oder weil vielleicht der letzte Mann, den sie geliebt hatte, ihr Verachtung gegen diejenigen, die sie noch lieben konnte, beigebracht hatte.

Sie schlummerte ein in ihrer tropischen Apathie, sie ergab sich darein, von dem Manne vergessen zu sein, der wie ein Meteor in ihrem Leben aufgegangen war. Nach dem Glücke, das er ihr im Vorbeigehn zugeworfen hatte, wollte sie von keinem andern Glücke mehr hören.

Und doch hatte Fanny viel gesündigt, ehe sie die Geliebte des Herrn Marquis von Rio Santo geworden war, der sie eines Tags genommen hatte, um sie am andern Tage wieder zu verlassen. Jetzt lebte sie von der Erinnerung, und diese Erinnerung von einem Tage füllte ihr Leben. Schon lange liebte sie den Marquis nicht mehr mit jener Liebe, welche begehrt und eifersüchtig macht, aber sie bewahrte ihm ihr Herz. Halb Apathie, halb Gefühl brach sie selbst, ohne moralischen Zweck, ohne religiöse Bedenken, ohne Zwang mit den Freuden ihrer Jugend.

Dieser Körper, in dem Alles Wollust athmete, hatte seine Sinne eingeschläfert, und ihre Seele schwelgte in der Vergangenheit. Eine Ausnahme! sagt ihr. Verstehen wir uns: da, wo es keine Regel gibt, gibt es auch keine Ausnahme. Wenn ihr aber durchaus klassifiziren wollet, so thut es. Es ist immerhin eine unschuldige Beschäftigung.

Fanny Bertram trug, als sie in den Mittelsaal trat, ein Kästchen von eingelegter Arbeit, auf dem sich ihr Namenszug überall in launischen Arabesken mit demjenigen Rio Santo's verschlang.

„Geben Sie, Fanny, geben Sie!“ rief dieser, indem er schnell nach dem Kästchen griff; „sind viele Briefe da?“

„Ja,“ antwortete die Creolin, indem sie sich neben den Marquis setzte.

„Und der Schlüssel? ...“

„Lassen Sie mich öffnen, Edward, Ihre Hand zittert ...“

Rio Santo's Hand zitterte in der That. Sobald Fanny den Schlüssel in dem Schlosse umgedreht hatte, hob er den Deckel und schaute gierig hinein.

Es waren ungefähr zwanzig Briefe. Mit einem einzigen Blicke entdeckte Rio Santo unter den zwanzig Briefen ein Couvert von grobem Papier, das den Poststämpel von Irland trug. Er stieß einen Ruf der Freude aus und riß das Couvert auf.

8.

Das kostbare Kleinod.

Fanny Bertram blieb neben Rio Santo sitzen, obgleich der Brief aus Irland, der sehnlichst erwartete, im Bereiche ihrer Augen war. Rio Santo seines Theils dachte nicht daran, sich zu entfernen. Er las eifrig und ohne Mißtrauen. Er, der sich jeder Stütze beraubte, um keinen Vertrauten zu haben, ließ jetzt unverschleiert einen Theil seines Geheimnisses einige Zoll von dem Blicke eines Weibes. Rio Santo hatte, wie in großen, so in kleinen Dingen, einen scharfen und sichern Blick. Das Vertrauen, das er einsichtsvoller Hingebung, leidenschaftlicher oder ritterlicher Zuneigung verweigerte, schenkte er einem halberstorbenen Weibe, das sich in die Vergangenheit eingeklöstert hatte, und an der Erinnerung einiger Freudentage fortexistirte, für die Gegenwart gleichgültig, aber noch immer gefangen war, noch immer liebte, aber so seltsam mit ihrer Kette sich

vertraut gemacht hatte, daß sie die Ringe derselben nicht mehr fühlte; so ganz zum Vergessen geeignet, daß es für sie keine Eifersucht mehr gab; so gealtert schon unter der wollüstigen Hülle ihrer Creolenschönheit, daß ihre frühere Liebe eine sinnliche, heftige, aufbrausende, glühende, thörichte Leidenschaft, sich dermaßen umgewandelt hatte, daß sie an Entsagung der frommen Zärtlichkeit einer Mutter glich. Alles dessen war sie sich nicht bewußt. Fanny Bertram war ein holdes, schönes Geschöpf, dem man nicht begegnen konnte, ohne von ihm angezogen zu werden. Aber in ihrer indolenten Natur lag kein Atom von Heroismus. Wenn sie auf dem von uns bezeichneten Punkte angekommen war, so hatte dieß seinen Grund darin, daß ihre frühere Leidenschaft, unaufhörlich von ihrer Apathie bekämpft, selbst nur so viel behielt, als nicht mehr belästigte. Sie war eine milde, nüchterne Zärtlichkeit geworden, in der man behaglich sich wiegen konnte. Rio Santo kannte allein auf der Welt Fanny Bertram, die sich selbst unbekannt geblieben war. Ein solches Weib bedurfte er zur Vertrauten in dem Sinne, daß sie ganz die Stelle eines organisirten geheimen Behälters vertrat, zu dem Rio Santo den Schlüssel hatte.

Sie war der Mittelpunkt, in welchen aus beinahe allen Theilen der Welt die Radien seiner ungeheuern Korrespondenz zusammenliefen. An sie allein waren alle jene ereignißschwangern und intriguenvollen Briefe gerichtet, deren unbedeutendster zehen Anklagen auf Leben und Tod motivirt haben würde. Wußte sie es? Alles läßt vermuthen, daß sie es nicht wußte. Hätte sie es gewußt, so würde sie ihre Rolle ebenso und ganz vollkommen gespielt haben: denn Muth ist eine Eigenschaft, die dem Weibe nicht leicht fehlt. Aber wie sollte sie es erfahren haben? Ist die Befriedigung der Neugierde keine Anstrengung? Die reizende Creolin legte die Briefe in ihr Kästchen, ohne selbst auf die Adresse zu sehen.

Wirklich, das Metier eines Don Juan hat seine Gefahren, zumal wenn man das eines Verschwörers damit verbindet: es ist fruchtbar an Verdruß und zieht über dem Haupt eines Mannes furchtbare Stürme zusammen; aber es hat auch seine Genüsse und Vortheile.

Weder Sie, meine Leser, noch ich hätten zur Aufbewahrung der Briefe ein so wunderbar diskretes Schreinchen gefunden, als Mistreß Bertram war.

Weder Sie noch ich... aber unter unsern Lesern ist vielleicht ein Don Juan. Das Jahrhundert bringt deren ungeheuer viele und sehr artige Exemplare hervor, besonders in den achtbaren Klassen der jungen ersten Liebhaber auf den Theatern und der galanten Perruquiers.

Rio Santo verschlang indessen seinen Brief aus Irland. Je mehr er las, desto mehr strahlte sein Auge, und seine Stirn glänzte vor Freude.

„Zehntausend!" rief er endlich in einem Ausbruch der Begeisterung; „zehntausend wackere, ehrliche Herzen!"

Fanny, welche ihn mit Bewunderung betrachtete, wie man ein geliebtes Bild, eine Lieblingscomposition zu betrachten pflegt, fuhr bei diesem plötzlichen Ausfall zusammen.

„Wollen Sie denn gegen Jemand Krieg führen?" fragte sie, indem sie über ihren eigenen Schrecken lächelte.

Sie glaubte weit von der Wahrheit entfernt zu sein.

Rio Santo antwortete nicht. Ein neuer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Seine Stirn umwölkte sich plötzlich.

„Aber dieser Brief ist vor zehen Tagen geschrieben!" murmelte er, „diese Leute müssen angekommen sein und ich bin nicht gerichtet!"

„Diesen Brief habe ich an demselben Tage erhal-

ten, wo ich Ihnen die zehntausend Pfund auszahlte,“ sagte die Creolin.

„Es muß noch ein anderer darin sein.“

Rio Santo leerte das Käftchen auf den Boden. Zwei Briefe fielen ihm sogleich in die Augen, der eine von London, von demselben Tage datirt und von derselben Hand überschrieben, wie der so eben geöffnete. Der andere trug den Stämpel von Irland. Die Ueberschrift des zweiten weckte keinerlei Neugierde in ihm. Er erbrach den von London.

Dieser Brief war gleichsam eine Ergänzung des ersten, der den Abgang von zehntausend Irländern in kleinen Truppen und auf verschiedenen Wegen nach London ankündigte; er benachrichtigte den Marquis von der Ankunft dieser Espece von Armee.

Rio Santo hatte also zu dieser Stunde in London zehntausend Soldaten, Irländer, das heißt unerschrocken, ausgehungert, hitzig und zu Allem bereit.

Er lehnte sich auf seinen Sessel zurück, und Fanny Bertram hörte ihn murmeln:

„O!... diese sechs verlorenen Tage!...“

„O! wie glücklich muß ich gewesen sein, so lange ich glaubte, daß er mich liebe!“ dachte die schöne Creolin, deren Blick sich nicht von dem Gesichte Rio Santo's verwandte.

Dieser richtete sich auf und durchlief eilig die andern Briefe. Sie waren ein buntes Gemisch, und großen Theils in Idiomen geschrieben, deren Verständniß die Gelehrten der königlichen Societät große Mühe gekostet hätte. Aber Rio Santo war bei keiner einzigen Akademie eingebürgert.

Er durchlas diese Botschaften eilig und fand in jeder derselben eine seinen Planen günstige Nachricht. Alles ging an diesem Tage nach seinen Wünschen. Jeder Punkt der Erde sandte ihm eine Waffe wider seinen mächtigen Feind.

Auch schienen sie, als er alle diese Briefe in Reih und Glied neben einander aufziehen ließ, Erfolg und Sieg zu versprechen, und ein gewaltiger Stolz bemächtigte sich seines Herzens. Sein zuversichtliches Gesicht strahlte von einem Reflex von Allmacht, er fühlte, wie der rebellische Erzengel, die Kraft in sich, gegen Gott selbst zu kämpfen.

Fanny schlug mit einem Seufzer die Augen nieder.

„Warum konnte ich nicht sterben,“ dachte sie, „an dem Tage, da ich fühlte, daß er mich nicht mehr liebte?...“

Rio Santo erhob sich und ordnete die Briefe in ein Päckchen. Seine Finger zitterten bei ihrer Berührung wie von Siegeslust. Er fühlte, daß sie unter seiner Hand ein Bündel Donnerkeule waren, deren furchtbarer Stoß genügen würde, ein Königreich über den Haufen zu werfen.

„An's Werk!“ sprach er, ohne zu wissen, was er sagte.

In dem Augenblick, wo er sich gegen die Thür wandte, welche in das Bureau von Edward und Comp. führte, hielt ihn Fanny's sanfte Stimme auf.

„Mylord,“ sagte sie, „Sie haben einen Brief vergessen.

Rio Santo kam eilig zurück.

„Es ist wahr,“ sagte er, indem er die Hand Fanny's küßte, welche erbleichte. „Sie sind mein Schutzgeist, Fanny... Sie wachen Tag und Nacht über meine Geheimnisse, ohne daß Sie suchen in dieselben einzudringen... ich habe keine bessere Freundin, als Sie.“

Die Creolin wollte lächeln; aber ihre Augen wurden feucht. Man altert vergeblich und umgibt sein Herz mit einem Walle von Eis, man bekommt wieder plötzliche Rückfälle. Fanny fühlte sich an diesem Tage unglücklich: sie hatte Rio Santo zu lange betrachtet.

Sie hielt ihm den Brief hin; er nahm und erbrach ihn.

„Einen Brief aus Irland vergessen!“ murmelte er lächelnd.

Ohne sich auf der ersten Seite aufzuhalten, suchte er sogleich die Unterschrift. Kaum hatte er sie gelesen, als sich ein Ausdruck von ernster Ehrfurcht über seine stolze Miene verbreitete. Er setzte sich wieder und las den Brief zwei Mal von Anfang bis zu Ende durch.

Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Mylord!

„Obgleich unsere Ansichten wesentlich von einander abweichen, und wir über die Mittel, unserm theuern Irland den Rang zu gewinnen, den es unter den Nationen einnehmen muß, ganz entgegengesetzte Meinungen haben, so hat doch Ihre Hingebung und Ihre feurige Liebe für das gemeinsame Vaterland den Mann nicht kalt lassen können, dessen einziger leidenschaftlicher Wunsch das Glück Irland's ist.

„Die verschiedenen Gelegenheiten, welche ich hatte, mit Ew. Herrlichkeit zu diskutiren, haben mich mit Bewunderung erfüllt über Ihren außerordentlichen Scharfblick und die mächtigen Hülfsquellen Ihres kühnen Geistes ...

„Gewiß, Mylord, wenn der Krieg, den Ew. Herrlichkeit gegen * * * zu erklären beabsichtigen, einen günstigen Ausgang haben könnte, so würde es nur unter Ihren Händen möglich sein. Sie haben das Genie zum Vorbereiten, und die Tapferkeit zur Ausführung ...

„Aber der Kampf ist ungleich, Mylord! Vielleicht kommt der Tag, wo sich die Verhältnisse zwischen beiden Ländern gleich stellen. Dieß wird geschehen, wenn das schmachvolle Unrecht, das England gegen uns ausübt, selbst vor den Augen der Engländer sich herausstellt, und uns sogar in den Reihen unserer Feinde Verbündete gewinnt; wenn sich von allen Enden Euro-

pa's ein Schrei der Entrüstung erhebt und als schweres Gewicht der Schuld auf die selbstsüchtige, elende Regierung fällt, deren erpressende Proconsuln ihre gierigen Hände über unser unglückliches Vaterland ausstrecken... so lange, Mylord, muß man warten. Besiegt werden wir nur noch tiefer sinken. Als Sieger müßten wir mit denen abrechnen, die unsere Tyrannen waren.

„Mylord, Sie haben mir nie Ihre Plane anvertraut; aber da ich Ihre hohe Begabung kenne, so kann ich nur glauben, daß Sie das Ausland gegen England zu bewaffnen gedenken. Glauben Sie, Mylord, daß damit Irland gedient ist?"

„Ich glaube, ich bin ein eben so eifriger Patriot, als Ew. Herrlichkeit; der einzige Unterschied zwischen uns in dieser Hinsicht ist: daß ich zwar viel Liebe zu meinem Vaterland habe, aber fern von jedem systematischen Hasse bin. Gott bewahre mich davor, daß ich das Verderben Englands, dieses großen, kräftigen Volkes, will! Mylord, es ist nicht immer nothwendig, zu zerstören, um aufzubauen.

„Ich will, daß Irland frei werde, das ist Alles. Sie, Mylord, wollen, daß Irland, seine Freiheit erringend, den Fuß auf den Nacken der Hauptstadt setze, und sie ihrerseits zur Sclavin mache. Ew. Herrlichkeit hegt gewaltigen Haß.

„In dem Brief, mit dem Sie mich beehrten, verlangen Sie meine Mitwirkung und meinen Rath. Mag meine Mitwirkung so mächtig sein, als Sie sagen, oder so schwach, als ich glaube, so kann ich sie Ihnen, Mylord, nur zusagen, wenn Sie die gesetzliche und friedliche Bahn verfolgen, die ich selbst eingeschlagen habe. Irland hat mir sein Vertrauen geschenkt, und ich suche dasselbe nach Kräften zu verdienen. Aber von dem Tage an, wo Sie einer der Unsern sein, Mylord, und in die Reihen der Kämpfer für den Repeal eintreten wollen, werde ich nur noch Ihr

Adjutant oder Ihr Minister sein, weil ich auf Ihre Fähigkeiten vertraue, und auf ein Genie, wie das Ihrige, das Wohl eines ganzen Volkes, sein Wohl und sein Ruhm sich begründet."

„Repeal"... murmelte Rio Santo ungeduldig; „ist ein leerer Wortschall!" —

„Repeal!" fuhr der Brief fort, als wollte er auf diese Unterbrechung antworten; „warten Sie fünf Jahre, Mylord, warten Sie höchstens zehn Jahre, und die Echo's der ganzen Welt werden dieses Wort so drohend, so furchtbar laut in Ihren Ohren widertönen, daß England beim bloßen Schalle desselben in seinen Grundfesten erbeben wird.

„Was den Rath betrifft, den Ew. Herrlichkeit von mir haben will, so ist es folgender: lassen Sie Ihren Haß nicht über Ihren Patriotismus herrschen! Warten Sie!

„Ich bin nicht dafür bekannt, Mylord, daß ich zu geduldig bin. Man klagt mich von allen Seiten der Heftigkeit, der Leidenschaft, der Hitze an, und diese Anklagen sind nicht ungegründet: mein Blut kocht in meinen Adern bei dem Gedanken an die Erniedrigung Irlands; aber in unserm Jahrhundert ist das Gesetz eine schneidendere Waffe, als das Schwert. Ich will siegen nach dem Gesetz, mit dem Gesetz, durch das Gesetz. Meine Heftigkeit, meine Leidenschaft, mein Feuer, all' das kann schweigen. Ich weiß zu warten..."

Rio Santo legte schnell den Brief wieder zusammen und warf ihn zerknittert in das Käſtchen.

Es geziemt uns nicht, den berühmten Namen, welcher dieses Schreiben unterzeichnete, auszuschreiben. Dieser Name — die ganze Welt kennt ihn — erregt ein romantisches und ernstes Interesse; er ist in Aller Mund und repräsentirt den populärsten Ruhm unseres Zeitalters.

Rio Santo's Begeisterung wurde durch die Berührung mit dieser kalten Vernunft abgekühlt. Er

blieb einige Minuten unbeweglich, in tiefe Betrachtungen versunken.

Die arme Fanny bereute, ihn zum Lesen des Briefes, der seine Freude in Traurigkeit verwandelte, genöthigt zu haben.

„Dieser Mann ist ein Advokat!“ sprach endlich der Marquis mit Bitterkeit und Leidenschaft.

Dann faßte er sich wieder, als ob er sich diesen Ausfall zum Vorwurf machte:

„Er ist ein lichtvoller Geist,“ fuhr er fort, „ein großer Bürger; aber er weiß nicht, über welche Hülfsquellen ich zu gebieten habe... er weiß nicht...“

Sein triumphirendes Lächeln erschien wieder, während er in seiner offenen Hand die Briefe wog, die erst noch in dem Kistchen verschlossen waren.

„Er weiß nicht,“ fuhr er noch weiter fort, „welche Armee ich befehlige, deren zahllose Bataillone unter allen mit England verbündeten, oder ihm feindlichen Völkern zerstreut sind! Er weiß nicht, daß ich überall in der Welt den Kreuzzug gegen Großbritannien gepredigt habe!... Warten heißt er mich... aber ich habe fünfzehn Jahre gewartet!... Ach, in einem Punkte hat er Recht, ich hasse England beinahe eben so sehr, als ich Irland liebe... und deßhalb genügen mir seine gesetzlichen und friedlichen Wege nicht; deßhalb will ich zerstören, um aufzubauen, deßhalb drängt es mich, deßhalb bin ich entschlossen, nicht länger zu warten!“

Nach einigen Minuten ließ sich der Herr Marquis von Rio Santo in dem Salon Sr. Gnaden des Fürsten Dmitri-Tolstoy, des russischen Botschafters, melden.

Der Russe hatte so eben seine Toilette vollendet, er wollte sich an den Hof begeben. Seine Feldmarschalluniform glänzte von Gold und Diamanten, und ließ die barbarische Wildheit seiner Züge nur noch mehr hervortreten. Beim Anblick Rio Santo's nahm

er eine freundliche Miene an und befahl, seine Equipage wieder in's Haus zu führen.

„Herr Marquis," sprach er, „die Ehre Ihres Besuches erfreut mich in hohem Grad, ich hoffe, daß wir lange mit einander plaudern werden."

„Wir wollen sehr lange mit einander plaudern," antwortete Rio Santo.

Der Fürst verbeugte sich anmuthig und führte seinen Gast in die prachtvolle Causeuse, die an dem Kamine ihre sammtnen Arme öffnete.

Rio Santo setzte sich; der Fürst that deßgleichen.

„Herr Marquis," begann der Letztere, „unsere Angelegenheit schreitet vor..."

„Ich habe in allen Stücken die Instruktionen Ew. Herrlichkeit befolgt, und es sollte mich nicht verwundern, wenn in zwei oder drei Monaten..."

„Mein Fürst," unterbrach ihn sanft Rio Santo, „mit oder ohne die Beihülfe Ew. Gnaden wird Alles in zwei oder drei Tagen beendigt sein."

9

Der Tatar.

Der Fürst Dmitri-Tolstoy betrachtete Rio Santo voll Erstaunen, und in seiner Miene lag die Frage: „Ist der Mensch verrückt?"

„Gewiß, Mylord," sprach er nach augenblicklichem Stillschweigen, „ich bin nunmehr ganz für Ew. Herrlichkeit gestimmt, aber es ist nicht möglich, daß Sie die bei diplomatischen Verhandlungen unvermeidlichen Zögerungen nicht kennen sollten... seit sechs Tagen habe ich eine Reihe von Operationen begonnen..."

„Die müssen Sie verfolgen, mein Herr," unterbrach ihn Rio Santo, „aber ich habe nicht Zeit, Ihre Resultate abzuwarten, ich muß diesen Resultaten vorauseilen ... glauben Ew. Gnaden nicht, daß ein politisches Versprechen sich wie ein Handelsgeschäft diskontiren lasse?"

„Wollen Ew. Herrlichkeit sich nicht deutlicher erklären?"

„Sie würden nicht besser begreifen, mein Fürst, da Sie vollkommen begreifen... aber Ew. Gnaden hat Zeit, sich zu bedenken... bedenken Sie sich, mein Herr."

Der Russe konnte nichts Besseres thun, als von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Nach einigen Sekunden begann er in unverholner übler Laune wieder:

„Auf Ehre, Mylord, auf die Gefahr hin, als ein beschränkter Kopf bei Ihnen zu erscheinen, muß ich gestehen, daß ich nicht begreife."

„Gott bewahre mich, daß ich das Wort Ew. Gnaden in Zweifel ziehe! ich will mich erklären, unter Mitschuldigen, mein Herr, muß man offen sein."

Tolstoy machte eine Gebärde heftiger Ablehnung.

„Mitschuldiger!... Mitarbeiter, Mylord!" fuhr der Marquis fort, „das Wort thut Nichts zur Sache, und ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie nicht daran denken, Ihre Theilnahme einem Werke zu verweigern, das der Kaiser mit seinem hohen Beifall beehrt... die Sache verhält sich folgender Maßen: ich glaube, ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Angriff, bei dem Sie mir helfen sollen, nur einen kleinen Theil meines Schlachtplanes ausmacht. Die Hauptaufgabe ist nicht, vollkommen zu reussiren, sondern zu einem Resultate zu gelangen, das, reell oder fingirt, sich mit andern Waffen kombiniren läßt und in seinem Theil mit in dem Kampfe dient, der nun beginnen wird. Später, wenn der volle Erfolg eintritt, wenn die europäischen Staaten England, dieses riesenhafte Comptoir, mit

einer, seinen Produkten unübersteiglichen Barriere umgeben, wird dies nicht unnützlich sein, denn der Koloß wird nicht mit einem Streiche fallen; aber für den Augenblick handelt es sich nur um ein Phantom, ein Schreckbild... fangen Sie jetzt an, mich besser zu begreifen, mein Herr?"

„Ich werde Sie noch besser begreifen, Herr Marquis, wenn Sie sich noch weiter erklären."

„Es sey denn; ich wünschte, mein Herr, daß jene Maßregel, zu welcher Ew. Gnaden die Herrn Botschafter der Mächte in zwei oder drei Monaten glauben führen zu können, morgen der Gegenstand aller Unterhaltungen an der Börse würde."

„Wie, mein Herr!" rief der Fürst, die Stirne runzelnd; „ein solches Projekt an der Börse kolportiren!..."

„So wünschte ich, mein Herr."

„Aber Ew. Herrlichkeit denkt nicht an die Gefahr, den Namen des Kaisers zu kompromittiren!"

„Wirklich, der Name des Kaisers muß ausgesprochen werden, dies scheint mir absolut nothwendig."

„Mir scheint es absolut unmöglich," antwortete der Fürst in festem, entschlossenem Tone.

„Das kann nicht Ihr letztes Wort sein, mein Herr, denn der Brief des Kaisers...."

„Glauben Sie denn, daß Nicolaus zu dem unbesonnenen Schritte, den Sie mir vorschlagen, seine Zustimmung geben werde!" rief Tolstoy.

„Nein, Mylord, gewiß nicht!" antwortete der Marquis mit nachläßiger Kälte; „das kann ich nicht glauben, Se. Majestät ist ein zu vortrefflicher Politiker, als daß er..."

Der Russe sprang auf und stieß mit Heftigkeit seinen Sitz zurück. „Jetzt," sprach er, seiner neuerwachten Wuth, seiner wirklichen Entrüstung die Zügel lassend, „mein Herr, wird Ihr Vorschlag eine offenbare Beleidigung!..."

„Pfui, mein Fürst! pfui doch!“ rief ernst Rio Santo. „Ihre treue Ergebenheit kann keinen Schatten von Zweifel erregen... Nie hatte Se. Majestät einen zuverläßigern, tadellosern Diener!“

Die Leidenschaft Tolstoy's, zum zweiten Mal unterdrückt, wich einem instinktmäßigen Schrecken, der sich in seinem Blicke malte.

„Mylord,“ sprach er, sich wieder setzend, „ich hatte geglaubt... ich dachte... ich nehme mit Vergnügen die Erklärungen Ew. Herrlichkeit entgegen!“

„Und Ew. Gnaden ist also über den Gegenstand des Besuches mit mir einverstanden?“

Tolstoy fragte mit einem schnellen Blick die Stirne des Marquis. Die vollkommene, gleichgültige Ruhe, welche er darauf entdeckte, schien seinen Gedanken eine neue Richtung zu geben, er nahm seinen peremtorischen Ton wieder an.

„Nein, mein Herr, nein,“ antwortete er, „der Brief Sr. Majestät, welcher noch in Ihren Händen ist....“

„Ist klar und deutlich; bedenken Sie, mein Fürst...“

„Nicht genug, um einen Verrath zu autorisiren!“

Rio Santo lächelte unwillkürlich, indem er antwortete:

„Ich glaube, Ew. Gnaden hat selbst vor dem Gedanken an einen Verrath einen Abscheu?“

„Was soll das heißen, mein Herr?“ rief wieder Tolstoy, indem er von Neuem in eine ausfordernde Stimmung gerieth... „Schon zum zweiten Mal lauten Ihre Worte wie Spott.“

„Ganz und gar nicht, mein Herr... Wollen Sie sich wieder setzen; ich beschwöre Sie, niemals ist es mir mehr ernst gewesen... ich begreife, sagte ich, daß Ew. Gnaden selbst vor dem Gedanken eines Verrathes Abscheu haben, weil ich glaube, zu wissen, daß ein Verrath Ihnen früher einmal nicht gelungen ist.“

Tolstoy wurde blaß vor Wuth. Sein Knebelbart hob sich auf beiden Seiten zu einem bittern, convulsivischen Lächeln und ließ die lange Reihe scharfer, weißer Zähne, wie Zähne eines wilden Thieres, zum Vorschein kommen. Es lag in der Stellung, die er plötzlich annahm, etwas von der drohenden Position eines Tigers, der im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen, um sie zu verschlingen.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte er mit halb erstickter Stimme.

„Niemand . . . ich habe es erfahren, das ist Alles.“

„Wie konnten Sie es erfahren?“

„Das ist eine Anekdote, mein Herr,“ antwortete Rio Santo, indem er der brutalen Leidenschaftlichkeit Tolstoy's das Uebermaß einer ceremoniös übertriebenen Höflichkeit entgegensetzte... ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie Ew. Gnaden zu erzählen... Es war, wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 182* ich befand mich unter dem Namen eines Grafen Policeni in Petersburg...“

„Policeni!“ wiederholte Tolstoy.

„Ja,... so habe ich mehrere Namen geführt... Zu dieser Zeit war ein junger Edelmann, der Graf Dmitri Spraunskow am Hofe wohl gelitten. Dieser wurde aus dieser oder jener Ursache des Hochverraths angeklagt...“

„Aber wurde untersucht, Mylord,“ unterbrach ihn Tolstoy aufgeregt, „untersucht und von dieser verleumderischen Anklage freigesprochen... Sie hatten Unrecht, sich auf diese Anklage zu stützen.“

„Der Graf Dmitri wurde aus Mangel an Beweisen freigesprochen, mein Herr.“

„Der Verleumdung mangelt es immer an Beweisen, mein Herr,... und beim heiligen Nikolaus, der Graf Spraunskow trägt, Fürst Tolstoy geworden,

verstehen Sie, darum den Kopf nicht weniger hoch, daß er einmal fälschlich angeklagt worden war."

„Jeder trägt den Kopf, wie er will, mein Herr... ich sagte also, daß Ew. Gnaden aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde."

„Was wollen Sie daraus schließen, wenn ich fragen darf, mein Herr?" fragte Tolstoy stolz.

„Wenn Ew. Gnaden mir erlauben wollen, so fahre ich mit meiner Anekdote fort... Zu gleicher Zeit hatte der Graf Spraunskow eine sehr schöne Italiänerin zur Geliebten, eine sehr schöne, mein Herr, ich muß es gestehen, sie hieß Signora Palianti..."

„Das hat seine Richtigkeit," murmelte der Russe.

„Ich weiß nicht, wie es kam, es scheint, daß Spraunskow als Gefangener bereute, in seine schöne Geliebte zu viel Vertrauen gesetzt zu haben, daß er Geständnisse befürchtete, vielleicht noch Schlimmeres, die Herausgabe von etwas Hinterlegtem... wichtige Aktenstücke... Beweise..."

„Aber, mein Herr!" wollte ihn der Botschafter unterbrechen.

„Erlauben Sie, mein Herr," begann wieder friedlich Rio Santo; „Beweise, sagte ich. Mein Gott, ja ... es scheint gewiß, daß Signora Palianti, war sie nun vom Komplott oder nicht, Schriften, den Etat, die doppelte Buchhaltung der Verschwörung in Händen hatte... denn man ist in Rußland noch nicht weiter... die Kunst ist in ihrer Kindheit. O mein Herr, der Fürst Dmitri Tolstoy würde jetzt, ich wette darauf, keine solche Unbesonnenheit mehr begehen."

„Mein Herr! mein Herr, wollen Sie mir sagen!"

„Erlauben Sie, mein Herr, der Graf Spraunskow wollte seinen Schulschnitzer durch eine Ungeschicklichkeit wieder gut machen, und schrieb an Laura..."

„Sie sind also Ihr Liebhaber gewesen, mein Herr?" rief Tolstoy schäumend vor Wuth.

„Mein Gott, Mylord," antwortete Rio Santo mit

so vollkommen vornehmem Ton, daß die Geckenhaftigkeit seiner Rede fast unbemerkt vorüber ging; „das ist noch das Geringste, und Ew. Gnaden kann nicht verlangen, daß ich mich so genau darauf besinne... wenn ich der Beglückte war, so mußte es wenigstens um die Zeit gewesen sein, von der wir sprechen, denn der Brief des Herrn Grafen kam mir zu Gesicht."

„Schändlich!" rief Tolstoy, „während ich gefangen saß!..."

„Ich glaube nicht, gesagt zu haben," unterbrach Rio Santo, „daß die Signora bis zur Verhaftung Ew. Gnaden wartete."

Er endigte seine Bemerkung mit einer leichten Verneigung, die ein wohlwollendes Lächeln begleitete.

Der Russe, eitel im Uebermaß, wie alle seine Landsleute, fühlte diesen letzten Hieb tief, der ihn auf seiner empfindlichsten Seite verletzte. Zitternd vor Wuth fuhr er zum zweiten Mal auf und trat einen Schritt auf den Marquis zu.

Dieser lächelte und heftete auf ihn seinen überlegenen Blick, dessen Macht Tolstoy's blitzendes Auge hinter das falbe Gestrüpp seiner gerunzelten Augbrauen zurückdrängte.

Er blieb stehen, zwischen Wuth und einer Anwandlung von abergläubischer Furcht getheilt, es fuhr ihm der Gedanke durch den verwirrten Sinn, daß dieser Mensch, der ihm gegenüber saß, eine übernatürliche Macht besitze.

Rio Santo stützte sich ruhig auf den Arm seines Lehnstuhls.

„Ja, mein Herr," fuhr er fort, „der Brief des Grafen Spraunskow war nicht für die Signora allein, aus ihren Händen ging er in die meinigen über..."

„Und Sie lasen ihn, Sir?"

„Ich war so indiskret, mein Herr."

Tolstoy ließ sich einen Fluch entschlüpfen, und begann in dem Salon mit großen Schritten auf- und ab-

zugehen, indem er halb unterdrückte Verwünschungen hören ließ. Rio Santo schien sich um diese furibunde Promenade nicht viel zu bekümmern, indeß der Fürst sich das Vergnügen machte, eine Taglioni von Marmor, die er Tags zuvor um hundert Pfund gekauft hatte, an der vergoldeten Bronce des Kamins zu zerschlagen.

Diese Exekution verschaffte ihm einige Erleichterung.

„Meiner Treu, Herr Marquis," sprach er nach einigen Sekunden in einem Tone, der ganz unbefangen sein sollte. „Ich weiß nicht, wie wir heute Abend mit einander daran sind, aber was kümmert es mich bei alle dem?... Sie denken vermuthlich nicht, daß ich noch eifersüchtig über die Signora Palianti bin, und was meinen Brief betrifft, so gibt er Ihnen das Recht, mich für schuldig zu halten, das ist Alles."

„Erlauben Sie, mein Herr," entgegnete Rio Santo, dessen Ton nachdrücklich wurde, „da ist Ew. Gnaden im Irrthum; das ist nicht Alles... wenn das Alles wäre, so wäre meine Anekdote ungesalzen und ich würde mich genöthigt sehen, sie mit einer trivialen Moral zu beschließen, z. B., ein Narr ist, der sein Geheimniß einem Weibe anvertraut... Es kommt noch besser, mein Herr."

„Was kann noch kommen?" murmelte der Fürst.

„Ich bin zu Ew. Gnaden in einer Absicht gekommen, mein Verlangen ist schon ein Mal zurückgewiesen worden, und ich erneuere den Angriff."

„Das ist unnütz, mein Herr!" versetzte Tolstoy ungeduldig.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, es ist nicht nur sehr nützlich, sondern absolut unerläßlich... ich muß Ihnen sagen, daß ich, so lange ich mir denken kann, stets eine seltsame Manie gehabt habe... ich empfehle sie Ihnen übrigens ebenfalls, mein Herr, denn ich habe mich immer gut dabei befunden. Diese Manie besteht

darin: daß ich jede Gelegenheit ergreife, einem Geheimniß auf den Grund zu kommen, wenn ich auch nicht weiß, wozu mir die gewonnene Wissenschaft dienen kann... Sehen Sie, mein Herr, das heiße ich den Acker des Zufalls besäen, und ich kenne kein Feld, das so fruchtbar ist, als der Zufall. Die Aernte läßt manchmal lange warten, aber die Saat schießt an einem schönen Tage plötzlich auf, und der Ertrag übersteigt die thörichtsten Hoffnungen."

Tolstoy fühlte sein Herz von einer unbestimmten Besorgniß beklommen. Er fühlte, daß Rio Santo eine verwundbare Stelle an ihm entdeckt hatte, und wußte nicht, nach welcher Seite hin er pariren sollte. Er stand mit gekreuzten Armen vor dem Marquis, der noch immer nachläßig in seinem Lehnstuhle saß. Seine wachsende Aengstlichkeit malte sich mit einer naiven, furchtbaren und zugleich possirlichen Energie auf seinen rohen Zügen.

Rio Santo fuhr mit kurzem Tone fort:

„Ich will Sie nicht mehr lange schmachten lassen, mein Herr. Nachdem ich Ihren Brief gelesen hatte, kam mich die Laune an, nach den von Ihnen der Signora Palianti anvertrauten Beweisstücken zu sehen..."

„O ich Unbesonnener! ich unbesonnener Narr!" murmelte der Fürst, auf sich selbst erbost.

„Ich hätte nicht gewagt, diesen letzten Ausdruck Ew. Gnaden zu gebrauchen," fuhr Rio Santo fort. „Die Signora weigerte sich Anfangs, meine Neugierde zu befriedigen. Ich muß hinzufügen, daß sie lange meinen Bitten widerstand, — fünf Minuten zum mindesten, mein Herr, aber jede Vertheidigung, so tapfer sie auch ist, erreicht ihr Ende. Die Signora gab nach, ich bekam jene famösen Aktenstücke in die Hände, welche mir zeigten, daß Sie mit den geheimen Gesellschaften in Deutschland in Verbindung standen... du mein Gott! Mylord, in Rußland spielen sie noch das furcht-

bare Spiel der Verschwörungen ganz nach den Regeln der Kunst, die hinterlegten Schätze waren vollständig, man hätte sie das Akteninventar Catalina's nennen können, Standreden, Schwüre mit Blut geschrieben, sogar die klassische Namensliste der Verschworenen!..." Rio Santo begann zu lachen. Tolstoy biß schweigend in seinen Zügel.

„Die Liste befand sich dabei, auf Ehre!" fuhr der Marquis fort, „eine lange Liste, reich an den edelsten Namen, unter denen der Ihrige ehrenvoll paradirte..."

„Und was that Ew. Herrlichkeit mit diesen Papieren?" fragte furchtsam Tolstoy, der kaum zu athmen wagte.

„Ich gab sie der Signora zurück, mein Herr!"

Ein gewaltiger Seufzer erleichterte die Brust des Fürsten; er hob sein Haupt wieder empor.

„Ach, Sie gaben Sie der Signora zurück?" sprach er mit verhaltener Stimme, welche ausfordernd und drohend zu werden begann.

„Mein Gott, ja mein Herr!"

„Alle?..."

„Beinahe alle."

Tolstoy fuhr zurück, als hätte er einen Stich in die Brust bekommen.

„Mein Herr, ich behielt blos *eines*," fuhr Rio Santo mit seiner unerschütterlichen Höflichkeit fort; *eines*, das kleinste von allen, nur drei Linien, und mit Blut besiegelt."

„Den Schwur!" stammelte Tolstoy vernichtet.

„Ja, den Schwur, mein Herr."

„Den Eid, den ich schwur, mein Gott, mein Gott!"

„Wo Sie schwuren, Sr. Majestät den Dolch in die Brust zu stoßen; das junge Deutschland liebt keine Umwege."

„Mein Gott, mein Gott! wiederholte der arme

Tatar, durch diesen tödtlichen und unvorhergesehenen Schlag schwächer als ein Kind geworden.

„Mylord," fuhr der Marquis fort, „ich konnte damals nicht denken, daß der Graf Spraunskow, Staatsgefangener, und seine Geheimnisse einer Abenteurerin anvertrauend, eines Tags die Blüthe der europäischen Diplomaten werden würde... es war die Macht der Gewohnheit, die mich trieb... ich besäte den Acker des Zufalls... die Aernte ist gekommen, wie Sie sehen."

Tolstoy antwortete nicht sogleich. Er war erschöpft auf einen Sessel gesunken, es wurde ihm grün und blau vor den Augen. Tausend drohende und bizarre Bilder gingen vor ihm vorüber. Er sah die finstern Löcher der Kasematten, die Eisfelder Sibiriens, das Schwert des Henkers blinkte ihm vor den Augen... Nach einigen Minuten ließ er seinen Sessel auf dem Teppich rollen und nahte sich Rio Santo.

„So haben Sie denn," sprach er leise, „diese Schrift in Händen, Herr Marquis?"

„Solche Dinge hebt man auf, mein Herr."

Tolstoy's Auge schien plötzlich unter dem Vorsprung seiner Augbrauen Rio Santo zu messen und die Aussichten eines verzweifelten Kampfes zu erwägen. Rio Santo, welchem dieser Blick nicht entging, rührte sich nicht.

„Sie haben sie bei sich?" fragte der Fürst.

„Nein, mein Herr!"

Tolstoy's Zähne gruben sich in den fleischigen Wall seiner Lippe, sein Blick erlosch.

„Nein!" wiederholte Rio Santo lächelnd, „was denkt Ew. Gnaden? Ich kenne kein Portefeuille, das groß genug wäre, um alle die kleinen Talismane zu fassen, von denen ich mir im Verlauf meines Lebens eine Sammlung angelegt habe... Ihr Schwur ist an seinem Platze."

„Wo?" fragte der Fürst, ohne Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

„In St. Petersburg, mein Herr.“

Tolstoy erhob zu Rio Santo einen Blick voll des giftigsten Hasses.

„Herr Marquis,“ sprach er, ihm krampfhaft die Hand drückend, „möge Gott Sie bewahren, daß Sie jemals so in meine Gewalt kommen, wie ich in der Ihrigen bin! ... Befehlen Sie, ich werde gehorchen.“

10.

Die Niederlage von Sodawasser.

Der Marquis von Rio Santo trat aus seiner nachläßigen Stellung und änderte augenblicklich den Ton.

„Wir haben nur noch wenig Zeit, von Geschäften zu sprechen, mein Herr,“ sagte er, nach der Uhr sehend, „ich will Ihnen sagen, was ich von Ihrer wohlwollenden Gefälligkeit erwarte, und was der Erfolg davon sein wird.“

„Nun, Herr Marquis!“ erwiderte der Russe mit ärgerlicher Ungeduld, „was das Resultat betrifft, so verlasse ich mich ganz auf Ew. Herrlichkeit. Sie haben den Acker des Zufalls so gut eingesät, daß Sie am Ende trotz Ihren Verbündeten zu Ihrem Ziele kommen werden.“

„Ich nehme keine Notiz von diesem Geständniß, mein Herr,“ sprach Rio Santo ernst, „es würde mich glauben lassen, daß ich Ew. Gnaden entschieden unter die Zahl meiner Gegner rechnen müßte ...“

Tolstoy schwieg.

„Mein Herr,“ fuhr der Marquis fort, indem er

seine ernsten klangvollen Worte tief betonte, „die Kutusows stehen am Hofe in hohen Ehren und sind Ihre Feinde... Derjenige, welcher Ihnen die Briefschaft, von der wir sprachen, in die Hände spielen würde, wäre ihnen ganz willkommen. Was sagen Sie dazu?“

Tolstoy's Gesicht verzog sich bei dieser Drohung.

„Sie schlagen einen Besiegten, Herr Marquis,“ sprach er mit Anstrengung, „noch ein Mal, sprechen Sie, ich werde gehorchen.“

„Und Sie werden keine Mühe haben, es zu thun, mein Herr. Das Gerücht von dem Verbot der Einfuhr englischer Waaren wird sich von selbst an der Börse verbreiten. Dafür will ich sorgen. Ihre Rolle wird sich darauf beschränken, daß Sie, wenn ein Spekulant in Ihrem Hotel sich Aufschlüsse erbittet, solche ungeschickt verneinen..... Sie verstehen mich, mein Herr?... auf eine solche Art antworten, daß Ihre Verneinung so viel als ein Zugeständniß sein kann.“

„Das genügt,“ sprach der Fürst. „Sie werden mit mir zufrieden sein.“

„Und wünscht Ew. Gnaden den Zweck davon zu erfahren?...“

„Nein, mein Herr!“

„Ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, Sie in mein Vertrauen zu ziehen... Das Fallen der Fonds wird schnell und heftig sein, um so mehr, da andere Gerüchte an diese verhängnißvolle Nachricht sich anschließen werden.“

„Ah!...“ rief der Fürst, den eine diplomatische Neugierde anwandelte.

„Ja, mein Herr... die Regierung hat am heutigen Tage und in den letzten Wochen niederschlagende Depeschen erhalten.“

Rio Santo zog seine Briefe hervor und durchlief sie, indem er fortfuhr:

„Drei Etablissements der Compagnie sind von den Afghanen geplündert worden.“

„Kleinigkeiten!" rief der Fürst.

„Erlauben Sie! ... das ganze Sindhy hat, von geheimnißvollen Agenten, von denen man glaubt, daß sie aus Europa gekommen seien, aufgereizt, zu den Waffen gegriffen..."

„Ah!" rief wieder Tolstoy.

„Obercanada ist in vollem Aufstand und die Truppen des Königs sind in zwei Gefechten unterlegen..."

„Ah! ah!... und woher kommt dieser Aufstand, Herr Marquis?"

„Von den Umtrieben der Leute, die aus Europa gekommen sind."

„Ah!" rief zum dritten Male Tolstoy, dessen Blick furchtsam und ehrerbietig wurde.

„Der Kaiser des himmlichen Reiches," fuhr Rio Santo fort, „hat so eben den Handel mit Opium an allen seinen Küsten unter Todesstrafe verboten."

„Bravo!" rief unwillkürlich der Russe, „und welcher Teufel hat diesem Magog einen so trefflichen Rath gegeben?..."

„Agenten, mein Herr, Leute, die aus Europa gekommen sind."

„Sie sind ein großer Politiker, Herr Marquis," sprach leise Tolstoy.

„Die Vereinigten Staaten machen ferner Ansprüche in Betreff Oregon's, sie sprechen von einem Krieg, und zwar sehr laut."

„Und das ist auch Ihr Werk?"

„Mein Herr, Ew. Gnaden legt mir all' das wohlwollend bei. Die Begierde der Amerikaner allein schon genügt, glaube ich, um das Resultat zu erklären... man behauptet jedoch, daß Leute, die aus Europa gekommen...

Der Russe zeigte seine Schaufelzähne und brach in ein lautes, unverholnes Lachen aus.

„Herr Marquis," unterbrach er ihn, „alle diese Leute, die aus Europa gekommen, sehen mir auf und

nieder aus, als ob sie Ihre politischen Commis-Voyageurs wären, ausgesandt, um den Acker des Zufalls einzusäen."

„Das Wort gefällt Ihnen, mein Herr, wie es scheint," bemerkte der Marquis kurz; „es ist noch nicht Alles: es hat sich in Irland eine zahlreiche Partei gebildet, welche die Eiferer für die Friedenspolitik, die harmlosen Petitionen und das Zuwarten, deren Apostel O'Connel ist, hinter sich läßt, und das Joch wirklich abzuschütteln und ihre verkannten Rechte den Chancen eines Kampfes anheimgeben will."

„Auf diesen letzten Streich wartete ich," sagte Tolstoy.

„Diese guten Leute finden," fuhr Rio Santo fort, „daß der große Agitator zu viel auf seine Demonstrationen baut; sie sagen, daß sein edles, christliches, loyales Gemüth sich vielleicht zu sehr scheut, es zu der ultima ratio der unterdrückten Völker kommen zu lassen, sie glauben, daß Daniel O'Connel trotz seinem gewaltigen, herrlichen Genie sich einer Illusion hingibt, wenn er die Freiheit eines großen Volkes durch Anwendung legaler Subtilitäten zu erobern hofft. Das englische Gesetz ist für und gegen ihn, es hat Stellen für Jedermann, und während er temporisirt, könnte da nicht eine bestochene Jury seine Entwürfe an der Wurzel abschneiden, indem sie die Thür eines Gefängnisses hinter ihm schließt?"

„Diese Leute sprechen goldene Worte, Herr Marquis... gibt es nicht noch etwas?"

„Nein, mein Herr, das ist Alles, einige kleine Unfälle abgerechnet, die bei der allgemeinen Noth der Regierung in Hintergrund treten."

Rio Santo steckte seine Briefe wieder ein.

„Ich habe Ew. Gnaden vergessen zu benachrichtigen," fügte er noch bei, „daß der Kredit der Compagnie gewaltig erschüttert worden ist durch die gleichzeitige Flucht der Hälfte ihrer Rechnungsbeamten, wo

eine wahre Epidemie von Bankerotten ausgebrochen ist.“ . . .

„Oh! . . . oh! . . . oh! . . .“ rief der Fürst, indem er sich die Hände rieb, „das setzt dem Ganzen die Krone auf, beim heiligen Nikolaus! mein Herr, wenn Sie ein Agent Sr. Majestät wären, statt für einen unbekannten Zweck zu arbeiten, der mir entgeht und mich beunruhigt, so wollte ich als Kammerdiener bei Ihnen in Dienste treten.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr, aber das ist noch nicht das Aergste, das Aergste ist die kleine Finanzoperation, in der Sie mir zu helfen die Güte haben werden . . . eine einzige Seite blieb Englands Kredit noch offen: Europa, wohin sein Handel, in den andern vier Welttheilen gewaltsam angegriffen, einen Ausweg suchen könnte . . . auf dieser Seite stelle ich Ew. Gnaden als Wächter auf . . . der Streich, den Sie ohne große Anstrengung ausführen, macht die Noth vollkommen. Das Sinken der Fonds morgen, oder übermorgen, denn eine letzte Nachricht, welche das Datum festsetzt, fehlt mir noch, wird bewirken, daß das Eis vollends bricht; Sie werden mir glauben, mein Herr, wenn ich Ihnen sage: daß ich die Inhaber von fünf mal hundert tausend Pfund für mich habe . . . nun weiß ich, daß der Schatz nicht mehr als eine Million Pfund in der Kasse hat.“

„Dann ist aber die ostindische Compagnie da,“ bemerkte der Fürst.

„Die ostindische Compagnie kann in diesem Augenblick Niemand Hülfe leisten.“

„Aber die Bank?“

„Die Bank? . . . in dem Augenblicke, mein Herr, wo ich spreche, wird die Bank uns angehören und nur für uns zahlen.“

„Wie so?“ fragte Tolstoy verwundert.

Rio Santo stand auf.

„Mein Herr,“ versetzte er, indem er sich von ihm verabschiedete, „es steht im Augenblick nicht bei mir,

Sie über diesen Punkt aufzuklären... morgen werde ich die Ehre haben, Ihnen Nachricht zu bringen.“

„Herr Marquis, ich erwarte ihre Befehle.“

Tolstoy führte seinen Gast bis auf die unterste Stufe der Treppe. Er folgte mit dem Auge dem Wagen, mit dem sein stolzes Gespann im Galoppe dahin flog und jede Spur von Haß war in seinem Blicke verschwunden. „Es ist unnütz, gegen diesen Mann anzukämpfen,“ murmelte er, indem er sich langsam in seinen Salon zurück begab; — besser, man folgt dem Wagen seines Glücks... Nun: jetzt gehe ich an den Hof... heiliger Nikolaus! es ist vielleicht mein letzter Besuch!“

An der Ecke der Straße hielt Rio Santo's Wagen, der Kutscher stieg von seinem Sitz und schlug zu Fuß den Weg nach Irish-House ein. Ereb sprang statt seiner auf den Bock, und ohne zu fragen, wohin er fahren sollte, setzte er die vier Pferde in Galopp.

Indessen hatte der Cavalier Angelo Bembo einen Theil seiner Aufträge erfüllt, und die Lords der Nacht zusammengerufen. Als dieß geschehen war, wandte er sich nach der Prince's Street (Bank).

An der Ecke, welche von dieser Straße und Poultry, gegenüber der Einmündung von Cornhill, gebildet wurde, war ein kleines einstöckiges Gebäude, das reinlich und hübsch angestrichen war, und zur Hälfte den Platz einnahm, wo jetzt das schöne Magazin von Pomeranzen und Ananas steht, und nach Poultry und Prince's Street hinausgeht.

Vor diesem Häuschen hielt Bembo.

Alles hatte ein anständiges, ernstes, friedliches Aussehen; es war offenbar die Wohnung eines Quäkers oder eines jener schottischen Presbyterianer vom alten Schlage, welche mit einem Texte aus dem Evangelium zu Mittag speisen und in der Unschuld ihres Herzens von abgehauenen Königsköpfen und andern (mißverstandenen) biblischen Aergernissen träumen.

Man trieb daselbst, nur um das Fleisch zu nähren und den Geist nicht den Einflüsterungen des Dämons der Müßiggängerei preiszugeben, einen kleinen Handel mit Sodawasser.

Die Kunden waren selten. Das ernsthafte, kalte, schweigsame Aussehen des Herrn vom Hause oder vielmehr der beiden Herren des Hauses, denn zwei Personen lösten sich in dem Comptoir ab, verscheuchte die Kundschaft mehr, als daß sie sie anzog; und wäre nicht noch der Kellner, ein langer, magerer Irländer, von passablem Aeußern gewesen, so würde der kleine Laden gar keine Käufer bekommen haben.

Aber darnach fragte der fromme Jedediah Smith nicht viel; unbekümmert um die winzigen Angelegenheiten der Welt, brachte er, wie er selbst sagte, sein Leben mit geistigen Dingen zu, tödtete das Fleisch und rief den Zorn Gottes auf die große Hure herab, die sich auf den sieben Hügeln gelagert hatte.

Sein apokalyptischer Stil hatte ihm die Kundschaft der Mistresses Footes, Bull, und der fünf Andern gewonnen, deren harmonische Namen mehr als ein Mal das Ohr unserer Leser gekitzelt haben. Die sechste, Mistreß Bloomberry, bezog ihren Bedarf auch nicht anderswoher; aber man muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß sie zu Jedediah Smith nur kam, weil sie von der Persönlichkeit des sechs Fuß hohen Kellners angezogen wurde, welcher sich mit seinem steifen blauen Frack, seinen gelbledernen Inexpressibeln und seinen ungewichsten gewaltigen Schnallenschuhen vortheilhaft ausnahm.

Aber ach, der lange Kellner liebte schon anderswo, und die unglückliche Mistreß Bloomberry trank vergeblich ungeheure Quantitäten von dem geistreichen Wasser.

Bembo hatte Eile, er trat in das Parleur, wo Herr Smith mit lauter, näselnder Stimme ein Kapitel in der Bibel las.

„Was wollen Sie?“ fragte der Letztere, seine Lektüre unterbrechend, aber ohne seine, von einem ungeheuern grünseidenen Augenschirm geschützten Augen zu erheben.

„Major,“ erwiderte Bembo, „ich bin von Herrn Edward abgesandt!“

Herr Smith schloß eilig seine Bibel.

„St! Signore, St!“ rief er, „nennen Sie mich Jedediah Smith... dieses Haus ist ein öffentliches, wie Sie sehen.“

„Nun, meinetwegen, Herr Jedediah Smith!“ begann Bembo wieder, „ich bin abgesandt, um genau zu erfahren, wie weit die Arbeiten vorgerückt sind...“

„Sprechen Sie leise, Signor ... die Arbeiten? Gott hat unsere Anstrengungen gesegnet, und wir sind nunmehr ganz nahe an dem Ziel.“

„Mylord wünscht noch genauere Auskunft,“ sprach Bembo.

„Mylord soll befriedigt werden!... setzen Sie sich gefälligst einen Augenblick!“

Jedediah Smith hielt dem Cavalier Angelo Bembo seine Bibel in Quart hin, wie man Einem eine Broschüre oder ein Journal reicht, damit er sich einstweilen die Zeit vertreibe. Zu gleicher Zeit zog er stark an der Schnur einer Klingel, welche man jedoch nicht ertönen hörte.

Bembo hatte sich gesetzt und entschuldigte sich, daß er Eile habe.

Nach einer Minute hörte man einen schweren Tritt, der in gemessenen, bedächtigen Zwischenräumen auf der Treppe des Ladens sich vernehmen ließ.

„He da! Kellner, he da!“ rief Herr Jedediah Smith.

„Donnerwetter, Hölle und Teufel,“ antwortete eine ehrliche, kräftige Stimme, „da bin ich, unerträgliche Gevatterin, liebe Frau Bloomberry, denn es gibt nur eine Frau Bloomberry auf der Welt, Hölle und Teufel, die

zu dieser ungewohnten Stunde ihre Pinte Sodawasser holt!"

„Die Schrift sagt: „„Du sollst nicht fluchen,"" bemerkte Smith in seinem widrigsten Nasentone.

„Gott verdamm mich, Herr Smith," entgegnete der gute Kapitän O'Chrane, der in diesem Augenblick seine Aufwartung machte, und dessen magerer Leib so langsam die Kellertreppe heraufkam, daß man hätte einen Augenblick glauben sollen, er werde gar nicht damit zu Stande kommen.

„Gott verdamme mich, mein Herr, wenn die Schrift das sagt, es ist bei alle dem ein gutes Buch, der Teufel hole mich! . . . aber ich sehe ja nicht die vortreffliche Madame Bloomberry, diese bodenlose Theekanne! Himmel und Hölle!"

„Mistreß Bloomberry ist nicht da, Paddy, und ich wollte, sie käme niemals her, denn ich vermuthe, daß sie der Kitzel des Fleisches hertreibt."

„Teufel!" rief der Kapitän mit einer Grimasse.

„Ich habe Sie gerufen," fiel Herr Smith ein, „um diesem Herrn da Bescheid zu geben."

Paddy wandte sich gegen Bembo und grüßte ihn militärisch, indem er über den linken Aermel seines blauen Fracks die Serviette als Sinnbild seines anscheinenden Berufes warf.

„Und was will denn dieser ehrenwerthe Gentleman?"

Bembo wiederholte ihm in wenig Worten die Frage, welche er an Herrn Smith gestellt hatte. Paddy richtete sich empor und vertauschte seine Kellnerphysiognomie mit der würdigen, seines Verdienstes sich bewußten Miene, die wir schon an ihm kennen.

„In's drei Teufels Namen, Gott strafe mich wie einen Heiden!" rief er, indem er verächtlich seine Serviette bei Seite warf. „Auf Ehre, ich kann diesem Gentleman zeigen, daß er nicht mit dem Kellner eines Public-House, sondern mit dem Kapitän Paddy O'Chrane,

dem alten Patron der Schaluppe Häring spricht, — Hölle und Teufel! vom Hause Gween und Gween von Carlisle, spricht, Donner und 's Wetter!"

„Es handelt sich nicht davon," bemerkte ihm Smith, „antworten Sie dem Gentleman da."

„Ich soll ihm antworten, Hölle und Teufel, ich soll ihm antworten!..." rief der Kapitän, „schon recht, Herr Smith, schon recht! ich verlange es nicht besser, oder ich will ohne Erbarmen die ganze Ewigkeit hindurch mich am Spieße drehen."

„Die Schrift sagt: Du sollst nicht fluchen," murmelte Herr Smith aus Gewohnheit.

„Schon recht, mein Herr, Hölle und Teufel! schon recht! die Schrift sagt Nichts davon, Sie legen 's ihr nur so in den Mund... Höllenloch! ich wünschte zu wissen, meiner Treu! Gott treffe mich mit seinem Blitz, der Teufel hole Jeden, der dagegen etwas einzuwenden hat. Was die Frage des Gentlemans anbelangt, so könnte Niemand besser darauf antworten, als ich, das schwöre ich, außer etwa jene gemeine Fleischmasse, jenes Compositum von Knochen, Porter und Gin, der würdige Saunders, der Elephant..... Und doch..... und doch, ich will mich henken lassen, wenn Saunders hat, was man savoir vivre und gute Manieren heißt, um ehrlich auf die Frage des Gentlemans zu antworten!

Bembo stieß voll Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden.

„Ich habe Eile!" wiederholte er.

„Hölle und Teufel, mein Herr, warum sagten Sie es nicht gleich... nun gut, die Sache geht so ihren langsamen Gang, Dublin ist auch nicht an Einem Tage erbaut worden. Mein Gott, wissen Sie, wie weit es von hier nach der innern Ringmauer der Bank ist... Saunders ist ein stupider Bösewicht, aber er ist ein ehrlicher Kerl, er arbeitet wacker darauf los... und trinkt, was er trinken kann."

„Aber wie weit ist man mit der Mine gekommen?“

„Mit der Mine, mein Herr, ich glaube, Sie wollen von dem Loche sprechen, meiner Treu, sie ist da, unter Ihren Füßen und den meinigen, und unter denen des Herrn Smith, der thut, als ob er ein Stückchen von dem Evangelium verschlingen wollte, der Teufel hole mich!“

„Kann ich nicht mit Ihnen hinabsteigen?“ fragte Bembo.

„Ob Sie können?... ich glaube, ja, mein Herr, und doch steckt sonst Niemand außer mir die Nase darein, was sagen Sie dazu, Herr Smith?“

„Dieser Gentleman kommt von Sr. Ehren,“ antwortete Herr Smith.

„Der Teufel schlaf bei mir,“ rief Paddy, indem er ehrerbietig seinen Kellnerhut abzog, ich bin der Diener dieses Herrn und dessen, der ihn sendet, das ist was Anderes... das Loch ist beinahe gebohrt, mein Herr, da Sr. Ehren es wissen will, und wenn die Bussole nicht lügt, so haben wir höchstens noch drei Fuß, um als ehrliche Jungen in die Keller der Bank zu debouchiren... es war Zeit, bei Gott, denn das gute, arme Thier, der Saunders, der dumme Schelm, schlägt nur noch mit einem Flügel und stinkt schon eine halbe Meile weit nach dem Kirchhof. Doch, sehen Sie, Gentleman, es geht schon in den neunten Monat, daß er als Maulwurf da unter der Erde gräbt, und seit dieser Zeit hat er mehr blaues Verderben in sich hinein getrunken, als man bedürfte, um zehn Christen zu Boden zu werfen... Gott soll uns verdammen... das heißt uns erlösen, Sie und mich, Gentleman... so wie auch Herrn Smith... aber ich denke, da Sie von Sr. Ehren kommen, so geht das Verbot nicht auf Sie... und wenn Sie Lust hätten, das Loch zu beschauen...“

Bembo konnte der ersten Anwandlung der Neugier nicht widerstehen.

„Meine Antwort an Mylord wird um so bestimmter lauten," sagte er, „ich nehme Ihr Anerbieten an."

Paddy O'Chrane richtete sich in seiner vollen Höhe auf, stieß, um sich die Brust frei zu machen, ein volltönendes Gott verdamm mich! aus, daß Herr Smith in seinem Innersten erbebte und wandte sich in seinem gewöhnlichen Schritte nach dem Loche, in welchem seine sechs Fuß Zoll für Zoll verschwanden.

Der Cavalier Angelo Bembo folgte ihm.

Unten an der Treppe befand sich eine kleine Niederlage von Sodawasser, ganz wie zu einem gewöhnlichen Geschäfte eingerichtet. Der Kapitän O'Chrane schritt schwerfällig über diese Behälter hin, ohne sich aufzuhalten, und an dem entgegengesetzten Ende schob er eine große Tonne bei Seite, welche eine Thür maskirte.

„Hier fängt das Loch an, das Saunders, der Elephant, gegraben hat."

„Hölle und Teufel," sprach der Kapitän, „entschuldigen Sie mich, mein Herr, wenn ich vorangehe: ich bin hier zu Hause."

11.

Saunders der Elephant.

Auf dem Circus von Astley war im Jahr 183* ein Bauer, Saunder Maß oder Saunders der Elephant genannt, der durch seine außerordentliche Stärke die Bewunderung aller Londoner Cockney's gewann. Dieser Saunders war eigentlich aus Namur gebürtig und hieß ganz einfach Alexandre. Er war von kolossalem Wuchs, ein schwerfälliges, stupides Ungethüm, ein belgischer Nachdruck von einem Goliath. Man erzählte sich von ihm Dinge, die wirklich an das Unglaubliche gingen: so

hörten wir Snail versichern, daß er ein Pferd vom Boden aufgehoben habe.

Wir wollen die Thatsache nicht verbürgen, um nicht den Ruhm des Milo von Croton zu verdunkeln, hätten aber in Pipe and Top, in der Shakspearekneipe und selbst in den Waffen der Krone eine Menge Zeugen gefunden, welche die Wahrheit unserer Angaben eidlich erhärtet hätten.

Wie Dem auch sei, Saunders, der Elephant war mit Fug und Recht einer der populärsten Namen in London im Frühling 183*, dem Jahre, das der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, vorherging, als sich die ehrlichen Besucher des Cirkus plötzlich ihres Lieblings beraubt sahen. Saunders verschwand. Er verschwand so ganz und vollkommen, daß man keine Spur von ihm angeben konnte.

Das war ein ernster Gegenstand des Erstaunens für alle die Personen, welche Muße hatten, sich mit dieser plötzlichen Eklipse zu beschäftigen. In Soushwark und auf der andern Seite des Wassers ward davon gesprochen. Die Themse floß drei ganzer Tage zwischen zwei Massen von Klatschern, deren einzige Unterhaltung unser Saunders war, und Miß Croßcairn war das Echo der ganzen City, als sie eines Abends der Mistreß Bull, während sie Butter auf ihre rauchende Brodschnitte strich, berichtete:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß ein so dicker Bursche, wie Herr Saunders, sich wie eine Stecknadel oder ein Trumm Faden verlieren könnte.“

„Oder wie ein Fingerhut,“ bemerkte sinnreich Mistreß Bull.

Der Direktor des Circus fiel darob in eine schwere Krankheit, und der Schenkwirth von Lambeth, Gibby Gibbon, den der enorme Durst Saunders aufrecht erhalten hatte, mußte sein Public House schließen.

Saunders, der Elephant brachte, während man sich so mit ihm beschäftigte, seine Zeit ganz angenehm

in der Gesellschaft des Kapitäns Paddy O'Chrane zu, der bei dieser Gelegenheit eine kleine débauche von drei Tagen machte, und seine zwölf Gläschen cold without gegen große Gläser reinen Gin vertauschte, um dieser unnoblen Masse, dem würdigen und guten Jungen Saunders die Spitze zu bieten.

Dieß begab sich in dem Eckhause der Prince's-Street, das man zu einem Laden mit Sodawasser eingerichtet hatte. Nach drei Tagen ging das lange Fest, zu dem Saunders, der Elephant, eingeladen worden war, zu Ende. Der Kapitän gab ihm verschiedene stählerne Werkzeuge zum Graben in die Hand, ohne daß er damit Erschütterungen hervorbrachte, und eben an der Stelle, wo wir Paddy eine ungeheure Tonne wegschieben sahen, fing Saunders sein Tagewerk an.

Er rückte anfangs nur langsam vor, denn er hatte keinen Begriff von derlei Arbeiten, und die Intelligenz konnte bei ihm die Gewohnheit nicht ersetzen. Ueberdieß hatte man ihm aus übergroßer Vorsicht und um alle Möglichkeit der Aufmerksamkeit der Nachbarn zu vermeiden, untersagt, die Erde oder die Fundamente durch heftige Stöße anzugreifen, wie man bei jedem Graben zu thun pflegt. Er mußte in aller Stille vordringen, wie der Wurm sich die Frucht anbohrt, in die er eindringen will. Blos die Kraft seiner athletischen Arme und das außerordentliche Gewicht seines Körpers sollten seiner Geduld und Ausdauer zu Hülfe kommen, um seine Riesenaufgabe zu einem glücklichen Ende zu führen.

Saunders setzte sein gut geschärftes Instrument vom besten Stahle an der Wand an und drückte es ein, indem er sich mit dem ganzen Gewichte seines Körpers darauf stützte. So mußte er äußerst langsam, aber um so sicherer vorwärts schreiten. Man hörte außen Nichts, sogar nicht in dem Salon, wo Herr Smith bald darauf mit seiner Bibel und seinem grünen Lichtschirme seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und nur an den Zahltagen

des Handelshauses Edward und Comp. auf kurze Zeit abwesend war.

Um das Ungeheure der Unternehmung, zu der man einen einzigen Menschen verwendete, recht zu begreifen, muß man wissen, daß es sich nicht darum handelte, ein Loch zu graben, durch welches ein menschliches Wesen durchkriechen konnte. Die Mylords der Nacht brauchten einen Gang, einen Gang, durch den man gehen oder laufen konnte.

Anfangs diente Kapitän Paddy O'Chrane als lebendiges Maß. Als man einmal in der Tiefe angelangt war, von der aus man den Gang parallel mit der Straße fortführen konnte, mußte er so gegraben werden, daß Paddy darin aufrecht stehen konnte, und das machte sechs gute Fuß in der Höhe aus.

Was die Breite betraf, so gab die ungeheure Korpulenz des Riesen selbst das Maß. Ueberall, wo er ging, konnten ihm zwei Menschen neben einander folgen.

Waren erst die Fundamente der Häuser durchbrochen, so ging es etwas rascher. Saunders hatte mehr Uebung in der Sache gewonnen. So oft er seine Hacke ohne Stiel, die er mit beiden Händen regierte, einstieß, machte er ein großes Stück Erde los.

In der Nacht kamen Wagen vor die Thür des Sodamagazins und fuhren die Erde in kleinen, leicht tragbaren Tonnen, welche Paddy selbst aus dem Loch herausschaffte, hinweg.

Das war der gefährlichste Theil der Unternehmung, denn den Nachbarn konnten die ungewöhnliche Thätigkeit in der kleinen Niederlage, die wegen ihrer geringen Kundschaft bekannt war, auffallen; aber die Laden der Poultry werden bald ges lossen, und in der Prince's-Street waren die hohen Mauern der Bank selbst die diskretesten vis-a-vis.

Was die Watchmen betrifft, welche damals noch die Polizei der City bildeten, so braucht man kaum zu bemerken, daß sie es sahen und vorübergingen.

Saunders hatte in seinem Loch eine vollkommen geregelte Existenz. Er kam, wie sich versteht, niemals heraus. Gerade die Nothwendigkeit der Absperrung hatte die Wahl auf ihn gelenkt, oder war wenigstens der Hauptgrund seiner Wahl. Die erste Bedingung einer solchen Unternehmung ist in der That das strengste Geheimniß. Welche bessere Gewährleistung für Geheimhaltung gibt es aber, als die Absperrung desjenigen, von dem man eine Indiscretion hätte befürchten können? Saunders vertrat die Stelle von zehn Männern, die man bedurft hätte, und die man nicht hätte absperren können, ohne Gewalt zu gebrauchen.

Er beklagte sich auf keine Weise über sein Schicksal. Man kann sagen, daß er aus freier Entschließung hier war: denn Bezauberung ist noch nie als Zwang betrachtet worden. Saunders war in sein Loch beinahe wie Rinaldo in die poetischen Gärten Armidens gebannt. Nur Armida fehlte. Ein ungeheurer Steinkrug mit Gin ersetzte dieß bezaubernde Weib auf eine sehr vortheilhafte Weise.

Ueberdieß hatte Paddy O'Chrane mit seiner sententiösen, mit künstlerisch aufgereihten Flüchen gespickten Beredtsamkeit über den stupiden Geist unseres Elephanten eine unumschränkte Herrschaft gewonnen. Saunders hatte einen blinden Glauben an Alles, was Paddy sprach, und der gute Kapitän hütete sich wohl, ihm Gedanken an Flucht in den Kopf zu setzen.

Im Gegentheil: er schilderte ihm in Ausdrücken, welche unsere kräftigsten Redner des Unterhauses eifersüchtig gemacht hätten, das Glück, das ihm, Saunders, zu Theil werde. Was ihm mangle? Habe er nicht ein gutes Bett in seinem Loche? Gebe man ihm nicht zu seinem Mahle Rostbeef und Porter im Ueberfluß? Habe er nicht in der Zwischenzeit Gin und vortrefflichen Schmuggeltabak, so viel er wollte? Und zwar Alles das, ohne von der Ehre zu sprechen, von Zeit zu Zeit

mit einem Gentleman, wie Kapitän Paddy O'Chrane, altem Patron der Sloop Häring, ausgerüstet von den Herren Gween and Gween von Carlisle, anstoßen zu dürfen?... Es gab übrigens einen Punkt, über welchen der Elephant und sein Cornac sich nicht verständigen konnten. Der Elephant wollte manchmal wissen, was seine Arbeit für einen Zweck hätte.

„Donnerwetter!" antwortete Paddy voll Ueberzeugung; „das, was wir finden, macht Dein und unser Aller Glück, schwerfälliger Schuft, was Teufels, mein würdiger Freund!... Du sollst, oder Gott verdamme uns alle Beide! ein dreistockiges Haus in Lambeth haben, und alle Wasserträgerinnen vom Strande, stupider Bösewicht, geliebter Kamerad, sollen Dir so gewiß den Hof machen, als Du für tausend Pfund Gin in Deinem Keller haben wirst, für tausend Pfund Porter, Saunie, und für tausend Pfund Whisky, und für tausend Pfund... daß der Satan dich wiege, Du tausend Schwernöther!"

Das war ein überzeugender Schluß. Dem Elephanten wässerte der Mund bei dem Gedanken an alle die tausend Pfund Flüssigkeiten, und die Wasserträgerinnen, deren braune Gesichter durch einige Monate Einsamkeit noch verführerischer geworden waren, tanzten vor seinen blinzenden Ochsenaugen herum.

„Schon gut... schon gut... murmelte er... Herr Paddy... wir trinken dann eins mit einander!"

„Versteht sich, dicker Schlauch, versteht sich, mein würdiger Freund! Wir trinken dann eins mit einander... oder trinkst Du auch allein... Nun, an das Geschäft, mein Sohn, daß Du in in der Hölle bratest!" — und Saunders stieß sein Instrument mit neuem Eifer in die Erde.

„Man darf jedoch nicht glauben, daß er übermäßig arbeitete. Man drängte ihn nicht, und das war wohl gethan: denn alle Beredtsamkeit Paddy's wäre an seiner phlegmatischen Indolenz gescheitert. Er hatte seine Arbeitsstunden, wie seine Stunden der Ruhe; und wenig Arbeiter hätten sich rühmen können, so gut wie er in

dieser Beziehung behandelt zu werden. In Summa: er arbeitete nicht über acht Stunden des Tags.

Er schlief sechszehn Stunden.

Dieß erklärt uns, wie Paddy noch Zeit zu andern Geschäften finden und der Mistreß Burnett im Wappen zur Krone etwas die Cour machen konnte.

Saunders schlief gewöhnlich acht Stunden hintereinander, worauf er, ohne sich bitten zu lassen, vier Stunden arbeitete. Dieß war bei ihm Gewohnheit geworden. Nunmehr war der Riese wie eine Uhr. War seine Arbeitszeit vorbei, so schlief er wieder, rauchte oder trank.

Gewiß war diese Lebensweise nicht so anstrengend, als seine frühere auf dem Circus von Astley, und doch wurde sie ihm endlich verderblich. Die beinahe beständige Ruhe, nur unterbrochen von einer Arbeit, welche blos einzelne Muskeln anstrengte, vereinigte sich mit den mörderischen Wirkungen der feuchten, ungesunden Luft des unterirdischen Ganges. Auch trug der übermäßige Genuß starker Getränke dazu bei, seine athletische Leibeskonstitution zu untergraben. Kurz, acht Monate nach der Eröffnung des Laufgrabens schlug der Riese nach dem Ausdruck des Kapitäns Paddy nur noch mit **einem** Flügel. Ein anderer als er hätte diese Lebensart gewiß nicht so lange ausgehalten.

Saunders war um einen Fuß höher als der Kapitän. Aus seiner Breite hätte man wenigstens vier Paddy schneiden können. Seinen massiven Torso überragte ein ziemlich gutes Gesicht, ohne allen Instinkt von Verstand, aber mit dem Ausdruck der vollkommensten Seelenruhe. Man darf annehmen, daß außer dem Gin und den Wasserträgerinnen vom Strand, diesen ihm verheißenen Belohnungen seiner Anstrengungen, ein drittes Element der Wirksamkeit bei ihm thätig war, nämlich die gerechte Hoffnung, nach vollendeter Arbeit das Recht zu haben, so oft es ihm einfiele, vierundzwanzig Stunden nach einander schlafen zu dürfen.

Die Arbeit rückte, wenn auch nicht schnell, doch

alle Tage vor, und Niemand in London hatte von diesem außerordentlichen Unternehmen Wind bekommen. Der Erfolg schien nicht mehr zweifelhaft. Waren noch einige Tonnen Erde fortgeschafft, so öffnete sich ein breiter Weg von der Ecke von Prince's-Street nach den Kellern der Bank.

Es war dies ein weiter Kanal in cylindrischer Form, in kurzen Zwischenräumen durch eiserne Ringe gestützt, und an gewissen Stellen mehr als vierzig Fuß unter dem Pflaster der Straße durchgegraben. Die Bussole hatte die Richtung, der man folgen mußte, genau angegeben, und Paddy, welcher einen Riß der innern Bank entworfen, schloß, daß ihn blos noch einige Fuß Erde von den Kellern trennten.

Bembo schritt mit höchstem Erstaunen durch den genugsam mit Lampen erleuchteten Gang. Er wollte nicht glauben, daß ein einziger Mensch alles dieß ausgeführt hätte. Während er das glatt abgerundete Gewölbe betrachtete, wandte sich der Kapitän plötzlich um.

„Jedermann gibt gern, bei meiner Seele Seligkeit, den Leuten den ihnen gebührenden Titel... Sind Sie ein einfacher Gentleman, Sir?"

„Was thut das zur Sache?" fragte Bembo.

„Ah! ah! zum Teufel, sehen Sie!... Ich bin Kapitän, Gott straf' mich, Donnerwetter!"

„Ich bin gar Nichts," antwortete Bembo.

„Ah! ah!"... murmelte Paddy, indem er seinen Hut berührte; „Ew. Herrlichkeit verräth sich, der Teufel soll mich braten.... Nun, der arme Saunders wird noch einen Lord sehen, ehe er stirbt, der arme Schelm, das ist Alles."

Paddy setzte sich wieder in Marsch, indem er folgende philosophische Betrachtungen anstellte:

„Gott verdamme mich, beim Beelzebub und seinen Hörnern! aber es gibt nur einen Lord, der sagen kann: ich bin gar Nichts!.... Ich muß mich auch daran ge-

wöhnen... Aber nein, tausend Tonnen —! man würde mich beim Wort nehmen!"

„Man hört Nichts," bemerkte Bembo, „entweder schläft oder ruht Ihr Mensch?..."

„Mein Mensch?" wiederholte Paddy; „nein, nein, mein Mann schläft nicht, ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, nein!... Mein Mensch arbeitet, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen kann... Es ist nicht seine Schlafzeit, sonst würden Sie ihn schnarchen hören, bei meiner Seele Seligkeit!... Er macht mehr Geräusch, wenn er schläft, als wenn er arbeitet.... aber, Gott verdamm' mich, Mylord! und Gott wird mich verdammen! Sie müssen schon seine Musik hören."

Bembo horchte und vernahm harte, dumpfe Töne eines entfernten Röchelns.

„So ist seine Manier zu krächzen," begann der Kapitän wieder mit einem Kernschwur, den wir nicht wiedergeben; „man muß glauben, daß es ihm Spaß macht, denn er kann nicht genug daran kriegen... Da sehen Sie, ist sein Bett und seine Flasche."

Paddy wies auf eine Vertiefung in der Wand des Gangs, in der sich ein ordentliches, gutes Bett befand. Seine Flasche war ein steinerner Krug, der seine sechs Pinten faßte.

Nach einigen Schritten begannen sie eine ziemlich steile Anhöhe zu ersteigen, und bald darauf stand der Kapitän still und drückte sich an die Mauer.

„Hölle und Teufel, wenn Ew. Herrlichkeit sich die Mühe nehmen und hinsehen will, so werden Sie Saunders, den Elephanten, den dicksten und größten Schuft in den drei Königreichen sehen, Gott verdamme uns!"

Bembo erhob seine Augen und erblickte wirklich vor sich einen massiven Koloß, der krächzend und keuchend seine Arme bald erhob, bald wieder senkte. Er hatte die Tritte der Besuchenden nicht gehört und fuhr, ohne ihre Gegenwart zu vermuthen, in seiner Arbeit fort.

Die Erde, welche er bei jedem Stoße losbrach,

fiel in eine Kiste vor ihm, die er von Zeit zu Zeit in eine der schon erwähnten Tonnen leerte. Einige Schritte hinter ihm sah man auf einem Tische eine Pendeluhr, eine Bussole, ein Richtblei und mehrere Meßinstrumente. Dieß war der Platz für den Kapitän Paddy O'Chrane.

Bembo betrachtete eine Zeitlang diese Maschine von einem Menschen, von deren außerordentlicher Kraft die ganze Umgebung Zeugniß gab. Der Riese war halb nackt. Das Licht der letzten Lampe fiel gerade auf seine schweißtriefenden Schultern. Man sah seine Muskeln hervortreten und wieder verschwinden, und die athletischen Verhältnisse seines Torso traten bei der Beleuchtung so massenhaft hervor, daß sie das menschliche Maß weit überschritten, und Bembo zu träumen meinte. Er erwartete mit einer Art furchtsamer Neugierde, daß der Riese sich umdrehen würde, denn er glaubte, er würde auf dem von einem solchen Körper getragenen Gesichte eine furchtbare Energie entdecken.

Paddy weidete sich an dem Erstaunen seines Gastes. Saunders gehörte ihm, und war, man mußte es gestehen, ein so seltenes Thier, daß Einen bei Vorzeigung desselben wohl einiger Stolz anwandeln durfte.

„Nun, Mylord!..." sprach er endlich mit der eiteln Bescheidenheit des Sportsman's, der sein bestes Pferd der Bewunderung eines Besuchers darstellt; „nun... wie finden Sie meinen kleinen Saunie?"

„Es ist unbegreiflich!" murmelte Bembo; „ohne Geräusch... ohne Erschütterung dringt er in den Boden ein..."

„Als ob es ein Pudding wäre, Gott verdamm' mich, Mylord, nicht wahr?" unterbrach ihn der Kapitän. — „Man könnte lange suchen, bis man einen Schuft von dieser Größe fände, der so gut gezogen ist... Ich habe ihn dressirt, Mylord!"

„Er sieht recht abgearbeitet aus!“ sagte Bembo. „Jetzt tritt seine Ruhezeit ein.“

In dem Augenblick, in welchem Paddy diese Worte aussprach, schlug die kleine Pendeluhr die eilfte Stunde. Der Elephant ließ sogleich sein Werkzeug fallen und stieß einen langen Seufzer der Zufriedenheit aus.

„Brav, Saunders, brav!“ rief Paddy in väterlichem Tone; „Du kannst gut zählen, dicker Faulenzer, lieber Sohn... trink dieß Glas Gin, traurige Kreatur, bei Gott! auf die Gesundheit Sr. Herrlichkeit!“

Saunders wandte sich um, und Bembo hätte beinahe einen Ruf des Erstaunens beim Anblick der erloschenen, leidenden, gutmüthigen Miene des Riesen ausgestoßen. Von hinten hätte man geglaubt, daß Saunders eines jener Gesichter hätte, das die Schwachen zittern und die Entschlossensten stutzen macht. Vorn fand man nur ein Kind von kolossalem Wuchs, das durch den gänzlichen Abgang an Intelligenz und Willenskraft den Vortheil seiner physischen Stärke verliert.

Beim Anblicke Bembo's fuhr er mit der Hand nach der bloßen Stirn, als ob er zum Gruß die nicht vorhandene Kopfbedeckung abnehmen wollte. In England, wo der Hut eines Gentlemans an seinen Schädel geleimt zu sein scheint, ist diese Gebärde bezeichnender, als überall anderswo. Zugleich lächelte er harmlos und schlug die Augen nieder, wie es ein unschuldiges Kind hätte thun können.

„Er ist abgerichtet,“ bemerkte der Kapitän mit lakonischem Nachdruck; „abgerichtet und dressirt, Gott straf' mich... von mir dressirt.“

Saunders trank mit einem Zuge ein Glas Gin, das ihm Paddy präsentirte.

Sein blasses, aufgedunsenes Gesicht belebte sich nicht. Er murmelte nur, indem er mit der Zunge über seine Lippen fuhr:

„Gut!... Herr Paddy, gut, Herr Paddy!“

„Ich glaube beinahe, dicker Trunkenbold, lieber Freund, stupider Ginsack;“ versetzte leise der Kapitän; „ich glaube fast, bei der Hölle... Haben Sie ihn genug betrachtet, Mylord?“

Bembo machte eine Gebärde des Mitleids, welche Paddy für eine Bejahung nahm.

„Geh' in's Bett,“ sprach er, „elender Schwamm, lieber Kamerad... Schlaf wohl, der Teufel hole Dich! laß Dir nichts Schlimmes träumen.“

Saunders drückte sich, so gut er konnte, zwischen Bembo und der Wand durch; und einen Augenblick darauf schnarchte er wie ein Cyklop.

„Mylord!“ sprach Paddy, „Sie haben Alles gesehen... Ich trinke auf die Gesundheit Ihrer Herrlichkeit; der Teufel wart' auf mich... und warte lang bei Gott!“

Paddy zog Bembo nach dem Tisch und schenkte zwei Gläser Gin ein.

„Ich weiß aber noch immer nicht, wie weit man vorgerückt ist,“ versetzte Bembo.

Paddy nahm die ernsteste Miene und stimmte seinen erbaulichsten Ton an.

„Hölle und Teufel!“ antwortete er, indem er auf ein kleines fettes, mit schlecht gezeichneten Ziffern bedecktes Blättchen Papier wies; „so weit sich berechnen läßt, beim Teufel, wir Seeleute sind keine schlechte Rechenmeister ... Auf der Schaluppe Häreng habe ich, alle Wetter! schwierigere Operationen gemacht, als die da... Wir sind unter den Kellern, Mylord, zehn Schritte von dem Schatz.“

Da Bembo keine Mittel hatte, die Richtigkeit der Angabe zu prüfen, und die Zeit drängte, so kehrte er um und wurde von dem Kapitän bis auf die Straße begleitet und ihm eine ewige Verdammniß gewünscht.

Herr Smith war schon fort.

Bembo stieg wieder in sein Kabriolet und ließ sich, so schnell das Pferd laufen konnte, nach White

Chapel Road führen. An der Ecke von Osborn Street angekommen, bezahlte er den Kutscher und ging zu Fuß weiter nach der Bakers Row.

Hier angekommen, pochte er stark an die Thüre eines großen Hauses, das sich sogleich öffnete. Hinter der Thür hielten sich zwei Männer, anscheinend ohne Waffen, deren kräftiges Aussehen aber verkündigte, daß man nach Oeffnung der Thüre noch eine Barriere zu übersteigen habe.

„Wohin wollen Sie, Gentleman?“ fragte Einer derselben.

„In den Rath der Familie!“ antwortete Bembo.

„Wer sind Sie?“

„Lord der Nacht.“

„Ew. Herrlichkeit hat sich verspätet,“ bemerkte der andere Thürhüter oder die Schildwache, ihn durchlassend. „Die Lords sind schon seit einer Stunde versammelt.“

Bembo stieg eilig eine große, hell erleuchtete Treppe hinauf, und wurde bald in jenen geräumigen Salon geführt, wo Lady Jane B***, beim Austritt aus der verpesteten Höhle des Fegefeuers die zwanzigtausend Pfund ihres königlichen Beschützers gegen den Krondiamant vertauschte.

Um eine große, mit einem grünen Teppich bedeckte Tafel, welche mitten in dem Salon stand, saßen ungefähr zwanzig Männer. Mitten an der Tafel auf einem erhöhteren Sessel, der ungefähr dem Throne glich, auf dem in der unterirdischen Kapelle von St. Mary von Crewe der Mönch mit dem seidenen Schleppkleide saß, präsidirte der Marquis von Rio Santo.

12.

Der Cavalier Angelo Bembo.

Nicht blos der Thron glich dem Sitze des Hauptes der falschen Mönche von Saint Mary, es gab zwischen dieser ernsten Vereinigung und der Versammlung der Räuber, die sich zu einer Orgie versammelt hatten, noch andere Vergleichungspunkte.

Frank Perceval, plötzlich in diesen glänzend erleuchteten Saal geführt, hätte ohne Zweifel mehr als eine Physiognomie erkannt, und wäre vor mehr denn einer dieser Stimmen erbebt.

Es saßen, wie wir schon gesogt haben, etwa zwanzig Personen um die Tafel — beinahe ohne Ausnahme Männer von vornehmem Aussehen und jenem Firniß, den der Verkehr des aristokratischen Lebens gibt. Einige waren in diese Welt zwar mit Hülfe falscher Titel und Namen eingedrungen, die meisten aber hatten durch ihre Geburt Zutritt in dieselbe.

Sie waren Stufe nach Stufe die Leiter des Lasters herabgestiegen, an deren Ende das Verbrechen ist.

Sie waren größtentheils qualificirte Räuber. Wir lassen sie schnell die Musterung passiren, und schweigen blos über ihr Oberhaupt, den Marquis von Rio Santo, dessen Geschichte sich in einem Kapitel nicht geben läßt.

Ihm zur Rechten saß Doktor Moore, den man allgemein als seinen Vertrauten und Freund betrachtete. Nach Doktor Moore, den der Leser schon zur Genüge kennt, kam ein Gentleman von stolzer Haltung und militärischem Aussehen, der in der Diskussion das große Wort führte und manchmal, wiewohl vergeblich, dem Marquis die Spitze zu bieten versuchte.

Dieß war Sir Georg Montalt, Obrist im Regi-

ment *** ebenso berühmt wegen seiner nobeln Manieren und der verschwenderischen Generosität seiner Gastfreundschaft, als wegen seiner zahllosen Schulden. Sir Georg hatte auf die ritterlichste Weise ein Vermögen von einer halben Million Pfund durchgebracht und besaß jetzt Nichts mehr als seine durch Erbvertrag gesicherten Güter, was ihn jedoch nicht verhinderte, mit der ritterlichsten Verschwendung von der Welt das Geld aus den Fenstern zu werfen. Diese Verschwendung mußte wieder ihre Zuflüsse haben: Sir Georg war Räuber geworden, nachdem er lange genug Narr gewesen war.

Das ist eine sehr alte Geschichte.

Nach ihm kam der Banquier Fauntlevy, der wenige Monate später ganz London Stoff zur Unterhaltung gab und die schönsten Blüthen unserer fashionabeln Salons um sein Schaffott versammelte. Fauntlevy war der vertraute Freund eines der Brüder des Königs. Er besaß das Vertrauen von ganz West-End und verdiente es, denn er ließ keinen seiner vornehmen Kunden auch nur einen Farthing verlieren. Der Handelsstand allein hatte sich über ihn zu beklagen, und man hatte Nichts von diesem merkwürdigen, glänzenden Räuber zu fürchten, sobald man unter die Zahl der Peers oder auch nur der Baronets der vereinigten Königreiche eingeschrieben war.

Es war ein schöner junger Mann mit blondem Haar und weibischem Lächeln und zierlicher, in einen schwarzen Frack von unvergleichlichem Schnitt gezwängter Taille. Er war ebenso verschwenderisch als Sir Georg, und sein Haus in Pimliko überbot den Saint James-Palast.

Das Inventar seines Prozesses enthielt vierzehntausend Fälschungen. Der Bruder des Königs bat um seine Begnadigung und besuchte ihn in dem Gefängnisse. Aber vierzehntausend Fälschungen! Der liebenswürdige Banquier wurde gehängt.

Sie könnten, meine Leser, in London mehr als einer Lady von dreißig und etlichen Jahren begegnen, welche in einer kleinen Medaille, als heilige Reliquie eine Locke blonder Haare trägt, so geordnet, daß sie das Datum, den 29. Mai 183* bildet. Das sind Haare von dem schönen Fauntlevy.

Nächst dem fashionabeln Banquier saß eine vierschrötige Person, gewaltig mit Tabak überstreut, und aus vollem Munde den feinen, scharfen Geruch von Antillenrhum verbreitend. Dieser Mann war, die Schwäche, Anderer Eigenthum sich anzueignen, abgerechnet, ein wahrer Heiliger. Man sprach seit einigen Monaten davon, daß er auf die erledigte Sinekure des mit Tod abgegangenen Dechanten von Westminster befördert werden sollte, und mit aller Ehrfurcht vor dem protestantischen Clerus sei es gesagt, er hatte ebenso viele Ansprüche darauf, als ein Anderer. Sr. Hochehrwürden hieß Peter Boddlesie. Er besaß derzeit blos eine Pfründe von zweihundert Pfund, während seine Obern monatlich Tausende von Guineen bezogen.

Daher mußte der hochehrwürdige Boddlesie auf Mittel sinnen, seine Pfründe auf anständige Weise zu strecken.

Der Clerus ist bei uns so konstituirt: den Einen sind Millionen, den Andern das Hungertuch bescheert. — Der hochehrwürdige Peter Boddlesie war eines der nützlichsten Glieder der Familie: wir brauchen das Wie nicht genauer zu bezeichnen.

Unser Adel ist wie unsere Geistlichkeit. Nach dem Hochehrwürdigen finden wir den sehr ehrenwerthen John Peaton, den nachgeborenen Sohn des Marquis von * * *. Auch von ihm gilt das Gleiche: Alles den Einen, Nichts den Andern.

John Peaton war ein großer junger Mann, dessen kränkliche, erschlaffte Züge Nichts ausdrückten, als jene stumpfe Apathie, welche Ausschweifung und Trunkenheit so oft dem Gesichte der jungen Lords einprägt

Er bekam bei Gelegenheit zu thun, wenn die Familie einen Edelmann brauchte, um bei einer Intrigue eine kleine Rolle zu spielen; aber er war ein ziemlich trauriger Akteur. Dagegen striegelte er ein Pferd besser als ein Stallknecht, und konnte auf eine Sitzung seine vierundzwanzig Dutzend Austern verschlingen, wenn er ihnen eine Begleitung von sechs Flaschen Porto beigeben konnte.

So unnütz der ehrenwerthe John war, so unentbehrlich war sein Nachbar für die Familie. Sein Nachbar, ein Mann von vierzig Jahren, sah die Leute verstohlen von der Seite an und war vom Kinn bis zur Stirn mit der Physiognomie eines Beobachters begabt und war Nichts mehr und Nichts weniger als Herr Boyne, Esq. Oberaufseher der Polizei in der Hauptstadt. Ihm und einem seiner Untercommissäre der City, der ein wenig weiter unten saß, verdankte die Familie, daß sie mit der Polizei fast ganz im Frieden lebte. Aber dieser Friede mußte theuer erkauft werden.

Herr Boyne machte seine Berechnungen. Er wußte, daß all sein Einfluß verschwinde, wenn er seine Funktionen als Polizeimann verlieren würde.

Neben dem Beamten langweilte sich ein Lord.

Ein Lord? Mein Gott, ja. Ein veritabler Lord, der eine Grafenkrone über seinem normännischen Wappenschild führte, ein edler Lord, der seinen Adel bis über die Zeiten der Eroberung zurückführen konnte, der Nachkomme von einem Begleiter Wilhelms, das Haupt eines Hauses, das gleich den Herzogen von Portland die Devise führt: craignez honte.

Was wollen Sie? Sehen Sie, wie sich das macht. Man hat einen ritterlichen Namen und ein glänzendes Vermögen, einen etwas schwachen, wenn auch nicht gleich a priori schlechten Charakter. Man sieht sich um, man sieht, so weit man sehen kann, nur Lords, die bis an den Hals in eine unendliche, stupide,

unsinnige, verdummende Schwelgerei versunken sind. Man ist Lord: man hat das Recht, es ebenso zu machen. Man wirft sich auf's Gerathewohl in ihr Leben, in ein Leben der Duelle, der Schulden, der Entführungen hinein, das nur hin und wieder von einigen Sitzungen heuchlerischer Landesrepräsentation unterbrochen wird. Das Geld fließt in Strömen aus, fließt nicht wieder zurück, versiegt und man kommt in Noth.

Was ist zu thun?

Cato würde sterben. Andere würden bei der Arbeit für ein Leben voll Thorheiten Buße thun. Nun gut. Die Einen sterben, nicht wie Cato, sondern wie Clarence, in einer Tonne Malvasier. Die Einen entleiben sich, nicht aus Scham, sondern aus Feigheit und Ueberdruß. Die Andern suchen in der Politik eine Ader auszubeuten, einen Handel zu machen. Sie verkaufen sich wohlfeil oder theuer, je nachdem ihnen noch ein Fetzen von dem stolzen Ehrenmantel geblieben, in den ihre Väter sich eingehüllt hatten.

Wenn sie sich nicht verkaufen können, was auch vorkommt, denn man braucht in der Kammer oft keinen Besoldeten weiter, so suchen sie sich anderswo zu helfen...

Man sieht deren, und ach wie Viele, vom Spiele leben, das sie zu Grunde gerichtet hat, oder vom Sport, das sie an den Bettelstab brachte. Als vornehme Zigeuner ziehen sie durch die Welt und fischen mit demselben Hamen, an dem sie gefangen wurden.

Lord Robert Bel... Vicount Clé... hatten sich nicht verkaufen können.

Ihnen zur Linken saß ein rosenwangiger, reinlicher Gentleman, der auf einer kleinen, weißen Nase eine schöne goldene Brille trug, kaum seinen Sessel berührte und ganz die strenge Haltung der brittischen Etikette beobachtete. Dieser Gentleman war eine wichtige Person in der Sitzung, weil seine Eigenschaft als Unterkassier der Bank ihn in Stand setzte, alle zu

dem großen Akt der von der Familie beabsichtigten Plünderung nöthigen Aufschlüsse zu geben. Er nannte sich William Marlew und schenkte seine Gunst nur demjenigen, der ihn Sir William nannte.

Nach ihm kamen mehrere Beamte der Regierung und ein Richter.

Auf der andern Seite der Tafel saß der eigentliche dienstthuende Theil des Raths der Familie. Diejenigen, die wir so eben genannt haben, zahlten mit Ausnahme Doktor Moore's, mehr mit ihrer Stellung als mit ihrer Thätigkeit; die andern waren eigentliche Banditen, sie handelten, kombinirten, und mußten den hunderttausend Armen der Association zum Haupte dienen.

Hier finden wir wieder den armen Blinden, Sir Edmund Mackenzie, Mr. Smith, ohne seinen grünen Augenschirm und seine frömmelnde Miene, die auch zu seinem kriegerischen Titel Major Borougham sich nicht geschickt haben würde; Sir Paul Waterfield, den Doktor Müller, in welchem unsere Leser den Bijoutier Falkstone erkennen würden, und zwei oder drei Andere, kühne und intelligente Schufte, welche, wie Mr. Jedediah Smith und Doktor Müller, geraden Wegs von Botany-Bay kamen.

Jeder in dieser seltsamen Versammlung diskutirte ernst und mit einem Anstand, die unsre parlamentarischen Versammlungen sehr beschämt haben würde. Als Bembo in den Saal eingeführt wurde, hatte gerade William Marlew, der Unterkassier der Bank, das Wort.

„Ich versichere," deklamirte er mit pedantischem Ernst, „und ich wage zu behaupten, daß der Augenblick sehr klug gewählt ist, um die fragliche Entziehung zu operiren... Ich glaube, ich bin durch meine Stellung in dem Falle, über diesen Punkt mit einiger Autorität sprechen zu können... Ich behaupte sogar mit Bestimmtheit..."

„Hört! hört!“ brummte Lord Robert gähnend, indem er in dem Oberhause zu sein vermeinte.

„Ich danke dem edeln Lord für seine wohlwollende Unterbrechung,“ fuhr der Büreaukrate fort, „und ich behaupte... ferner, daß die Keller unsrer Verwaltung nie so viel Gold, gemünztes und ungemünztes, enthalten haben.“ Ein Murmeln des Beifalls lief durch die Versammlung, was den Lord Robert veranlaßte, sein: Hört! hört! zu wiederholen.

„Ich danke Sr. Lordschaft aufrichtig für die freundliche Aufmunterung, und behaupte... meine Herren, das sind Zahlen... die Bank hat nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling in ihren Kellern.“

Als hätte diese ungeheure Summe, in dem Salon ausgesprochen, die dicken Mauern durchdrungen wäre und der unsaubern Rotte in dem nahen Fegefeuer zu Ohren gekommen, ertönte aus dem Sprachrohr ein dumpfes Gebrumm, und vereinigte sich mit dem Murmeln der gierigen Versammlung.

„Fünfundzwanzig Millionen Sterling,“ wiederholte der blinde Tyrrel, dessen Augen blinzelten.

„Das ist ein hübscher Sparpfennig,“ bemerkte S. Boyne, Esq., indem er sich die Hände rieb.

„Gut angewendet,“ fuhr der Banquier Fauntlevy fort, „könnte sich diese Summe in sechs Monaten im Handel verdoppeln.“

„Und was wird es jeden von uns treffen?“ fragte mit ganz zufriedener Miene der hochehrwürdige Boddlesie, der zukünftige Dechant von Westminster.

„Das ist eine arithmetische Frage, mein Herr,“ antwortete der Kassier; eine einfache Division...“

„Sir William,“ unterbrach Rio Santo, „wollen Sie uns gefälligst sagen, wie viel die Summe beträgt, welche die Koffer der Bank in Billets au porteur enthalten?“

„Das scheint mir ohne Interesse, Mylord, da die

Billets bald nur noch einen nicht mehr vorhandenen Werth repräsentiren werden... Nichts desto weniger werde ich, um Ew. Herrlichkeit zu gehorchen, antworten... Erlauben Sie!..."

Marlew zählte an den Fingern und begann wieder:

„Die Koffer und Portefeuille können an Billets, für die ich keine sechs Pence mehr geben würde, das Doppelte von dem Werth in den Kellern enthalten."

„Gut, mein Herr!" sagte Rio Santo.

Bembo hatte sich ihm genaht, um ihm Bericht abzustatten.

„Mylords," begann beinahe im Augenblick wieder der Marquis, „Ihre gerechte Ungeduld wird endlich befriedigt werden... Uebermorgen Nachts werden wir *in* die Bank geführt."

Bei dieser glücklichen Botschaft konnte die Versammlung ihren Ernst nicht bewahren, denn die Wände des Saals ertönten von einem jauchzenden Hurrah wieder. Unter diesem Concert von Triumphgeschrei konnte man die schrille Fistel des Polizeimanns S. Boyne, Esq., und den singenden Baß des Manns der Kirche, des hochehrwürdigen Boddlesie unterscheiden, welcher letztere seinen Hut in die Höhe warf und mit vielem Geschick wieder auffing. Die Bewohner des Fegefeuers vernahmen ohne Zweifel den Freuderuf, denn das Sprachrohr ertönte von einem bittern, spöttischen Schrei als Antwort darauf.

„Man muß einige Maßregeln treffen," fuhr Rio Santo fort, „für welche, wie ich denke, der Rath mir freie Hand geben wird..."

„Versteht sich! Versteht sich!" antwortete man von allen Seiten.

Nur Lord Robert machte darüber eine Variante, indem er rief: „Hört! Hört!"

„Sir William wird die Güte haben, sich an Ort und Stelle zu begeben," fuhr Rio Santo fort, „um den Platz der Keller aufzunehmen, und unsern Leuten die nöthigen Anweisungen zu geben: denn es bedarf ebenso der Eile, als der Vorsicht... Sir William wird überdies die Orte bezeichnen, wo die Banknoten aufbewahrt sind, obgleich er diesen Raub zu verachten scheint."

„Ist einmal die Bank gesprengt...," begann wieder der Kassier.

„Ganz richtig, Sir, aber Sie werden thun, um was ich Sie ersuche. Was die Vorsichtsmaßregeln betrifft, so geht dies die Polizeiherren an; wir können auf ihren Eifer uns verlassen. Ich behalte mir jedoch vor, das erste und das zweite Aufgebot der Familie auf die Beine zu bringen, um im Nothfall auf verschiedenen Punkten eine Emeute zu machen und die bewaffnete Macht zu beschäftigen... Wundern Sie sich also nicht, meine Herren, wenn alle unsere Leute auf ein Mal aufgeboten werden."

Doktor Moore, welcher bisher noch kein Wort gesprochen hatte, warf einen verstolenen Blick auf den Marquis; diese letzten Worte schienen ihm einen geheimen Entwurf zu enthalten. Der Blinde und er wechselten unmerkliche Zeichen des Verständnisses.

Wenigstens hätte ein Beobachter so geglaubt; aber es hieße das Vertrauen des Lesers zu sehr mißbrauchen, wenn man ihm zu bestimmt versichern wollte, daß die Eigenschaft eines Lords der Nacht dem Blinden die Fähigkeit gibt, durch Zeichen zu verkehren.

Wie dem auch sei, wenn Moore und Tyrrel argwöhnten, daß der Herr Marquis von Rio Santo einen guten Theil seiner Pläne für sich behalte, so täuschten sie sich nicht. Die Plünderung der Bank war nur eine Zugabe bei seinem großen Plan, ein einzelner Theil seines Entwurfes. Die Billets au porteur, über die der rosenwangige, blonde Kassier die Nase

rümpfte, hatten für Rio Santo einen unschätzbaren Werth, weil sie in seinen Händen eine Waffe wurden, und mit einem Schlag den Bankerott des ersten Finanzinstituts von England, den Ruin eines der kräftigsten Stützen der Regierung, vollendeten. Nach seinem Plane handelte es sich nicht blos darum, der Bank ihre garantirten Fonds zu entziehen, man mußte sie zwingen, den Verlust dieser Fonds zu proklamiren, ihre Zahlungen einzustellen, und auszusprechen, daß alle Banknoten, welche in Masse auf allen Punkten der drei Königreiche verbreitet waren, nur noch leere Zahlen seien. Was die Vereinigung aller Leute der Familie betraf, so hatte es damit eine andere Bewandtniß. Es handelte sich wirklich um eine Emeute, aber keineswegs, um die Entwendung des Goldes der Bank zu decken. Die Emeute sollte höher zielen und ein anderes Resultat liefern.

Die Lords der Nacht trennten sich und hatten diese Nacht ohne Zweifel schöne Träume von Glück. Sir George Montalt und John Peaton sahen sich an der Spitze der schönsten Meuten im ganzen Königreich; Lord Robert lief in Ephom, wie früher in seinen guten Tagen laufen, und spielte Whist den Einsatz zu hundert Guineen; S. Boyne, Esq., ließ sich ein prachtvolles Hotel am Strande möbliren, und gab der Mistreß Boyne einen Caschemir von einem hohen Preis; Fauntlevy trat das Haus Rothschild unter seine Füße und lieh Sr. königlichen Hoheit dem Herzog von ..., Bruder des Königs, eine Million, ohne Zinse zu nehmen; der hochehrwürdige Boddlesie endlich setzte sich als Bischof von London in das Parlament und schnarchte dort ganz ministeriell, wie es Recht und Pflicht von jedem geistlichen Pair ist...

Moore kam wieder in sein Haus in Wimpole-Street. An diesem ganzen Tage hatte er sich nicht mit Clary Mac-Farlane beschäftigt; auch diese Nacht vergaß er sie, um sich den Kopf über Rio Santo's Entwürfen zu

zerbrechen. Während dieser vierundzwanzig Stunden hatte die arme Clary, deren Diät man verändert hatte, nur von der Einsamkeit, von ihren Besorgnissen und ihrer Sehnsucht zu leiden. Rowley hatte Order bekommen, ihr Nahrung zu reichen, damit sie den galvanischen Schlag, dem sie der Doktor unterwerfen wollte, besser ertragen könnte. Es war ein Ruhepunkt zwischen ihren Qualen und dem letzten Akt ihres Marterthums.

Der Marquis von Rio Santo bestieg mit dem Cavalier Angelo Bembo wieder seinen Wagen. Er war in seine Gedanken versunken, daß er nicht einmal daran dachte, sich bei dem Doktor Moore über den gegenwärtigen Zustand von Mary Trevor zu erkundigen.

Auf dem ganzen Wege beobachtete er ein ununterbrochenes Stillschweigen und murmelte nur von Zeit zu Zeit einige unzusammenhängende Worte, aus denen man nur Trümmer seiner Gedanken errathen konnte. Im Augenblick, wo sein Wagen in Belgrave Square hielt, ergriff er Bembo's Hand und drückte sie kräftig.

„Angelo," sprach er, „die Stunde naht. Ich werde Ihrer ganz bedürfen... Wenn auf der Welt Jemand ist, den Sie lieben, so denken Sie diese Nacht und morgen früh an ihn: denn nach dieser Zeit gehören Sie mir an, Angelo, nicht wahr?"

„Ich gehöre Ihnen ganz an, Don José," antwortete Bembo, „ich bin ganz der Ihrige."

Als Rio Santo ihn verlassen hatte, um sich in seine Gemächer zurückzuziehen, blieb Bembo allein und wiederholte sich in schwermüthigem Tone langsam die Worte des Marquis:

„Wenn auf der Welt Jemand ist, den Sie lieben ... Armes Mädchen!" Statt auf sein Zimmer zu gehen, glitt er leise durch den Corridor, auf welchen sich das Zimmer von Angus Mac-Farlane öffnete, und stützte

sich auf das Gesims des niedern Fensters, das dem Lord's Corner gegenüber war.

Anna war noch immer in dem Zimmer, in dem wir sie gesehen haben, und noch immer in der Bergere, die ihr zum Bette diente. Aber sie war sehr bleich und verändert. Ihre gerötheten Augen mußten viel geweint haben. Sogar in dem Schlaf, der sie überfallen, war der Ausdruck von Schmerz und Entsetzen aus ihrem Aeußern nicht gewichen.

Das Licht einer Kerze beleuchtete sanft ihr Gesicht, auf welchem sichtbar, wie in einem Spiegel, die kindlichen Besorgnisse ihrer Träume vorübergingen. Bembo betrachtete sie lange stillschweigend.

„Wenn ich auf der Welt Jemand liebe!..." murmelte er endlich. „O ja... Es ist eine Liebe von gestern, die ich morgen werde vergessen müssen... Eine Liebe ohne Vergangenheit und Zukunft... Aber ich liebe sie... Ich liebe sie, wie ich noch nie geliebt habe, nie lieben werde."

Es war eine jener seltenen Nächte, wo der Winter London in den Frostmantel der Polargegenden kleidet. Der Reif funkelte an den dünnen Zweigen der Bäume, welche die Hintergebäude von Irish House maskirten, und strahlte in unzähligen Schattirungen bizarr gefärbt die düstern Farben des Mondes auf ihr Lager zurück. Die Straße unter dem Fenster war verlassen. Man hörte blos aus der Ferne das Rollen eines verspäteten Wagens auf dem Grosvenor-Place.

„Ich habe nur diese Nacht," begann wieder Bembo, „und diese Nacht ist schon weit vorgerückt... Armes, süßes Kind! Ich werde selbst nicht einmal Zeit haben, mich an dem Glücke zu erfreuen, das ihre Mutter bei ihrer Rückkehr empfinden wird." Nach einer halben Stunde öffnete sich geräuschlos das Pförtchen, durch welches der Fürst Dmitri Tolstoy eingetreten war, und der Cavalier Bembo schritt leise über die Straße. Es war in dem Augenblick, wo ganz London schläft,

wo selbst die Wagen aufhören, das Pflaster zu quälen. Kein Laut unterbrach die Stille der Nacht. Bembo maß mit dem Auge den Abstand, der ihn von dem Fenster trennte, wo Anna's Kerze brannte, und suchte auf den Balkon eine seidene Leiter zu werfen, die eine Reliquie aus seiner abenteuerlichen, sorglosen Jugend war.

Es wollte ihm nicht gelingen.

Glücklicher Weise war er gewandt und erfinderisch in Auskunftsmitteln. Sein Dolch, zwischen die Backsteine gestoßen, diente ihm zum Stützpunkt, und halb mit Hülfe dieses Auftritts, halb durch die Mauervorsprünge gelang es ihm endlich, mit der Hand den Balkon zu erreichen.

Die Tapfern der Vorzeit machten es nicht anders, um die Burgen zu ersteigen.

Auf dem Balkon angelangt, befestigte er seine seidene Strickleiter an die Eisenstangen; denn sie sollten auf ihr zu zweien herabsteigen.

Anna Mac-Farlane fuhr plötzlich vom Schlafe auf; Bembo's Arm, mit einem Taschentuch umwunden, hatte eine der Fensterscheiben eingedrückt. Die Espagnolette, ein seltener Luxus in London, spielte, und Bembo sprang in das Zimmer. Die frische Luft von außen drang mit Bembo ein, und das Licht der Kerze, lebhaft verweht, neigte die Flamme und beleuchtete nur ungewiß die Gegenstände. Anna, welche anfangs eine Bewegung zur Flucht gemacht hatte, sprang jetzt plötzlich auf und stürzte mit einem Freudenschrei dem erstaunten Bembo in die Arme.

„Stephen! o mein theurer Stephen!“ rief sie, „Gott sendet Sie mir zu Hülfe!“

Ein schmerzlicher Schauer lief Bembo durch alle Glieder. Er fiel beinahe in Ohnmacht bei diesem Worte, das mit einem Mal die ihm schon sehr theuer gewordenen Hoffnungen vernichtete.

„Ich habe so inbrünstig gebetet!“ begann wieder

Anna mit einer Stimme, die Angelo zum Herzen drang; „ich habe so inbrünstig gebetet, mein Stephen! ... Gott hat mich erhört... Ich wußte wohl, daß ich meine Rettung Ihnen zu verdanken hätte."

Die Flamme der Kerze erholte sich in einem Augenblick der Ruhe. Anna entdeckte ihren Irrthum, der nicht sowohl von einer Aehnlichkeit der jungen Männer, als davon herrührte, daß Stephen ihr einziger Gedanke gewesen war. Erschrocken machte sie sich los und floh an das andere Ende des Zimmers. Hier drückte sie sich furchtsam in eine Ecke der Wand.

Bembo folgte ihr nicht. Je schöner, jungfräulicher und bezaubernder sie ihm in ihrem naiven Schrecken erschien, desto beklommener wurde sein Herz. „Stephen!" rief er leise vor sich hin; „wo ist denn dieser Stephen, den sie liebt und der sie in den Händen ihrer Entführer läßt?... O, Narr, der ich bin! Wie hasse ich diesen Menschen jetzt!... Mußte ich nicht darauf gefaßt sein?... Sie ist so schön!"

Er hielt inne und sprach mit einem langen Seufzer:

„Mein Gott! Wie hätte ich sie geliebt!"

Anna, das arme Kind, gerieth mehr und mehr in Furcht, als sie den Fremden unbeweglich dastehen sah, da er sie unverrückt mit einem Ausdruck in seiner Miene betrachtete, den sie sich nicht erklären konnte. Sie zitterte anfangs schwach, dann immer mehr. Helle Thränen drangen in ihre Augen; sie brach in ein Schluchzen aus; endlich sank sie, voll Entsetzen, auf ihre Knie zusammen:

„Ich bitte Sie!... Ich bitte Sie! Haben Sie Erbarmen mit mir!"

Bembo erbebte bei diesem Aufruf, der seinen Gefühlen eine andere Richtung gab. Er hatte Erbarmen, jenes sanfte, zarte Erbarmen, das eine Maske der Liebe ist und durch Ueberraschung auch in die Augen eines Mannes Thränen rufen kann.

„Ich werde sie Ihrem Stephen zurückgeben," dachte er, indem sein Herz bis zur Schwäche gerührt war; „ich werde ihm anbefehlen, er solle sie glücklich machen... Wird er sie lieben, wie ich sie liebe?"

Dieß war keine Antwort. Anna faltete ihre kleinen Hände und wankte. Bembo stürzte auf sie zu.

„Fürchten Sie Nichts," sprach er so sanft, daß Anna sich neu belebt fühlte. „Fürchten Sie Nichts von mir, Mylady; meine Gegenwart darf Ihnen keinen Schrecken verursachen."

Er ergriff sie an der Hand und hob sie auf, indem er in wehmüthigem Tone sprach:

„Nicht Sie von uns beiden haben zu fürchten und zu bitten."

Anna begriff ihn nicht; aber sie beruhigte sich allmählig wieder bei dem Anblick dieser edeln und offenen Physiognomie, die sie bisher nur in der Verwirrung ihres ersten Schreckens gesehen hatte.

„Wie kommen Sie hieher, Sir?" fragte sie jedoch mit einem Rest von Mißtrauen.

Bembo hatte es beinahe vergessen. Diese Frage gab ihn plötzlich der Wirklichkeit zurück. Er maß die Hindernisse, die ihm zu überwinden blieben, er erinnerte sich des Ortes, wo er war. Die Diener des Lords, zufällig aufgeweckt, hätten sich leicht seinem Entkommen widersetzt. Das geringste Geräusch, der geringste Widerstand der armen Einsiedlerin konnte die Thüren des Lords Corners wieder für immer hinter ihr schließen. O, wie leicht hätte Bembo zu helfen gewußt, wenn nicht der unglückliche Name Stephen wie ein schwerer, kalter Schleier über seine jungen Hoffnungen gefallen wäre. Aber die Traurigkeit ist eine schlimme Rathgeberin. Die Einbildungskraft läßt bei ihrer eisigen Berührung die Flügel sinken. Bembo schwieg eine Minute verlegen.

Indessen mußte gehandelt werden. Anna's Stirne

umwölkte sich von Neuem, und ihr Blick kündigte beredt die Rückkehr ihrer Beängstigung an.

„Mylady," sprach endlich Bembo, „ich bin hier, um Sie zu retten."

Und ein instinktmäßiges Widerstreben unterdrückend, fügte er bei, indem er zu lächeln versuchte:

„Errathen Sie nicht? ... Ich komme von ihm."

„Von ihm!" rief Miß Mac-Farlane, deren Gesicht plötzlich unbegränztes Vertrauen ausdrückte.

„Von Stephen," sprach ganz leise der Cavalier Angelo.

Anna frohlockte vor Freuden. Sie lachte und weinte zugleich. Bembo wandte sich ab, sie gewahrte es nicht.

„Sie kommen, mich zu holen," sagte sie; „ich werde ihn wieder sehen ... Clary wieder sehen.... Alles, was ich liebe ... dank! oh, auch Sie will ich lieben."

Bembo litt unaussprechlich; aber er fühlte die Kraft in sich, seine edelmüthige Kriegslist bis an's Ende durchzuführen.

„Kommen Sie!" sprach er leise; „Stephen erwartet Sie."

Er nahm das Mädchen in seine Arme, welche nicht widerstrebte, und begann die seidene Strickleiter mit Vorsicht hinab zu steigen.

Bembo wandte Irish House, das Anna im Auge hatte, den Rücken zu.

Ihr Hinabsteigen ging langsam vor sich, weil die Leiter bei jeder Bewegung schwankte. Als sie in der Mitte zwischen dem Fenster und dem Boden angekommen waren, glaubte Bembo, hinter sich in dem Hause des Marquis von Rio Santo das Geräusch eines sich öffnenden Fensters zu hören. Er fuhr fort, hinabzusteigen.

Als sie etwas weiter herabgestiegen waren, fühlte er, daß Anna in seinen Armen zitterte.

„Sehen Sie! ... Sehen Sie!" sagte sie voll

Schrecken; „ein Fantom gleitet zwischen den Aesten dieser Bäume herab ...“

Bembo versuchte vergeblich, sich umzudrehen. Anna sah immer auf das Fantom, das an dem Stamme von einem der hinter Irish House gepflanzten Bäume herab kletterte. Oben auf der Hofmauer angekommen, klammerte er sich an und war einen Augenblick unentschieden.

Der Mann war halbnackt. Man sah seine abgezehrten Gliedmaßen und seine behaarte Brust in den düstern Strahlen des Mondes.

Anna starb fast vor Angst.

Endlich setzte Bembo den Fuß auf den letzten Tritt der Leiter. In demselben Augenblicke hörte man einen Körper auf das Pflaster fallen. Das Fantom war auf die Straße gesprungen.

So geschah es denn, daß unsre beiden Flüchtlinge und dieser Mann zu gleicher Zeit den Boden berührten und sich dicht neben einander befanden.

Bembo zögerte. Der Mann lehnte sich erschöpft an die Mauer, über die er gekommen war, und eine blöckende Stimme erhob sich in der Stille der Nacht und sang:

Der Laird von Killarwan
Der Töchter sah zwo.
Nie feinere sah man
Zur Minn' irgendwo
In Glen Girwan.

„Mein Vater!“ rief Anna, aus Bembo's Arme sich losreißend, um auf den Sänger loszustürzen: „dieß ist die Stimme meines Vaters!“

Angus — er war es wirklich — that einen Schritt auf seine Tochter zu, aber beinahe im Augenblick von einem geheimnißvollen Schrecken ergriffen, fuhr er taumelnd zurück.

„Immer die Schatten Verstorbener!“ murmelte er ängstlich.

„Mein Vater! mein guter Vater!“ sprach wieder Anna.

„Lasse mich! Lasse mich!“ schrie Angus; „ich habe sie beide gesehen ...“

Als Anna ihm um den Hals fallen wollte, warf er sie heftig zu Boden und entfloh, indem er rief:

„Alle beide! ... Alle beide!“

Bembo verlor ihn an der Ecke von Belgrave-Square aus dem Gesichte. Er schloß die ohnmächtige Anna in seine Arme und trug sie fort.

Am andern Morgen fand der Marquis von Rio Santo das Bett des Laird's leer. Er konnte Niemand seine Besorgnisse anvertrauen, denn diesen ganzen Tag zeigte sich Angelo Bembo nicht in Irish House.

13.

Der Schutzengel.

Obgleich Aristoteles sich nicht die Mühe genommen hat, für den Roman Bestimmungen zu geben, und auch Horaz geeignet fand, über diesen Gegenstand Stillschweigen zu beobachten, so haben wir doch in unserer profunden Verehrung für klassische Autoritäten uns bestrebt, diesen schönen Regeln der Einheit, welche sie für jedes Drama als nothwendige Bedingung aufgestellt haben, so viel als möglich nachzukommen. Bis jetzt haben unsre handelnden Personen den majestätischen Sanct Paul'sdom in London nicht aus dem Gesichte verloren; bis jetzt hat sich unsre Geschichte immer nur im Kreise einer einzigen Woche gedreht.

Aber der Augenblick naht, wo wir uns über Zeit und Raum erheben, und Monate zwischen die Scenen

unseres Drama's schieben müssen, und unsre Handlung in den wilden Gesträuchen Südschottlands Posto faßt.

Wir haben alle handelnden Personen unserer Erzählung nach ihren Bestrebungen, Gesinnungen, Abenteuern aufgeführt, und der natürliche Lauf unserer Erzählung führt uns auf jenen Tag zurück, wo Brian von Lancester sein stattliches Roß Ruby zu Tode ritt und das Feuer der Horseguards bestand, um eine Blume zu Susannah's Füßen niederzulegen.

An dem Abend vor diesem Tage wurde der Marquis von Rio Santo durch die rasende Umarmung Angus Mac-Farlane's in Todesgefahr gebra[illegible]t. An dem nämlichen Morgen gegen drei Uhr nach Mitternacht entführte der Cavalier Bembo die jungere Tochter des Laird's aus ihrem Gefängniß in der Lords-Ecke.

An dem Abend desselben Tages sollte si[illegible] folglich Frank Perceval vor das Saint James-Theater zu dem von der Gräfin Ophelia festgesetzten Rendez-vous begeben.

Aber es trugen sich zwischen dem Empfang dieses Briefes und der Stunde des Rendez-vous, wo der Marquis von Rio Santo seinen Partner vergeblich erwarten sollte, so viele Dinge zu ...

Ein geheimes, enges Band verband den Doktor Moore und den blinden Tyrrel. Letzterer hatte von dem Doktor eine jener Wohlthaten erhalten, die sich nicht bezahlen lassen, und hegte daher eine Art von Dankbarkeit gegen ihn. Ihr Interesse führte sie überdieß gleich stark zu einander. Sie wollten sich in die Nachfolge des Marquis von Rio Santo theilen. Beide wohnten in Wimpole Street: Tyrrel Nro. 9, Moore Nro. 10. Ihre Häuser stießen zusammen. Ihre Häuser standen noch überdieß durch einen künstlich verdeckten Gang mit einander in Verbindung, von dessen Existenz Niemand etwas wußte, und dessen sie sich für ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte bedienten, so daß man nie den Einen den Andern besuchen sah. Auf diesem

Wege wurde dann auch das Haus Nro. 9 geleert, während Brian von Lancester eine Abtheilung Polizeimänner holte.

Moore war abwesend und hatte sich den ganzen Tag nicht zu Hause sehen lassen. Das Haus blieb also unter Rowleys Obhut. Dieser aber erlabte sich an seinen toxikologischen Unterhaltungen und ließ die arme Clary Mac-Farlane in Ruhe. Man hatte sie aus ihrem Gefängniß zurückgebracht, weil der Doktor sie etwas zu Kräften kommen lassen wollte, ehe er sie den galvanischen Experimenten unterwürfe. Sie lag noch schwach und leidend zu Bett in einem Zimmer, das an das Kabinet des Doktors stieß.

Rowley hatte ausdrücklichen Befehl erhalten, ihrem Fasten ein Ende zu machen; aber wir haben schon gesagt, daß Rowley ganz in die anziehende Lektüre seiner toxikologischen Rekreationen vertieft war.

Der Gang, welcher beide Häuser verband, ging in einen kurzen Corridor von der Breite des Gefängnisses, der unmittelbar in das Kabinet des Doktors führte. Dort traten also zuerst die Flüchtlinge von Nro. 9 ein. Susannah hatte nicht daran gedacht, irgend einen Widerstand entgegen zu setzen, weil sie nicht wußte, daß man sie aus dem einen Haus in das andere führte.

Kaum in das Kabinet des Doktors eingetreten, nahm Tyrrel die verwittwete Frau Herzogin von Gesvres bei Seite und sagte:

„Gehen Sie nach White Chapel Road, Maudlin, und melden Sie, daß mein Haus in der Gewalt der Polizei ist... Es könnte Einer dahin kommen, und würde wie in einer Mausfalle gefangen. Ich habe diesen Abend Geschäfte: denn diesem Narren von Brian muß vor Morgen früh der Mund geschlossen werden."

„Das ist eine verdammte Geschichte, Mylord," antwortete die kleine Französin mit ärgerlicher Miene. Wir hatten hier eine hübsche Wohnung."

Tyrrel zuckte die Achseln.

„Morgen haben wir vielleicht einen Palast, Maudlin," versetzte er, „übrigens was wollen Sie dagegen anfangen? ... Schnell, machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Die Frau Herzogin von Gesvres warf einen Seitenblick auf Susannah.

„Lassen wir sie allein hier? fragte sie.

„Man schließt ab, Maudlin, man schließt ab," sagte der Blinde, indem er eilig auf die Thüre zuging. „Vor Allem eilen Sie... Ich will mich mit dem Verliebten beschäftigen... Sie werden weiter davon sprechen hören, Frau Herzogin."

Die Französin trat zu Susannah, welche bei Seite saß.

„Mein liebes Kind," sagte sie zu ihr, „Sie sind sehr unbesonnen gewesen... Aber jede Sünde findet Erbarmen... Ich will für Sie und ihn thätig sein, daß nichts Schlimmes daraus entsteht... Leben Sie wohl, mein liebes Kind!

Ehe sie ging, besann sie sich noch einmal.

„Aber Sie haben heute Abend noch nicht gegessen, meine Liebe," begann sie wieder, „und ich bin vielleicht lange abwesend. Ich will Ihnen ein Abendessen bringen lassen."

„Ich habe keinen Hunger," sagte Susannah.

„Mein Gott, ich weiß das, meine Liebe!... Die Angst, die Verzweiflung... man fühlt keinen Hunger... aber man ißt doch eine Hühnerbrust, mein Herz... oder zwei... und trinkt ein Gläschen Wein dazu."

Die Frau Herzogin von Gesvres, welche eben so gut bei Doktor Moore, als in der eigenen Wohnung zu Hause schien, ging hinaus, und erschien bald wieder, von einem Bedienten gefolgt, der eine Platte trug. Der Groom stellte sie auf den Tisch, dann zog sich schließlich die kleine Dame zurück, indem sie sagte:

„Guten Appetit, mein Kind!"

Der Schlüssel wurde von Außen zweimal umgedreht.

Susannah war allein.

Kaum war es eine halbe Stunde, daß Lancester sie verlassen hatte. Seitdem waren die Ereignisse einander so reißend schnell gefolgt, daß sie nicht zur Besinnung kommen konnte. Sie war noch unter dem Einfluß des furchtbaren Schreckens, den Tyrrel's plötzliche Erscheinung in dem Augenblick, wo sie sich frei und glücklich glaubte, auf sie hervorgebracht hatte. Sie hatte sich noch nicht gefragt, was nun geschehen, was Lancester thun werde, was sie zu hoffen oder zu fürchten hätte. Sie hatte den Kopf auf die beiden Hände gestützt, und suchte das Chaos der Gedanken zu entwirren, welche in ihrem Gehirn wild durcheinander tobten. Sie erinnerte sich der Drohungen, welche Tyrrel in Betreff Lancester's so oft ausgestoßen hatte. Wie unvorsichtig und schuldvoll erschien sie sich! Wie bedauerte sie das Geständniß, das Brian mit Feinden, unsichtbaren, mächtigen, unversöhnlichen Feinden umgab. Diese unbekannten Gefahren, die sich über Lancester's Haupt zusammengezogen, schienen ihr um so furchtbarer, als sie sie nicht sollte mit ihm theilen können. Während sie ihm Nachstellungen bereitete, sollte sie in Sicherheit sein! Wußte sie auch nur, ob sie ihn je wieder sehen würde?"

Susannah war kräftig, aber alle ihre Kraft verließ sie, wenn es sich um Lancester handelte. Ihre heroische Natur beugte sich plötzlich. Sie wurde wieder Weib, ein schwaches Weib.

Nach einigen Minuten rollten große Thränen aus ihren Augen.

„O mein Gott, ich habe ihn getödtet!" rief sie leise voll Verzweiflung.

Ein schwaches Gestöhn ließ sich wie ein Echo ihrer Verzweiflung hinter ihr vernehmen. Susannah achtete nicht darauf und wollte beten.

Während sie betete, verdoppelte sich dies Stöhnen. Susannah hörte es und stand auf, denn in ihrer edeln, großmüthigen Seele konnte selbst die Verzweiflung das Mitleid nicht ersticken. Sie horchte aufmerksam. Die Klagen wurden schwächer, dann wieder dringender.

Susannah nahm die Kerze und stieß lebhaft die Thür auf, an welche sich ihr Sitz gelehnt hatte. Das Bett, in welchem Clary kraftlos lag, war zehn Schritte von ihr.

Clary schwieg, sobald sie das Licht sah. Vielleicht fürchtete sie, einen ihrer Henker herbeigerufen zu haben. Als sie aber im vollen Kerzenlicht das blendende Gesicht des schönen Mädchens erblickte, hielt sie es noch für das Spiel eines Traumes und schloß ermüdet und entmuthigt die Augen. Sie hatte seit drei Tagen so viel strahlende, milde Engelgesichter mit ihrem täuschenden Lächeln über ihr Bett sich neigen gesehen. Sie hatte so oft ihre abgezehrten Hände hoffnungsvoll gefaltet und vergeblich diese von ihrem Fieberwahne heraufbeschwornen Fantome um Hülfe angerufen...

Susannah war indessen bis vor ihr Bett getreten und hatte ihren mitleidsvollen Blick auf die Dulderin geheftet. Aber kaum war dieser Blick auf Clary's Züge gefallen, so drückte die Miene des schönen Mädchens eine außerordentliche Bewegung aus. Ihr Auge wurde feucht und zärtlich besorgt, wie das Auge einer Mutter an der Wiege ihres Kindes; ihr Busen hob sich, und ein unbestimmtes Lächeln, wehmüthig und freudig zumal, umschwebte den harmonischen Bogen ihrer Lippen.

Dann sank sie auf die Kniee auf den Teppich, während ihre Augen sich zum Himmel erhoben.

Clary öffnete ihre schmerzvollen Augenlieder, weil sie einen Kuß auf ihrer Hand fühlte. Der Traum dauerte fort: dieß war ihr erster Gedanke, aber sanft und himmlisch war er dieses Mal. Die Engel ihrer früheren Träume waren nicht so schön, als dieses Weib

mit ihrem freundlichen Lächeln, das ein guter Genius der Hoffnung und des Mitleids war.

Clary betrachtete sie entzückt und seufzte nicht mehr.

„Sie sind es," flüsterte endlich Susannah mit verhaltener Stimme, die wie ein leiser Akkord einer fernen Musik in ihr Ohr drang, „Sie sind es, die ich schon so lange gesucht hatte!"

Ein stummes Erstaunen malte sich auf dem Gesichte der Miß Mac-Farlane.

„Sie erinnern sich nicht mehr," fuhr Susannah fort, „die erwiesene Wohlthat läßt in edeln Seelen keine Spur zurück . . . aber die empfangene Wohlthat . . . . o, ich erinnere mich, und seitdem ich beten konnte, habe ich für Sie und den andern Engel, der Ihnen gleicht und ohne Zweifel Ihre Schwester ist, gebetet... für Clary, das edle Mädchen, und für das sanfte Kind Anna."

„Wer sind Sie denn, Mylady?" fragte Clary.

„Sie kennen meinen Namen nicht... und haben mich nicht darum gefragt, Clary, an jenem Tag, wo Ihr Arm meinen erschöpften Leib auf dem Trottoir von Cornhill umschlang, an jenem Tage, wo Sie dem armen, unbekannten Mädchen, das vor Hunger beinah gestorben wäre, zu Hülfe kamen."

„Vor Hunger!" wiederholte Clary, indem sie schmerzvoll ihre Brust drückte, „ach, auch ich sterbe vor Hunger."

Susannah sprang aus dem Zimmer, und kam sogleich mit dem für sie bestimmten Abendimbiß zurück. Ihre feuchten Augen lächelten vor naiver Lust.

„Ich verzeihe diesem Weibe Alles, was sie gegen mich gethan," sagte sie, „da sie mir das Mittel, Ihnen zu helfen, gegeben hat."

Sie kniete auf den Teppich und half der armen Kranken sich aufrichten.

Während Letztere gierig aß, und sich dabei bloß unterbrach, um einen Seufzer, den ihr die Schwäche entriß, auszustoßen, hielt sie das schöne Mädchen aufrecht, lächelte ihr zu, sagte ihr süße Worte und küßte sie schwesterlich auf die bleichen, beinahe durchsichtigen Hände.

Clary belebte sich, doppelt gestärkt durch die Nahrung und die Liebkosungen der unverhofften Zärtlichkeit, die plötzlich ihr Lager umschwebten. Sie fühlte sich glücklich und dankbar, sie lebte wieder auf.

„Wie sie hungerte, das arme Kind," sprach Susannah, sie küssend; „wenn Sie sehen könnten, Clary, welche liebliche Farbe auf Ihre Wangen kehrt!... Jetzt sind Sie wieder schön, wie sonst!... Wissen Sie, daß ich, um Sie wieder zu erkennen, zweimal in den Grund meines Herzens sehen mußte, wo Ihr Bild lebt?... Aber dort ist jeder Ihrer Züge eingegraben: die schöne, ernste, sinnige Stirn, das gütige Auge, das mir in meinem Elende freundlich zulächelte, der liebliche Mund, der tröstliche Worte zu mir sprach... So blaß Sie auch waren, Clary, in meinem Innern regte sich etwas, da ich zu Ihnen trat... Ich liebe Sie so inniglich, mein Schwesterchen!..."

Clary's Augen füllten sich mit Thränen.

„Dank!... Dank!" flüsterte sie.

Dann von unwillkürlichem, plötzlichem Schrecken ergriffen, fügte sie schauernd hinzu:

„Aber Sie werden nicht immer bei mir bleiben können, Mylady, und wenn Sie nicht mehr da sind, so lassen sie mich Hungers sterben."

Susannah richtete sich instinktmäßig auf, als ob sie sich zwischen Clary und eine plötzlich erkannte Gefahr stellen wollte. Zum ersten Mal kam ihr ein unbestimmter Gedanke von der Lage Miß Mac-Farlane's, und sie fragte sich, warum dieses arme Mädchen in einem Hause, wo Alles Wohlstand athmete, Hunger sterben sollte.

Sie machte Frage über Frage; Clary suchte nach bestem Wissen darauf zu antworten, aber Beiden wollte nicht gelingen, zu diesem abscheulichen Räthsel die Lösung zu finden.

So viel war gewiß: Clary hatte gelitten, grausam gelitten, und ihr Schrecken war nur zu sehr gerechtfertigt.

„Die Elenden!" sprach Susannah, „Sie anzugreifen, Clary... Sie, diesen Engel voll gütigen Erbarmens... aber ich werde Sie vertheidigen... ich bin stark wie ein Mann! Sie sollen kommen...

Sie unterbrach sich, als sie sah, daß Clary plötzlich erbleichte und voll Entsetzen die Augen schloß.

Ehe sie sich umwenden konnte, um nach der Ursache dieses plötzlichen Schreckens zu sehen, sprach eine heisere, unzufriedene Stimme hinter ihr:

„Paperlepap!"

Sie wandte sich schnell um und sah ein Männchen, das oben auf dem Kopfe kahl, an den Schläfen aber mit zwei ungeheuern Haarbüscheln eingefaßt war. Das Männchen, dessen Nase ein mächtiges Brillenpaar einklemmte, hatte einen Oktavband unter dem Arm. Es war Meister Rowley mit seinen toxikologischen Amusements.

Er war nach seiner Gewohnheit mit Katzentritten herangeschlichen und nicht wenig skandalisirt, die Reste des reichlichen Mahls vor Clary zu erblicken.

„Paperlepap!" wiederholte er mit steigendem Unmuth, „in was mischt sich diese Lady, ich bitte Sie... das Mädchen hat ja gegessen wie ein Währwolf... das ist eine schöne Bescheerung, meiner Treu... Was wird der Herr dazu sagen, ich bitte Sie... was wird er sagen?"

Meister Rowley richtete diese Frage an sich selbst, und hielt sich in ehrerbietiger Entfernung, weil er Susannah's letzte Worte gehört hatte und sich ihrem Zorne nicht aussetzen wollte.

Das schöne Mädchen hatte sich mit über die Brust gekreuzten Armen zwischen ihn und das Bett gestellt.

„Gut, gut!“ brummte der Vergiftungsadjutant, einen Schritt zurückweichend, „ich fürchte mich nicht vor dieser Amazone ... Und bei alle dem brauche ich mit meinem Präparat nur drei Sekunden, fünf Terzen und ein Bruchtheil, um sie gebührender Maßen zur Vernunft zu bringen ... Es ist einerlei; ich wünschte sie nur vor der Ankunft des Doktors zu entfernen.“

Der Wunsch des würdigen Rowley sollte nicht in Erfüllung gehen, denn beinahe im Augenblick öffnete sich rasch die Thür, und Doktor Moore trat mit finsterer Miene und gerunzelter Stirn in das Zimmer.

„Was soll das bedeuten, mein Herr,“ wandte er sich mit barschen Worten an Rowley.

„Sir Edmund ist durch die kleine Thür herübergekommen,“ versetzte ganz leise der Pharmaziegehülfe, „und hat diese Lady mit herübergebracht.“

„Das ist kein Platz für diese Lady, Sir... ziehen Sie sich zurück, und bitten Sie dieselbe, Ihnen zu folgen.“

„Mein Herr, ich verlasse dieses Zimmer nicht,“ sprach Susannah mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Paperlepap!“ rief Rowley.

Der Doktor trat bis an das Bett vor.

„Mylady,“ sprach er, indem er sich bemühte, seinen steigenden Unmuth zurückzudrängen, „die kindischen Formen der sogenannten Galanterie kenne ich nicht und verachte sie. Da ich nichtsdestoweniger eine leidige Entwickelung von alle dem voraussehe, und sie gerne vermeiden möchte, so nehme ich vor Ihnen den Hut ab, Mylady (er nahm seinen Hut in die Hand) und verneige mich vor Ihnen nach Art der Gecken, und erschöpfe meinen ganzen Schatz von Höflichkeit, indem ich Ihnen sage: Ich bitte, ich flehe Sie, Mylady, sich sogleich zurückzuziehen.“

Damit der Leser mit einem Mal die Sachlage begreife,

wird genügen, wenn er erfährt, daß der Doktor so eben das Krankenlager der Miß Trevor verließ, und in aller Eile zurückkam, um an Clary den bisher verzögerten Versuch anzustellen.

Susannah wandte sich nach Clary um.

„O, verlassen Sie mich nicht!“ rief das arme Mädchen, welche in dieser Bewegung Unschlüssigkeit zu entdecken glaubte.

„Sie verlassen!“ rief Susannah, indem sie sie in ihre Arme schloß. „O nein, Clary, ich kenne keine Macht, die mich von Ihnen zu trennen vermöchte!“

„Welcher Eigensinn!“ brummte Rowley.

Der Doktor stieß einen halb unterdrückten Fluch aus.

„Madame! Madame!...“ sprach er mit zitternder Stimme, „Sie kennen mich nicht... Sie wissen nicht, welches Verbrechen Sie in meinen Augen begangen haben, daß Sie in dieses Zimmer eingedrungen sind...“

„Ich weiß, daß man dieses Mädchen umbringen wollte,“ antwortete Susannah unerschrocken, — „und will hinfort über sie wachen.“

Die Thür ging wieder auf. Dießmal war es der blinde Tyrrel, welcher eintrat. Statt in das Innere des Zimmers vorzutreten, blieb er kalt und unbeweglich an der Schwelle stehen und ließ mit vollkommener Gleichgültigkeit sein düsteres, gläsernes Auge über diese Scene wandern.

Der Doktor hatte bei Susannah's Antwort sichtbar gezittert.

„Ah! — Sie sind also bekannt, Mylady,“ sprach er in drohendem Tone, „gut, ich kann vergessen, daß Sie es wissen... ich kann Ihnen vielleicht verzeihen, daß Sie es wissen. Aber entfernen Sie sich, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, entfernen Sie sich!“

„Ich gehe nicht,“ wiederholte das schöne Mädchen, dessen helles, von erhabener Ruhe strahlendes Auge das

unheimliche Leuchten von des Doktors Blick aushielt, ohne sich zu senken, „erst müssen Sie mich tödten, mein Herr, wenn Sie an das Leben dieses Mädchens wollen.“

Der Doktor steckte seine beiden Hände in die weiten Taschen seines Rocks; sein Gesicht, sonst blaß, wurde roth bis an die Stirn und war schrecklich anzuzuschauen.

„Hinaus!“ rief er Rowley mit wutherfüllter Stimme zu, „dieses Weib hat es gewollt!“

Keine Muskel in dem schönen Gesichte Susannah's verzog sich. Nur erhob sie ihre Augen zum Himmel, weil sie sah, daß sie sterben müßte.

Aber der blinde Tyrrel hatte sich endlich entschieden, in diesem Auftritt eine Rolle zu spielen. In dem Augenblick, wo Moore, von einem jener Wuthparoxysmen ergriffen, der Leute seines Gelichters befällt, deren Leidenschaft sich heuchlerisch unter einer Eishülle verbirgt, in dem Augenblick, sagen wir, wo er sich auf die noch immer unbewegliche Susannah stürzen wollte, hielt ihn plötzlich der kräftige Arm Tyrrel's zurück.

Der Doktor suchte sich frei zu machen. Es war vergeblich.

„Was?“ rief er endlich, von diesem augenblicklichen Ringen erschöpft, Du wagst es, mir Gewalt anzuthun? Du?“

„Ich denke, Doktor, daß man diese Lady nicht tödten darf,“ antwortete Tyrrel friedlich.

„Wenn ich aber will?“

„Ich werde versuchen, Sie daran zu hindern.“

„Warum? Elender, warum?“ brüllte der Doktor in voller Wuth.

Clary war mehr todt, als lebendig. Susannah, welcher Moore's Ingrimm kein Zittern abgewann, heftete auf Tyrrel einen sorglichen, furchtsamen Blick.

Dieser begann wieder, ohne sein Phlegma zu verlieren:

„Doktor, aus mehreren Gründen... Für's Erste ist dieses Weib meine Tochter."

Susannah fuhr unmerklich zusammen und erblaßte, zeigte aber keine Ueberraschung. Moore dagegen fuhr erstaunt zurück.

„He! he! Miß Suky," fuhr Tyrrel fort, indem er jenen durchdringend schweren Blick auf ihr haften ließ, von dem das schöne Mädchen schon so oft gegen Brian von Lancester gesprochen hatte; „kennst Du mich nicht mehr?"

„Ich kenne Sie, mein Herr," sprach ganz leise Susannah, „und doch..."

„Dennoch bedeutet bei einem so gelehrten Herrn, wie der Herr Doktor, Nichts, Miß Suky... Du hast mich hängen sehen, nicht wahr? Wer weiß? vielleicht siehst Du mich noch einmal hängen... Doktor," fuhr Tyrrel fort, an Doktor Moore sich wendend, dessen Zorn bei dieser Entdeckung nachgelassen hatte, der aber die beiden Mädchen mit einer nichts Gutes weissagenden Unschlüssigkeit betrachtete; „wenn ich sage, sie ist meine Tochter... so verstehen Sie mich? ... Zur Zeit, wo ich Ismael Spencer hieß, nannte man sie Susannah Spencer, das ist Alles... Aber nicht gerade deshalb hab' ich mich zwischen Euch beide gestellt."...

„Warum also?" fragte Moore.

„Das ist der minder gute von meinen Gründen. Der andere ist der: Der Herr Marquis von Rio Santo hat mir befohlen, über sie zu wachen."

„Ah!... rief der Doktor und senkte das Haupt.

„Ausdrücklich befohlen!" fügte Tyrrel hinzu.

„Und doch," begann wieder Moore... „weiß sie... Ihr Leben könnte meine Verurtheilung sein."

Tyrrel verbeugte sich ernst.

„Wer wird es übernehmen, sie zum Stillschweigen zu bringen? Sie, Ismael?"

Tyrrel warf einen schiefen, verstohlenen Blick auf

Susannah, welche auf das Bett gesunken war, und die Augen niederschlug.

„Nun ja!“ antwortete er, indem er plötzlich die gutmüthige Rolle Sir Edmund's wieder annahm: „Ich will es auf mich nehmen, Doktor.“

14.

Two Suns for one Moon.

Es war um dieselbe Stunde, wo der ehrenwerthe Brian von Lancester, von dem Hause Nr. 9 in Wimpole-Street mit einer kleinen Schaar Polizeimänner zurückgekehrt, anerkannte, daß seine kurze Abwesenheit hinreichte, das Haus zu räumen.

Die Nacht war herrlich. Die Feuchtigkeit des Tages, von einem eisigen Nordwind auf das Pflaster niedergeschlagen, machte aus jeder Straße einen funkelnden Spiegel, auf welchem die Wanderer ausglitten, strauchelten und fielen, zum unaussprechlichen Vergnügen aller Snails in der Hauptstadt des brittischen Reiches.

Bei der Einmündung auf Portland-Place gegen die Mitte der Straße von Devonshire war eine beträchtliche Menge Volkes vor einer offenen Thür versammelt. Sie bestand nur aus Individuen, welche eine Art von Aehnlichkeit unter einander hatten, obgleich die Einen die Livree des Elendes trugen, während Andere in sehr kostbare Kostüme gekleidet waren. Sie waren offenbar verschwistert: sie drückten und traten sich ohne Ansehn der Kleidung, aus der besten Freundschaft von der Welt.

Beinahe Alle hatten unter ihren Armen Päcke Pa-

pier; nur die elegantesten entbehrten dieses Schmuckes, hatten aber ein oder zwei Grooms hinter sich, die wie Maulthiere mit denselben Produkten befrachtet waren. Alle schwatzten zumal. Seltsame Stimmen ließen sich aus diesem Gedränge vernehmen und vermischten sich mit philosophischen Reflexionen, abgedroschenen bons mots und Gelächter. An der geöffneten Thür standen vier oder fünf Grooms in Livree, welche unaufhörlich damit beschäftigt waren, den Belagerern Päcke feuchter Papiere zuzuwerfen, welche jenen ekelhaften Geruch ausdünsten, den der Himmel dem Journal verleiht, um die Leser vor den unverschämten Lügen zu warnen, wie sie der Klapperschlange an den beringten Hals eine Klapper beigegeben hat.

„Zwölf für Pleydell und Browne!“ rief eine Stimme aus der Menge.

„Zwölf für Pleydell und Browne!“ wiederholte einer der Grooms.

Diese Worte liefen von Mund zu Mund und gelangten endlich an den Kasseneinnehmer, dessen pergamentenes Gesicht zwei Zoll von seinem Register zu sehen war.

Der Einnehmer kritzelte einige Worte und wiederholte mit klangvoller Stimme:

„Zwölf für Pleydell und Browne. Weiter.“

Ein Pack war verkauft.

„Vierzig für Gibbert vom Strand!“

„Fünfundzwanzig für Mistreß Dodson!“

„Zweihundert für Howard und Flower!“

Die Blätter regneten. Der Verkauf war vortrefflich. Je mehr Resultate der Einnehmer konstatirte, desto goldener wurde sein Gesicht, und als Howard und Flower zweihundert Nummern verlangten, legte er die Stahlfeder nieder, um sich die Hände zu reiben.

Aber er hatte nicht Zeit; das Geschrei draußen verdoppelte sich. Er ergriff seine Feder von Neuem, in-

dem er sich feierlichst versprach, vor Schlafengehen zum Lohn eine Pinte Porter zu trinken.

„Fünf und siebzig für Prior!"

„Fünfzig für Goodridge!"

„Achtzig für Samuel Lowther!"

Und hundert und abermal hundert Namen, so daß endlich eine Stimme aus der Tiefe des Bureau's triumphirend verkündete:

„Der Abzug ist vergriffen, meine Herren!"

Ein allgemeiner Beifallsruf erscholl.

„Eine zweite Auflage!" rief man: „zweitausend, dreitausend, zehntausend!... Wir nehmen Alles!"

„Die Formen sind zerbrochen, meine Herren!"

Man wollte protestiren, aber die zwei gewaltigen Thürflügel drehten sich schnell in ihren Angeln und das gelbe Gesicht des Einnehmers verschwand Aller Augen.

Dies geschah an der Thür des Herrn Timotheus Overflow, Herausgeber von dem Journal the Moon, einem Abendblatt. Die auf den Straßen versammelte Menge war ein rush von newsmen oder Zeitungsverkäufern.

Bekanntlich gelangen die Zeitungen in England nicht auf dieselbe Weise in die Hände der Leser, wie auf dem Kontinent. In London kennt man den Abonnenten beinahe nicht einmal dem Namen nach. Da besteht kein längerer Vertrag zwischen den Zeitungen und ihren Lesern. Jeden Tag wählen Letztere unter den geschwätzigen riesenhaften newspapers von London, wie der Pariser Gourmand die Gerichte seines Mittagmahls auf der Karte eines Restaurateur's bezeichnet. Das ist der Unterschied! Der Engländer, welcher schwerfällig von der Times zum Sun, vom Sun zum Globe, vom Globe zum Courier flattert, hält sich, sobald es sich vom Diner handelt, an seine Rindfleischschnitte, während der Franzose, dessen flatterhafter Gaumen jede Woche alle Gerichte des Cuisinier royal Revue passiren läßt, viele Jahre seinem Journal getreu bleibt.

Wäre da John Bull nicht wenigstens magentreu?

Bei uns geschieht die Publizirung der Tagblätter durch die Vermittlung von newsmen oder Zeitungsmäklern, von denen Einige Millionärs sind, indeß Andere dagegen all' das Ihre bei sich in der geflickten Tasche eines alten, schwarzen Rockes tragen.

Gewöhnlich kam the Moon, ein kleines Abendblatt, ohne alles Aufsehen ganz in der Stille zur Welt. Aber heute galt es eine Neuigkeit, eine große Neuigkeit, zu deren Verbreitung der Abdruck aller Abendblätter nicht genügt hatte. Jeder wollte sie selbst gelesen haben. Seit langer Zeit war die Neugierde nicht auf einen so hohen Grad gesteigert. Es handelte sich auch nicht von einer Seeschlange, oder einem andern Ungethüm, Lappalien, die nur für Hungertage gut genug sind, wo der Herausgeber trotz allem Genie vergeblich sein trauriges Gehirn zerarbeitet, und kein neues Gericht findet, das den Hunger der Neugierde des Publikums zu sättigen würdig wäre. . .

Diesmal war es Geschichte, und das Leben einer Person von königlichem Geblüte stand auf dem Spiel. Ein ruchloses Attentat war sogar auf der Terrasse des Schlosses Kew verübt, oder wenigstens versucht worden. An wem? guter Gott! An dem sanften, holden Kinde, das eventuell auf den Thron berufen werden konnte, an der Hoffnung dreier Königreiche, an der Prinzessin Viktoria, mit einem Wort, der Tochter Sr. königlichen Hoheit, des Herzogs von Kent und der Nichte Sr. Majestät.

Da sah man wieder den Höllengeist des Radikalismus. Man hoffte in der Evening-Post, dem Standard, der Evening-Mail und dem Moon, oder wenigstens in einem derselben die Einzelheiten der äußerst merkwürdigen Frevelthat und den Namen des Elenden zu lesen, dessen verrätherische Hand u. s. w. u. s. w.

Groß war daher der Schrecken für diejenigen newsmen, welche zu spät gekommen, und sich auch nicht einmal

ein Blatt des sonst wenig gesuchten Moon zu verschaffen wußten. Es bildete sich unmittelbar vor der Thür des Herrn Timothy Overflow eine Art Börse. Die Einen wollten gegen baares Geld aus zweiter Hand einige Nummern des glücklichen Blattes kaufen, Andere schlugen Austauschungen vor.

„Einen Schilling für jedes Exemplar vom Standard!“ sagte Einer.

„Sechs Pence über den laufenden Preis für jede Evening-Post!“ schrie ein Anderer.

„Eine Times für eine Evening-Mail!“

„Zwei Suns für einen Moon!“

Gewöhnlich werden bei solchen rushes der newsmen die Angebote im entgegengesetzten Sinne gemacht. Eine Times für vier oder fünf Standard's, und höchstens ein Dutzend Moon's (Monde) hätten eine Sun (Sonne) aufgewogen — ein Verhältniß, das der Astralhierarchie weit angemessener war.

Indessen strömten von allen Seiten der Straße Neugierige herbei. Die Einen wußten schon, von was es sich handelte, die Andern wollten es wissen. Der rush der newsmen war bald von einem andern noch zahlreichern und nicht minder lärmenden rush eingeschlossen, der sich instinktmäßig diesem Konglomerat von gedrucktem Papiere nahte. Die widersprechendsten Erzählungen waren im Umlauf.

„O mein lieber Herr!“ rief die singende Stimme der Mistreß Crubb, welche in ihrem Eifer von Cornhill bis hierher gekommen war; „ich schwöre Ihnen, daß ich wohl unterrichtet bin... Mistreß Footes hat es von dem Schwager der Mistreß Croßcairn, welcher Rasenschneider auf dem pleasure-ground in Kew ist. Es war eine Amazone auf einem mächtigen Roß... Sie hät nach dem theuren Kind sieben und zwanzig vergiftete Pfeile geschossen, mein Herr.“

„Nicht möglich, Madame...“

„Nicht möglich, mein Herr! Da sind dann die

Blauen von der Garde gekommen, die wackern, hübschen Jungen und haben sie sammt ihrem gewaltigen Rosse in die Pfanne gehauen."

„Da haben sie Recht daran gethan, Donnerwetter! Hölle und Teufel!" rief Kapitän O'Chrane, der, durch Saunder's Schlaf auf einige Zeit disponibel geworden, die außerordentlichen Reize der Mistreß Dorothy Burnett spazieren führte. „Da haben sie Recht daran gethan, die miserabeln Beeffresser Sr. Majestät... Aber könnte man nicht ein Journal zu drei Pencen bekommen? Höllenloch!"

„Drei Pence! ein Journal!" rief Mistreß Crubb; „ein Journal drei Pence!... Guten Abend, Base Dorothy!... Ich kenne eine Frau, die einen halben Souverän gäbe, wenn sie an Ihrer Stelle wäre... O Herr Kapitän O'Chrane, die arme Mistreß Bloomberry ersäuft sich ja fast in Ihrem Sodawasser! Was aber die Zeitung betrifft..., drei Pence!... so hat Mistreß Bull, so wahr es morgen Tag werden wird, eine Mail für achtzehn Pence bezahlt!... Ach, das ist ein großes Ereigniß, mein Gott!"

„Ich sage Ihnen," kreischte eine andere Weiberstimme, die wohl der Mistreß Black oder der Mistreß Browne angehören konnte, „daß es ein Wilder aus der Menagerie in Regent-Street ist. Er hat die arme, kleine Prinzessin, Gott segne sie!... mit einer Keule auf das Haupt geschlagen..."

„Nichts weniger! Es ist ein katholischer Irländer, ein gemeiner Bettler von der andern Seite des Kanals, ein..."

„Sie sind falsch berichtet! Es ist ein Gentleman! Man hat sein Pferd mitten in Regent-Park todt gefunden,.. ein magnifikes Pferd."

„Welche Mährchen man sich doch in London erzählt!" rief Mistreß Crubb, indem sie die Achseln zuckte.

Die Geschichte mit den drei und zwanzig vergif-

teten Pfeilen schien ihr allein einige Grade von Wahrscheinlichkeit zu haben.

„Gott verdamm' mich!" rief der Kapitän O'Chrane, indem er sich seine sechs Fuß hoch aufrichtete und so die ganze Menge überragte, „will Einer von euch Schwarzpapierkrämern mir ein Journal um vier Pence verkaufen?"

Niemand antwortete ihm; aber unter den newsmen dauerte der Austausch von Morgen- und Abendblättern fort und bis zum Ueberdruß wiederholt, gelangten in die Ohren der Menge die Worte:

„Eine halbe Krone für zwei Standard!"

„Eine Times für eine Mail!"

„Zwei Sun für einen Moon!"

„Während der rush der Zeitungsverkäufer unter gierigem, leidenschaftlichem Gelärm, wie jede merkantilische Versammlung, sich umtrieb, gewann ein Mann, der, seinen verschiedenen Anzug abgerechnet, gleichfalls ein newsman zu sein schien, seinen Kollegen den Rang ab, und verkaufte eine Menge Nummern an das Publikum. Man sah ihn wie einen Aal durch die Menge hingleiten und dem nächsten Besten ohne viel zu markten und um halben Preis die kostbaren Exemplare dieser Blätter, um die man sich so energisch vor der Thür des Herrn Timothy Overflow stritt, verkaufen.

Er schien Eile zu haben, Alles loszuschlagen. Wenn der Wurf gemacht war, leerte sich seine Hand in eine ungeheure Tasche, die sich vor seinem zerlumpten Anzug öffnete. Als der Pack unter seinem Arme verkauft war, wühlte er rechts und links in den Taschen seiner zerlumpten Kleidung und zog immer neue Päckchen hervor.

„Was wollen Sie, mein bester Herr?" fragte er; „was wünschen Sie, meine schöne Dame? ... Einen Standard? Hier ... Eine Evening Post? da ... Einen Moon? Ein artiges Journal, mein Herr, da!

da! da! Er ging vorüber. Die Schillinge und Pence regneten unaufhörlich in seine weite Tasche.

„Daher, Lügenkrämer, gehörnter Satan!" rief Kapitän O'Chrane in dem Augenblicke, wo er in seine Gehörweite kam.

„Da, Gentleman!"

„Beim Höllenloch!" rief Paddy erstaunt, „das ist ja das gemeine Gewürme, der Bob, der gute Junge, er hat sich, Gott straf' mich, in einen Newsman umgeschaffen."

Bob hielt ihm eine Mail hin und erhielt einen Schilling mit der Weisung, ihm acht Pence herauszugeben.

Er steckte seine Hand in die Tasche.

„Und seit wann, trauriges Gewürm, Freund Bob, Höllenkind, bester Kamerad, treiben wir dieses Geschäftchen?..." begann Paddy.

Aber Bob war schon weit entfernt und hatte in einem Nu eine Evening Post an Mistreß Crubb, einen Moon an die Kreischerin und einen Standard an den Tenor verkauft.

Diese vier glücklichen Besitzerinnen der ersehnten Blätter traten zusammen an eine große Straßenlaterne, um in langen Zügen den Durst ihrer aufgeregten Neugierde zu stillen. Der Kapitän Paddy vergaß beinahe, seinen Kameraden Bob, diesen niedrigen Schuft, mit einer Verwünschung zu begrüßen, so sehr drängte es ihn zu der gewünschten Neuigkeit.

Aber kaum hatte das Gaslicht einen Schein auf ihre erkauften Blätter geworfen, als sich ein vierstimmiger Ausruf getäuschter Hoffnung vernehmen ließ.

„Gott verdamm' mich!" riefen der Tenor und der Kapitän.

„Ah Lord!" schrie die Kreischerin und Mistreß Crubb.

Der Standard des Tenor war acht Tage alt. Der Moon der Kreischerin war vom letzten Monat. Die Post der Mistreß Crubb wies ein Alter von ei-

nem Jahre nach, und die Evening Mail des guten Kapitäns gab eine genaue, in's Detail gehende Beschreibung der Schlacht von Waterloo.

„Hölle und Teufel!“ brummte Paddy, indem er sich hinter dem Ohre kratzte, „dieser verächtliche Galgenvogel hat mehr Grütze, als das Unter- und Oberhaus, der Satan soll mich mit höchst eigenen Händen auf dem Roste braten.“

Die drei andern Schlachtopfer der Spekulation stimmten, durch den nächtlichen Contralto der Mistreß Dorothy Burnett unterstützt, einen furchtbaren Lamento-Chor an, der unter der Menge, wohin immer Bob gekommen war, ein tausendfaches Echo erweckte. Alles eilte ihm nach. Bob zählte nach seiner gewohnten Weise ganz friedlich in dem Taphouse der nächsten Ecke seine Schillinge und legte sechs Pence bei Seite, um seiner Temperanc ein Geschenk damit zu machen.

Es war eine kleine Spekulation seiner eigenen Erfindung. Bob hatte mehrere Eigenschaften, welche große Männer bilden: einen schnellen Blick und Gewandtheit in der Ausführung. Für zwei Kronen hatte er all' das alte Papier gekauft, für das er so eben um zehn Guineen wieder Käufer gefunden hatte. Diese unschuldige Operation, nach allen Seiten ausgedehnt, führt zu einem der glänzenden Manövres, welche das politisch kommerzielle Haus in Saint Swithin-Lane *) von Zeit zu Zeit zum Besten gibt.

Leichtes Gewissen, schneller Geist und schnelle Hände genügen, um bei allen Spielen die schlechten Chancen zu neutralisiren. Bob hatte mit ebenso viel Gewandtheit und Moralität gehandelt, als diese ehrlichen Herren, welche die Bank springen und das Börsenspiel gewinnen, weil sie die Vertrauten des Telegraphen sind und so ihren Partners den Rang abgewinnen.

---

*) Rothschild.

Der pergamentne Einnehmer des Mister Timothy Overflow betrachtete seit einer halben Stunde diese verschiedenen kleinen Scenen vom Fenster des ersten Stockes aus. Er bekam Lust, unter die Menge Papierkrämer unten ein Geschoß abzusenden, stieg in das Erdgeschoß hinab und erschien wieder an dem Fenster mit dem letzten Exemplar des Moon in der Hand.

Beinahe im Augenblicke erscholl eine langsame, eintönige, pedantische Stimme unter die Menge und brachte das Geschrei der Newsmen und das Geklatsch des Pöbels zum Schweigen. Seine Mittheilung lautete folgendermaßen:

„Authentische Einzelheiten über das schreckliche Attentat gegen die erlauchte Person Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin Alexandrine Viktorie von Kent, vielgeliebte Nichte Sr. Majestät des Königs Wilhelm, unseres gnädigen Souveräns."

„Was soll das bedeuten?" rief der Abgesandte Gilberts vom Strand, „Sie lesen den Artikel laut vor, Mister Switch?"

„Und warum nicht?" fielen zehn Stimmen aus der Menge ein.

„Ja, warum nicht? Beim Teufel! Schwere Noth!" sekundirte aus der Ferne der Kapitän. „Hören Sie, Dorothy, hören Sie, meine theure Freundin; der traurige Vogel da oben will die Geschichte von Anfang bis zu Ende zum Besten geben, Gott mach' aus uns allen einen Ofen voll Verdammter!"

Der Einnehmer begann wieder:

„Diesen Morgen um eilf Uhr, fünf und dreißig Minuten, drang ein Fremder von hohem Wuchse auf einem gewaltigen Roß ..."

„Die Zeitung lügt!" unterbrach Mistreß Crubb. „Es war eine Frau."

„Sie berichtet wahr, Madame: ein Fremder .. das heißt, der Wilde von Regent Street ..."

„Oder der Irländer, der schmutzige Bettler! ...“

„Oder der Gentleman ... Man spricht von dem Pferd!“

„Ruhig, beim Satan! beim gehörnten Teufel! Ewige Verdammniß! Donnerwetter!“ murrte der Kapitän. „So hören Sie doch, Dorothy, mein liebes Herz, der Teufel würge mich zu Tod!“

„Auf einem stattlichen Fuchsen,“ fuhr die unerschütterliche Stimme des Herrn Switch fort; „in den pleasure ground von Kew, obgleich die königliche Fahne auf dem Thurme wehte ...“

„Donnerwetter!“ brummte Paddy, „das wird interessant, die Cholera mach' mir heut Abend ein Ende! ... Ein wenig still!“

„Nun, Herr Switch, nun!“ riefen die Newsmen, „der Spaß ist nicht übel, aber damit ist's genug. Lesen Sie nicht weiter!“

„... auf dem Glockenthurme. Die Garden zu Fuß, welche auf der Terrasse Wache zu halten haben, gewahrten ihn erst, als er schon nah an dem japanesischen Gewächshaus war. Nach andern Versionen hätte ihn die Prinzessin selbst zuerst entdeckt, als er auf sie den Lauf einer Pistole, bis an die Mündung gefüllt, richtete.

„Bis an die Mündung!“ wiederholte Crubb; „Ah! Lord! ...“

„Stille, Himmeldonnerwetter! ... Hören Sie, Dorothy!“

„Bis an die Mündung. Beim Anblick dieser furchtbaren Waffe habe die junge Prinzessin einen Angstruf ausgestoßen.

„Ah! Lord! das glaub' ich wohl! Das arme, theure Schätzchen!“

„Und sei, um Hülfe rufend, auf den Palast zu gestürzt.“

„Aber, Mister Switch, das ist infam!“ riefen die Newsmen. „Das haben Sie an uns verkauft, Sie haben nicht das Recht, es selbst zu geben.“

„So wahr wir leben, wir kaufen keine einzige Nummer vom Monde mehr, Herr Switch!“

„Und der Mond wird untergehen müssen, Herr Switch!“

„Da wird's eine Mondsfinsterniß geben, Herr Switch!“

Herr Switch fuhr fort:

„... um Hülfe rufend, auf den Palast zu gestürzt. Der riesenhafte Fremde schien jetzt auf seinen Rückzug Beda cht zu nehmen. Er nahm seine Richtung nach dem Glacis, wo er sein Pferd gelassen hatte ...“

„Lassen wir den alten Narren fortlitaneien!“ sprach ein Newsman.

„Herr Switch!“ fügte ein Anderer bei, indem er ihm den Rücken kehrte, „wir wollen's Ihnen in's Wachs drücken.“

„Hol' Sie der Teufel, Mister Switch!“

„Und euch auch!“ rief der Kapitän, „und mich in den Kauf! Schwere Noth! und uns alle! Fahren wir in den Höllenrachen! Aber haltet doch das Maul, Donnerwetter! Ihr schmähliche Papierfetzentrödler.“

Die Newsmen hatten den Platz geräumt.

„Nun!“ schrie die Menge, „nun dann? Was ist aus dem Lümmel von Fremdem geworden?“

„In's drei Teufels Namen!“ fügte der Kapitän bei; „was ist aus ihm geworden, mein Herr? Hölle und Teufel!“

Der Expeditor schloß sachte das Fenster und machte sich davon, um vor Schlafengehen seine Pinte Porter zu trinken.

Die Menge, auch von dieser Seite getäuscht, stürmte gegen die Thür und wollte sie eindrücken. Der Tenor sprach von nicht weniger, als das Haus anzuzünden. Was den Kapitän betrifft, so würden wir der Uebertreibung bezüchtigt, wenn wir im Getheil jeden der sinnreichen Flüche berichteten, welche er bei dieser Veranlassung improvisirte.

In dem Augenblicke, in welchem die Menge ihre Wuth in ein Konzert von Verwünschungen ergoß, rollte ein Kabriolet aus der Wimpole-Street in die Straße von Devonshire und theilte nur mit Mühe das Gedräng. Der Bewohner des Kabriolets ließ sich nicht träumen, daß er selbst der Held dieses kleinen, unzusammenhängenden Drama's sei, das unter freiem Himmel aufgeführt wurde, und die Menge war weit entfernt, zu vermuthen, daß der riesenhafte Fremde in diesem Augenblick in ihrer Mitte verweile ... Das Kabriolet lenkte auf Portland Place ein und hielt vor der Wohnung des Grafen White Manor.

Brian stieg aus und eilte die Stufen jenes Auftritts hinan, von dem er eines Tags auf Befehl seines Bruders weggepeitscht worden war.

Er hob den Hammer und pochte gewaltig an.

Der Groom, welcher öffnete, fuhr bei seinem Anblick voll Entsetzen zurück, als ob er den Teufel von Angesicht zu Angesicht erblickte.

„Melden Sie gefälligst dem Grafen von White Manor," sprach Brian mit gebieterischer Ruhe, „daß Herr von Lancester Se. Lordschaft um einen Augenblick Audienz ersucht."

15.

Das Erstgeburtsrecht.

Ganz London kannte die Feindschaft beider Brüder. Um so mehr war Grund vorhanden, daß sie einem Diener White Manor's nicht unbekannt blieb. Der Groom, an welchen sich Lancester wandte, blieb unschlüssig, so sehr schien ihm das Faktum einer Unter-

redung des Grafen mit seinem nachgebornen Bruder in das Reich der Unmöglichkeit zu gehören.

Er gehorchte jedoch, als ihm Brian die Weisung in einem peremptorischen Ton wiederholte.

Nach einigen Sekunden kam er zurück und Brian wurde alsbald in den Empfangssaal geführt.

Er warf sich in einen Sessel. Seine Gedanken waren in großer Verwirrung. Was sich so eben im Hause in Wimpole-Street zugetragen hatte, Susannah's Mittheilungen, ihr plötzliches Verschwinden, Alles war ihm noch zu nahe und seinem Verstande noch nicht so deutlich und begreiflich geworden, wie Dinge, über die wir schon einige Tage nachzudenken Gelegenheit hatten. Er wußte jetzt, daß ein mächtiger Feind, dem nicht beizukommen war, ihm den Besitz von Susannah bestritt. Er suchte bei seinem Bruder die Mittel zu finden, diesen Feind der Finsterniß zu bekämpfen und zu besiegen. Sein Ziel war: Susannah wieder aufzufinden und sie zu beschützen. Die Mittel, dieß zu erreichen, und seinen Bruder zur Beihülfe zu vermögen, waren noch nicht aufgefunden.

Aber dieß war für den Augenblick nicht von großer Bedeutung. Konnte er sich auf seine hundert Siege über White Manor stützen?

Seit langer Zeit hatte Brian von Lancester den Wohnsitz seiner Vorfahren nicht mehr betreten. Seit dem Tode seines Vaters hatten ihn beständige Kämpfe mit White Manor von dem Hotel seiner Familie, das nun ausschließliches Eigenthum des Erstgebornen geworden war, entfernt gehalten. Obgleich von Gedanken, die den heimathlichen Regungen ganz fremd waren, bestürmt, fühlte Brian doch eine ernste, ihm unbekannte Verwirrung in seinem Herzen. Eine seit Jahren verstummte Stimme schien ihn auf die edle Reihe von ernsten Familienbildern, die rings an den Wänden hingen und abwechselnd die stolzen Gesichter seiner Väter und die würdigen, hochsinnigen und milden Züge seiner

Ahnfrauen zeigten; und diese Stimme stammelte in seinem Innern Vorwürfe, die sich mit dem verwünschten Namen seines Bruders vermengten.

Brian hatte einen ritterlichen Sinn unter der fremdartigen Einhüllung eines kühnen Skepticismus, in die er sich vor der Welt zu bergen pflegte. Er fühlte vielleicht Reue. Wenigstens senkte sich sein Haupt, als ob er sich schämte, die auf ihn gerichteten Blicke all der Generationen auszuhalten, er, der in ihrer Mitte erschien mit feindlichen Gedanken gegen ihren gesetzlichen Nachfolger, den Erben ihres gemeinschaftlichen Namens, den Mann, der den vom Vater auf den Sohn lauter und rein vererbten Titel führte, gegen das Haupt des Hauses, mit einem Wort, dessen Bild ein leerer Raum hinter all diesen ehrwürdigen Bildern erwartete.

Er erinnerte sich, daß der verstorbene Graf White Manor auf dem Sterbebette seine Hand in die seines Bruders gelegt hatte. Er erinnerte sich, daß das letzte Wort seiner Mutter ihn zur Liebe und zur Versöhnung ermahnt hatte.

Seine Mutter, deren fromme Züge durch einen tüchtigen Pinsel auf der Leinwand hervorgerufen, schien ihm noch zuzulächeln.

Eine Seitenthür öffnete sich. Lord White Manor, auf den Arm seines Intendanten, Gilbert Patterson, gestützt, trat herein.

Zwischen dem Grafen und seinem jüngern Bruder war eine große Altersverschiedenheit. Das kräftige Temperament Brian's und die Ausschweifungen White Manor's hatten den Abstand so groß gemacht, daß er zum förmlichen Kontraste ward. Brian hatte in seinem männlichen Alter etwas von jener Grazie, jener elastischen Geschmeidigkeit der Glieder, jener ausdrucksvollen Beweglichkeit des Mienenspiels, welche die Zugabe der Jugend zu sein pflegt. Seine physische Natur, wie eine moralische war so zu sagen noch jungfräulich, nicht

angebrochen. Er war noch dem Anschein und der That nach jung, noch viel jünger, als jene zwanzigjährigen Lord's, welche der Trab eines Pferdes erbleichen macht, und welche mit Hülfe von Aufreizungsmitteln die erstorbenen Gelüste ihrer erschlafften Herrlichkeiten wieder beleben. Er war schön, kräftig und feurig. Hinter jenem Anschein von Phlegma, den unsre Sitten allen Physiognomien aufdrücken, fand sich nur zu viel Kühnheit, Liebe und Leidenschaftlichkeit. White Manor dagegen war ein Greis, ehe er noch die Gränzen des reifern Alters überschritten hatte. Sein Herz, von Natur egoistisch, war versteinert; sein Leib, sonst kräftig, beugte sich unter der Last eines vorzeitigen Greisenalters. Es war jedoch nicht eines jener gebrechlichen Trümmer, deren Körper das Alter oder die Ausschweifungen sichtbar untergraben hatten, und die nun gebückt, verkümmert, zitternd, schwach einhergehen und von der Menge freien Durchgang für ihre wankenden Tritte erflehen. Lord White Manor hatte die Steifheit seines kräftigeu Wuchses bewahrt, er hielt sich noch aufrecht auf seinen schwerfälligen Beinen, und sein jämmerlicher Torso verheimlichte seine Verluste unter der gewandten Lüge einer fashionabeln Gewohnheit. Aber bei jedem Schritt, den er that, bewegte ein schmerzvolles Beben die Züge seines Gesichtes; sein Athem war kurz und keuchend; unter dem Kunstwerk seines geborgten Haarwuchses entdeckte man einige seltene weiße Haare, die hin und wieder über einen kahlen runzlichen Schädel liefen. Sein Blick erlosch unter seinen gerötheten Augenliedern, und er hatte jene erschreckende Bläße der Apoplektiker, welche dem brennenden Roth der Wangen eine gebleichte Unterlage gibt.

Es war die Ruine einer kräftigen Organisation.

Manchmal, wenn ihn die Leidenschaft plötzlich erhitzte und das verdickte Blut, welches in seinen Adern stockte, wieder in Fluß brachte, gewann er für einen Augenblick wieder seine frühere Kräftigkeit; er konnte noch in der

kannibalischen Wuth seiner Leidenschaft etwas zernichten, das Leben eines Menschen oder ein Hausgeräth.

Aber er zahlte schnell und theuer für die unsinnigen Ausbrüche seiner Leidenschaft. Das Leben, so plötzlich in diesen abgenutzten, erstarrten, steifen Körper mit Ungestüm zurückgekehrt, warf ihn mit einem furchtbaren Stoße zu Boden. White Manor fiel dann wie eine todte Masse zu Boden, oder wenn der Schlag minder stark war, so verfiel sein bewältigtes Gehirn in eine Art Verdummung, das zur Hälfte den Charakter des Blödsinns, zur Hälfte den der Verrücktheit trug.

Seine Zukunft war, und er wußte es, in die drohenden Schranken dieses unversöhnlichen Dilemma's eingezwängt: Apoplexie oder Wahnsinn.

Wenn er vorausschaute, sah er sich entweder gichtbrüchig oder wahnsinnig; ein Drittes gab es für ihn nicht.

Bei der Annäherung des Grafen, seines Bruders, der, auf den Arm Gilbert Patterson's gestützt, langsam vorschritt, erhob sich Brian, um sich mit Förmlichkeit zu verbeugen. Der Graf erwiderte seine Begrüßung, indem er seiner Miene den Ausdruck herzlicher Gutmüthigkeit zu geben suchte.

Noch einmal, zwischen den beiden Brüdern waren die Rollen verkehrt. Furcht war auf Seite des Mächtigen, Sicherheit auf Seite des Schwachen. Der Aeltere, das Familienhaupt, der Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, fürchtete sich vor dem jüngeren, welcher auf der Welt Nichts besaß.

Und dieß geschah in England, wo die Hierarchie der Familie eine Wahrheit, der Reichthum der Thron, das Zepter und die Krone ist.

Die beiden Brüder blieben einen Augenblick unbeweglich, indem sie einander stillschweigend betrachteten.

Lancester's Gesicht war noch immer kalt und stolz; das des Grafen nahm immer mehr den Anschein unterwürfigen Wohlwollens an; aber man hätte sich sehr

getäuscht, wenn man ihre gegenseitigen Gedanken nach diesen äußern Symptomen beurtheilt haben würde.

Es regte sich Mitleid in dem Herzen Lancester's, aufrichtiges, steigendes Mitleid. Der Graf von White Manor war noch leidender als gewöhnlich. Er trug in seinem Gesichte noch die traurigen Spuren des letzten Anfalls, der ihn in dem Lord's Corner in der vorgestrigen Nacht in dem Zimmer Anna Mac-Farlane's zu Boden geworfen hatte. Seine Augen, welche zu lächeln versuchten, behielten einen stieren, verstörten Blick. Die eine Hälfte seines Körpers, der Bewegung der Muskeln widerstrebend, schleppte sich träge nach, als ob sie von einer Lähmung befallen wäre.

Brian konnte nicht ohne Schmerz sich von der bei seinem Bruder seit der Zeit, daß sie sich in der Nähe gesehen hatten, vorgegangenen Veränderung überzeugen. Die Zerstörungen waren so augenscheinlich, der Verfall seiner Gesundheit war so weit vorgerückt, daß Brian sich einer Gebärde des Mitleids nicht enthalten konnte. Die Stimme des Bluts, die sich, während er allein die Ankunft des Lord's erwartete, in seinem Innern vernehmen ließ, sprach von Neuem und kräftiger in ihm. Einen Augenblick war er auf dem Punkte, die Arme gegen seinen Bruder auszurecken. Aber ein Blitz des Hasses, der verstohlen unter der Maske der Gutmüthigkeit White Manor's hervorschoß, genügte, Lancester einzuhalten. Er gewann seine frühere Kälte wieder und erwartete.

In der Seele des Grafen hätte man nur tiefen Abscheu, Rachsucht, unversöhnlichen, unbegränzten Haß gefunden. Auch er war von dem Anblick seines Bruders peinlich ergriffen, auch er war bitter überrascht, als er diese Züge zu betrachten begann, die er seit Jahren nur von Ferne gesehen hatte, um sie wie ein drohendes Schreckbild zu fliehen. Aber welch ein Unterschied war zwischen seinem und Brian's Erstaunen!

Er hätte gewünscht, Letzteren wie ihn selbst, ge-

altert, erstarrt, gebrochen noch mehr, als sich selbst zu sehen; und er sah ihn immer noch jung, kräftig, voll Kraft und Leben! Waren diese Zeichen frischer Lebenskraft kein Spott auf seine Erschöpfung? Diese Jugend, war sie nicht ein Vorwurf für sein Greisenthum? War es nicht von diesem an Geist und Leib gesunden Manne die verletzendste Beschimpfung, daß er sich dem von Wahnsinn bedrohten Siechling gegenüber stellte? Dieß war ein letzter Streich, den er führte, der früheren würdig... Der erboste Verfolger war da, um sich an dem Todeskampf seines Schlachtopfers zu weiden; der Erbe kam, um die Tage zu berechnen, die wenigen Tage, welche noch zwischen ihm und dem Besitze unberechenbarer Reichthümer, der Schlösser von White Manor, der Parke, der Teiche, der Forste von White Manor, des Namens, des Titels, der Pairie von White Manor, von Allem lagen!

Und kein Mittel, ihm dieses Erbe zu entziehen, keines, wenn er nicht am Leben blieb. Das Leben aber eben entschwand ihm. Der Graf fühlte, daß er, was er auch anfangen wollte, in das Grab hinabglitt. Er sah sich hinsterben, heute vor Allem, da er seine Schwäche mit seinem kräftigen Bruder verglich.

Brian stand vor ihm kräftiger als je. Er schien mit seiner eisernen Gesundheit zu paradiren. Er spreizte seinen eleganten, festen Wuchs, er hob seine weite Brust; er schien mit einem Wort zu sagen:

Beeilen Sie sich nicht, Mylord Bruder. Treten Sie in aller Bequemlichkeit hinüber, nehmen Sie sich Zeit zum Sterben... Ich kann warten.

Gräßlicher Gedanke! White Manor konnte ihn nicht hegen und zugleich den falschen Schein von gastfreundlichem Wohlwollen, wie Anfangs, fortbehaupten. Sein Haß gewann die Oberhand und sprühte aus seinem Blick, indeß ein bitteres Lächeln die Ecken seiner Lippen hob und zittern machte. Wer nur die gewöhnlichsten Geheimnisse des menschlichen Herzens kennt, wird das

Uebermaß seines Hasses begreifen. Brian hatte ihn angegriffen und besiegt, und Brian war sein Erbe.

Dieser hatte wieder das Eis seiner Miene gewonnen. Er folgte mit einer Art von verächtlicher Neugierde den Aufregungen des Grafen, die Maske seines heuchlerischen Wohlwollens vorzuhalten. Allmählig verlor sich sein früheres Mitleid und er fand nur feindliche Gedanken in seinem Innern, so daß nach einigen Sekunden der Beobachtung, ehe sie noch ein Wort gesprochen hatten, die beiden Brüder sich mit den Augen maßen, wie zwei Feinde, welche kommen, sich an der Kehle zu greifen.

White Manor brach zuerst das Stillschweigen.

„Was wollen Sie von mir, mein Bruder?“ fragte er in süßlichem Tone, den der Ausdruck seiner Miene Lügen strafte; „sind Sie gekommen die Fortschritte der langsamen Hinrichtung zu sehen, der Sie mich ausgesetzt haben? Ich bin recht krank, Brian, Sie können ganz damit zufrieden sein.“

„Mylord,“ antwortete Lancester, sich verneigend, „ich wollte mich allerdings nach dem Befinden Ew. Lordschaft erkundigen... Es thut mir leid, Sie unwohl zu treffen... Was den Vorwurf betrifft, den Sie mir machen, daß ich die Ursache Ihrer Leiden sei, so ist, glaube ich, Ew. Lordschaft ungerecht gegen Ihr früheres Freudenleben und schreibt mir eine Macht zu, die ich nicht besitze...“

„Die Viper, welche tödtet, Sir, ist schwach, ein Kind kann sie mit dem Fuße zertreten.“

Brian runzelte nicht einmal die Stirn, und der Graf, welcher sogleich bedauerte, daß seiner gehässigen Leidenschaftlichkeit dieses Wort entwischte, stammelte in verlegenem Tone:

„Ich wollte sagen... aber man meint, man brauche unter Brüdern seine Ausdrücke nicht auf der Goldwage abzuwägen.“

„Ich bin auch Ihrer Ansicht, Mylord,“ versetzte

Lancester kalt. „Brüder, die einander lieben, dürfen sich Alles sagen. Ich bitte Ew. Lordschaft, sich keinen Zwang anzuthun.“

White Manor verbarg seine Verwirrung unter einer Gebärde des Schmerzes, und winkte Gilbert, ihm einen Sessel herzurücken.

„Wollen Sie wieder Platz nehmen!“ sprach er zu Brian. „Erlauben Sie mir gütigst, mich zu setzen... Da es nur zu wahr ist, daß wir nicht gewohnt sind, einander häufig zu sehen, so ersuche ich Sie, mich die Veranlassung Ihrer Gegenwart wissen zu lassen.“

„Ich bin gekommen, um mit Ew. Lordschaft ohne Zeugen zu sprechen,“ antwortete Lancester, indem er sich setzte, „und erwarte, daß man uns beide allein läßt.“

White Manor zögerte sichtlich. Sein Blick schien von Neuem zwischen der Stärke seines Bruders und der eigenen Schwäche eine Vergleichung anzustellen. Ein augenfälliger Schrecken malte sich auf seinen verwelkten Zügen.

„Uns beide!“ wiederholte er. „Gilbert Patterson ist ein würdiger Diener, mein Bruder; wie gewöhnlich verläßt er mich niemals.“

„Sie waren also nicht weit entfernt in jener Nacht, Mylord, in der Gilbert Patterson, dieser würdige Diener, Ihre Diener, mit Peitschen bewaffnet, gegen den Sohn Ihres Vaters hinaushetzte?“

„Das war ein sehr bedauerlicher Fall, Brian,“ stammelte der Graf; „Gilbert würde streng dafür abgestraft...“

„Aber er wurde nicht fortgejagt,“ unterbrach ihn Brian, dessen stets ungezwungene, ruhige Stimme Nichts von der Bitterkeit, die sein Herz empörte, durchblicken ließ. „Mylord, Sie sind Herr in Ihrem Hause, und es würde mir übel anstehen, Ihre Vorliebe für einen Diener ungeeignet zu finden...“

„Wollen Sie, daß ich ihn fortjage?" fragte lebhaft der Lord.

„Einen so würdigen Diener!" fügte Lancester bei; „ob Sie ihn fortjagen oder nicht, kümmert mich, auf Ehre, sehr wenig! Aber die Angelegenheit, die mich her führt, ist wichtig... sehr wichtig... für mich, Mylord, und für Sie. Die Gegenwart dieses Dieners ist mir lästig."

Der Graf besann sich eine Weile, dann stand er ohne Hülfe auf und ging nach der Thür mit den Worten:

„Folgen Sie mir, Gilbert... Brian, ich bin im Augenblicke wieder da, und wir sind dann allein."

Nach einigen Sekunden erschien der Graf wirklich wieder; aber statt sich Brian gegenüber zu setzen, nahm er einen Sitz an dem Tische, der in der Mitte des Salons stand, und legte auf den reichen Teppich, der ihn überdeckte, vor seinen Augen zwei Pistolen.

„Dies beweist Ihnen, Brian," sprach er in dem kurzen und ungezwungenen Ton von Solchen, welche ihren Entschluß gefaßt haben, „dies beweist Ihnen, daß wir ernst und frei mit einander sprechen wollen. Ich hasse Sie, wie Sie wohl wissen; ich fürchte Sie, es ist möglich, daß Ihnen auch das bekannt ist. Ich halte Sie zu Allem fähig, und hier sind zwei Zeugen, welche, obgleich stumm, nichts desto weniger die Stelle Gilbert Patterson's vertreten werden... Ich höre..."

Brian lächelte mitleidig.

„Ah! Mylord," sprach er, „Don Quixotte rannte gegen Windmühlen an! das war weniger thöricht, als mich mit Pistolen bekämpfen zu wollen!... Sehen Sie denn nicht ein, welcher Vortheil es für mich wäre, von Ew. Lordschaft gemeuchelmordet zu werden?"

„Nein, Sir, ich begreife nicht," antwortete der Graf mit düsterer Miene, „die Todten treiben nimmer Scherz."

„Auf Ehre, das wäre noch besser, als wenn ich

mich unter Ihren Fenstern hängen würde... Nein, nein, Mylord, Ihre Pistolen werden Sie nicht vor meinen Angriffen retten, Sie brauchen andere Waffen, um den Kampf zu bestehen, wenn Sie den Frieden, den ich Ihnen anzubieten gekommen bin, zurückweisen wollen."

„Was!" rief der Graf in einer Anwandlung von Hoffnung, „Sie wollten Ihren unversöhnlichen Verfolgungen ein Ziel setzen, Brian?"

„Ich will sie begnadigen, Mylord Bruder," indem er auf White Manor seinen gleichgültigen und stolzen Blick herabsenkte; „nehmen Sie an, wenn Sie wollen, daß ich Mitleid mit Ihnen habe; oder daß das Blut seine Rechte geltend macht, daß ich müde bin, so auf einen Bruder loszuschlagen; müde endlich, die Verachtung der Welt auf einen Menschen zu richten, der den ehrwürdigen Namen meines Vaters trägt..."

„Ah!..." rief mißtrauisch White Manor, bei dem Ueberlegung Zweifel zurückführte; „Sie haben sehr unfreundliche Manieren, Frieden vorzuschlagen, mein Herr."

„Weil Sie mir die äußersten Gränzen des Mitleids erreicht zu haben scheinen. So unfähig ich bin, mit offenen Armen zu Ihnen zurückzukommen, wie man zu einem Bruder kommt, so kommt mich doch die Laune an, gnädig zu sein. Sie sind so tief gefallen! Sie müssen sich schämen, Sie selbst zu sein! Sie haben solche Angst, während des Tages jene durchdringenden Rufe der Welt zu hören, die meine Stimme beschwichtigt oder hervorruft, und diese Stimmen summen so spöttisch, so bitter, so einschneidend während der Nacht, wenn der Schlummer sie flieht!... Ich bin kein Henker, es gefällt mir, heute Ihrer Folter ein Ende zu machen."

White Manor erröthete tief. Jedes seiner Worte fiel wie ein Keulenschlag auf seinen Stolz; dieses verächtliche Mitleid zermalmte ihn. Einen Augenblick drang sein Grimm in so reichlichen Strömen nach seinem Ge-

hirn, daß seine Hand sich unwillkürlich bewegte, während sein Blick sich gierig nach der Pistole wendete.

Brian glaubte seinerseits genug gesprochen zu haben; denn er ergriff ein Album, und durchblätterte zerstreut dessen Seiten.

In diesem Augenblick war er wieder der Mann geworden, als welchen wir ihn am Anfang unsrer Erzählung auf die Bühne gestellt haben, als kalten, gleichgültigen Charakter, der das brittische Phlegma äußerlich wenigstens bis zum Uebermaß besaß und trieb. Kein Gedanke der Liebe fand sich in ihm, um diese Eisrinde zu schmelzen. Er war wieder Brian, der furchtbare Verfolger, der sich aus Allem eine Waffe schuf, und unaufhörlich losschlug, Brian der Eccentric-man, der auf ein ernstes Ziel auf außergewöhnlichen Wegen lossteuerte; Brian, der arm und ohne Privilegien, seinen Fuß auf den Nacken eines Pairs vom Reiche setzte, welcher gegen alle Angriffe durch einen furchtbaren Bündel politischer Gesetze geschützt und außerdem so reich war, daß sein Gold ihn bei uns, wo das Gold ein Zauberschild ist, hätte unverwundbar machen sollen.

Der Grimm White Manor's stumpfte sich ab und prallte gewissermaßen an dem Phlegma des Siegers zurück. Es schien ihm unmöglich, diesen Mann anzugreifen, der sich selbst für unangreifbar hielt, und verachtend, den Bewegungen eines bewaffneten Feindes zu folgen, seine Aufmerksamkeit bemalten Kinderbildern schenkte.

Die Pistolen blieben auf dem Tische und der Graf bemühte sich, Fassung zu gewinnen.

„Sie insultiren mich heute," fuhr er nach augenblicklichem Stillschweigen fort, „aus einem Rest von Gewohnheit und zum letzten Male."

„Sie täuschen sich, Mylord," entgegnete Brian, welcher sein Album weiter von sich weghielt, um die Wirkung eines Entwurfes besser sehen zu können; „ich

insultire Ew. Lordschaft nicht im Geringsten. Nur stelle ich die traurigen Extremitäten an's Licht, in die ich Sie versetzt sehe."

„Sie thun mit einem Worte, wie jene Kaufleute, welche eine Waare herabsetzen, um sie wohlfeiler zu bekommen."

„Keineswegs ... der Handel scheint mir keinen Gegenstand zu einem passenden Vergleiche zu bieten... Ich setze herab, Mylord, um zu einem höhern Preise zu bekommen."

„Das ist also ein schamloses Angebot, das Sie mir machen wollen?"

„Es ist eine Kapitulation, Mylord... Ihre Vorfahren und die meinigen ließen sich von ihren Kriegsgefangenen ein Lösegeld zahlen..."

„Und ist es mir erlaubt, Ihnen die Kehrseite dieses Gemäldes zu zeigen, mein Herr, das mit so düstern, künstlichen Farben gemalt worden ist?"

„Gewiß, Mylord," antwortete Brian, der sein Album schloß und aufmerken wollte.

„Das ist von Ihrer Seite viel Herablassung," begann der Graf, der seinerseits nun spotten wollte. „Mein Herr, ich bin sehr unglücklich, es ist wahr, sehr unglücklich durch Ihre Schuld; aber glauben Sie, die eine so hohe Sprache führen, besser daran zu sein? Je elender Sie mich darstellen, desto mehr entdecken Sie die Tiefe Ihres eigenen Elendes, denn der Neid ist ein Zugeständniß, eine Huldigung! Sie sind eifersüchtig auf mich. Sie sind arm... Sie, dessen Verschwendung einen königlichen Besitz durchzubringen vermöchte, besitzen keinen Farthing... Ich bin Pair dieses Königreichs, Sir, besitze Millionen... Ich begreife und errathe die Absicht Ihres Besuchs. Sie finden, daß ich zu lang lebe!... Aber ich hoffe mit Gottes Hilfe noch lange genug zu leben, Bruder, um Ihre Geduld auf eine harte Probe zu stellen, und Sie handeln klug, daß Sie zu mir kommen, um Frieden zu

schließen, wie Sie sagen, und Mittel zu finden, mit dieser Hunger-, dieser Schuldenexistenz abzuschließen, in der Sie seit langer Zeit leben... Nur wäre es vielleicht klüger von Ihnen, zu bitten, als zu drohen."

Brian antwortete nicht sogleich, als wollte er dem Grafen Zeit lassen, seine Standrede noch weiter zu verlängern.

„Mylord," versetzte er, „es ist an Allem dem etwas Wahres, aber auch viel Irrthümliches. Ich bin arm und gedenke nicht, es zu leugnen, aber die Zeit der Schulden ist für mich vorbei: ich habe keinen Kredit mehr."

„Wollten Sie mich glauben machen, daß Sie von Ihrem Verdienste leben?" fragte White Manor sarkastisch.

„Nein, Mylord: ich kann nicht arbeiten."

„Und doch leben Sie!..."

„Zum großen Verdrusse Ew. Herrlichkeit; es ist wahr. Aber ich borge nicht: man gibt mir Almosen."

„Was!" rief White Manor, von seinem Sitze auffahrend, „hätten Sie Ihre Thorheit so weit getrieben? Hätten Sie den Namen, den Sie führen, so weit vergessen, daß Sie betteln?..."

„Mylord," unterbrach ihn Brian, „ich muß Ew. Lordschaft bemerken, daß der Bettel verboten ist, selbst nachgeborenen Söhnen der Mitglieder des Oberhauses, zu deren Gunsten der gesunde Menschenverstand und die Menschlichkeit nach meinem Dafürhalten eine Ausnahme geboten... Ich erhalte Almosen, ohne darum zu betteln... Aber finden Sie nicht auch, wie ich, daß darüber genug gesprochen ist und daß man zur Sache kommen sollte? Aus diesem oder einem andern Grunde komme ich, Ihnen Frieden anzubieten; wollen Sie ihn?"

„Es kommt auf den Preis an, den Sie bestimmen."

„Den Preis?...“ wiederholte Brian.

Er zögerte. Offenbar kam ihm diese Frage unerwartet.

„Was brauchen Sie, mein Herr?“ fragte wieder der Graf.

„Mylord,“ antwortete endlich Brian mit langsamer, ernster Stimme, „ich weiß nicht gerade, was ich brauche... aber ich brauche Viel... Ich muß in den Stand gesetzt sein, über die Kasse Ew. Lordschaft bis zur Summe... von meinem Belieben zu verfügen, Mylord!“

16.

Erbarmen, mein Bruder!

Ueber diese ungeheure Forderung war der Graf einen Augenblick verdutzt. Er sah seinem Bruder in's Gesicht, als wollte er auf diesem eine vernünftige Erklärung dieser räthselhaften Worte lesen. Diese Forschung konnte ihn nicht befriedigen, denn die Züge Brian's, ruhig und entschlossen, gaben seinem Vorschlag eine ganz ernstliche Deutung.

„Aber so verlangen Sie ja mein ganzes Vermögen, Sir!“ rief endlich der Graf mehr erstaunt, als entrüstet; „unmöglich können Sie hoffen, mich dahin zu vermögen.“

„Allerdings Ihr ganzes Vermögen, Mylord,“ antwortete Brian; „aber vielleicht begnüge ich mich mit einem Viertel... der Hälfte... wer weiß es... Was meine Hoffnung betrifft, die Ew. Lordschaft für unmöglich hält, so habe ich auf Ehre nie eine begründetere gehabt...“ Er hielt inne und fuhr dann bei-

nahe im Augenblick in einfachem, gesetztem, aber festem Tone fort:

„Sie dürfen nicht glauben, Mylord, daß ich hier mit Ihnen diplomatisch unterhandle, daß ich noch etwas in petto behalte, daß ich mit einem Wort ein Mittel hätte, mit dem ich Ew. Lordschaft spornen könnte, blindlings über den Graben zu setzen... Wenn ich solche Hülfsmittel nicht unter meiner Würde hielte, so könnte ich vielleicht die Schlacht auf diesem Terrain gewinnen, denn ich kenne Ihre Vergangenheit, Mylord Bruder, besser, als Sie glauben..."

„Meine Vergangenheit, Sir," wollte der Graf unterbrechen, „ist die eines Edelmanns, und vergeblich würden Sie versuchen, mich durch unbestimmte Drohungen zu schrecken. Ich fürchte nicht, daß man mein Leben beleuchte..."

„Ja, Mylord, Sie fürchten es und haben Grund es zu fürchten, wenn Sie nicht vergessen haben, daß Ew. Lordschaft eine Gattin und eine Tochter hatten, eine Gattin, deren schändliche Mißhandlung die Welt vergessen hat, eine Tochter, deren geheimnißvolle Bestimmung, mag sie nun leben oder todt sein, das Auge Gottes allein verfolgen kann."

„Wagen Sie zu vermuthen?..." rief der Graf.

„Gewiß, ich vermuthe nichts Gutes, Mylord Bruder. Aber brechen wir ab. Noch einmal, ich habe nicht im Sinn, Sie von hinten zu bedrohen. Meine Waffen sind andere, minder gewöhnliche... Bei Gott, Mylord, das hieße Ihnen die Sache zu leicht machen, wollte man den Kampf auf diesem bekannten Terrain eröffnen!... Sie sind reich genug, die Zeugen zur Lüge zu vermögen, und die Lacher würden vielleicht auf Seiten Ew. Lordschaft sein... Nein, nein, keine Anklagen! das wäre zu traurig und gemein. Die Welt würde mir zuklatschen, wenn ich diesen Zweikampf zur Entwicklung führte, ohne Grimassen zu schneiden, noch meine Kaltblütigkeit zu verlieren...

Ich bin kein Advokat, Herr Graf, ich bin ein Gladiator."

White Manor folgte mit Anstrengung und Ermüdung dieser seltsamen Rede, deren Sinn zum größeren Theil seinem geschwächten Verstande entging. Er erwartete einen Schluß, einen direkten Angriff und schickte sich an zu pariren; aber Brian ließ nach der phantastischen Logik seines Geistes seine Gedanken sich verketten. Während der Graf sich noch über dem Verständniß seiner letzten Worte den Kopf zerbrach, sprang er plötzlich auf einen andern Gegenstand über.

„Man hat mir heute," begann er wieder, „eine seltsame und rührende Geschichte erzählt. Einen Augenblick, denken Sie sich, Mylord, glaubte ich einige Beziehungen zwischen diesen Abenteuern eines armen verlassenen Mädchens und gewissen Aufschlüssen zu finden, die ich über das Privatleben Ewr. Lordschaft besitze... Gott bewahre," fügte er plötzlich mit Nachdruck bei, „daß es sich so verhält, wie ich einen Augenblick argwöhnte... Haben Sie nicht ein Bild der Frau Gräfin von White Manor bei der Hand, Godfrey?"

„Warum fragen Sie?" fragte der Graf, der etwas ängstlich wurde.

„Das ist eine närrische Frage, Mylord," antwortete Lancester lächelnd, „seit acht Tagen glaube ich, daß ich wieder Kind werde. Ich habe fünfzehn Jahre weniger, meine Gedanken gruppiren sich so, daß sie unwahrscheinliche Träumereien produziren; ich habe einen Roman in meinem Gehirn und meine Hoffnungen sind auf das Feenreich gestellt... Weil das Mädchen den Händen eines Elenden anvertraut wurde.

„Welches Mädchen?" fragte unwillkürlich White Manor.

Brian sah seinem Bruder ins Gesicht und runzelte unwillig die Stirn.

„Wenn ich glaubte!“ fing er ungestüm an, aber er sprach nicht aus, und fuhr in kaltem Tone fort:

„Ein junges Mädchen, das ich suche, Mylord, ein junges Mädchen, das ich liebe, und das man mir entrissen hat, ein junges Mädchen, das Ew. Herrlichkeit mir wieder auffinden helfen wird.“

„Mein Herr,“ fragte der Graf in übler Laune, „werden Sie es nicht endlich geeignet finden, anders als in Gleichnissen mit mir zu sprechen? Ich bin zu leidend, als daß ich mich lange mit dem Auflösen Ihrer Räthsel befassen könnte.“

„Ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, Mylord,“ erwiderte Lancester, indem er sich verneigte. „Kommen wir zur Sache, da Ew. Lordschaft es so wünscht! Ich sagte Ihnen, glaube ich, daß ich nicht mit den gewöhnlichen Waffen der Diskussion ausgestattet vor Ihnen erscheine. Ich gehe weiter und füge bei, daß ich bei Ihnen eingetreten bin, ohne genau zu wissen, um was ich Sie bitten wollte.“

„So ist Ihr Anliegen also,“ unterbrach ihn der Graf, „das Sie so eben vorgebracht haben, improvisirt. Ich rathe Ihnen, Bruder, es ein wenig reifen zu lassen, ihm eine Form zu geben, es zum Beispiel, das rathe ich als Freund, auf ein oder zweitausend Pfund zu beschränken.

„Ich sagte Ihnen überdieß,“ fuhr Brian fort, als würdigte er ihn nicht, von dieser Unterbrechung Notiz zu nehmen, „daß ich, um mein Ziel zu erreichen, meinen gewohnten Weg gehen würde, ohne zu jenen jämmerlichen Mitteln mich herabzulassen, deren sich die Helden des Trauerspiels gewöhnlich gegen einander bedienen. Ich verachte, Mylord, die Verleumdung beinahe ebenso sehr, als den Dolch oder das Gift. In summa, ich verlangte von Ihnen eine in Form Rechtens abgefaßte Urkunde, die mir erlaubte, nach Belieben über die Kasse Ew. Lordschaft zu verfügen.

„Wieder, Sir! . . .“

„Immer, Mylord. Ich kann nicht darauf verzichten.“

White Manor nahm sich zusammen, um die Besprechung nicht gewaltsam abzubrechen; aber die Furcht, welche ihm Brian einflößte, hielt seinem Unwillen das Gegengewicht. Er wollte selbst auf den Grund dieser Präliminarien eine Diskussion versuchen.

„Ich sollte eigentlich,“ sagte er, „die Achseln zucken, Sir, und schweigen, denn es wäre wahrhaft thöricht, Ihren Worten eine ernste Deutung geben zu wollen. Aber die Sache ist pikant und ich frage Sie, was wollen Sie mit meinem Vermögen anfangen?“

„Es ist für eben jenes Mädchen bestimmt, Mylord,“ antwortete Brian in dem schlichtesten Ton von der Welt.

„Und Sie glauben, daß ich für eine Unbekannte mein Vermögen aufopfern würde? . . .“

„Darauf rechne ich, Mylord, mit Zuversicht.“

White Manor gebärdete sich in seinem Sessel mit einer Leidenschaft, die viel Komisches hatte. Für ihn war Brian unverwundbar, selbst in dieser Diskussion, wo keine höhnische Menge umher lauerte, um einem der Sprecher Beifall zu klatschen, den Andern unbarmherzig auszuschmähen. Brian war unverletzlich, weil er seine ungeheure Forderung blos durch seinen Willen und durch keine Beweise unterstützte, die man mit Strenge beurtheilen oder zurückweisen konnte. War White Manor fest entschlossen, den ungeheuern Kredit, welchen man von ihm verlangte, nicht zu gestatten, so hätte er, da seine Weigerung einmal ausgesprochen war, nicht mehr antworten sollen. Der einzige offene Weg, dem lächerlichen Konflikt ein Ende zu machen, war offenbar, ihm die Thür zu weisen und das strenge Recht anzuwenden, das jeder Mensch hat, in seinem Hause unbelästigt zu bleiben. Aber White Manor ließ es wohl bleiben. Diese bizarre Lage hat wirklich ein Element des Schreckens, und diese bürgerlichen Hülfs-

mittel ließen sich nicht anwenden einem so ungestümen Menschen, wie Brian von Lancester, gegenüber. Zudem wußte der Graf nicht so gewiß, ob er, trotz seiner Absicht, sich zu widersetzen, am Ende nicht doch noch nachgeben mußte. Er wußte nicht, was Brian im Hintergrund hatte, und war in der Lage eines Menschen, der sich mit gebundenen Händen einem unversöhnlichen Feinde gegenüber befindet, den er lächelnd um sich her tanzen sieht, wie die Wilden um den Scheiterhaufen ihrer Gefangenen thun, ohne pariren, ohne sich hüten und vertheidigen zu können.

Brian konnte die Kühnheit bis zur Tollheit treiben, aber es lag noch Ueberlegung in seinen Unbesonnenbeiten, und so plötzlich auch seine Einfälle waren, so ging ihnen doch eine schnelle und tiefe Berechnung voraus. Diejenigen, welche in Allem nur auf die Oberfläche sehen, die Kurzsichtigen, diese Klasse von Myopen, die man mit einem Worte die Welt nennt, glaubten wohl, daß Brian, durch seinen Haß verblendet, wie ein gereiztes Kind, seine Streiche in's Blaue hinein thue. Aber hier, wie oft, täuschte sich die Welt; Brian hatte von Anfang des Krieges an seine Taktik und sein Ziel, das zwar in weiter Ferne und vielleicht außer dem gewöhnlichen Gesichtskreise lag, dem er aber unaufhörlich zusteuerte.

Sein Feind war nicht allein sein Bruder; sondern sein Bruder und das Erstgeburtsrecht.

Jetzt erlitt der Plan Lancester's eine Umwandlung. Die Liebe gab ihr Contingent dazu. Brian war in dem Augenblicke, von dem wir sprechen, nicht mehr bloß der Kämpe für eine Idee. Er mußte am Ende des Kampfes eine fette Beute haben, und der Triumph befeuerte nicht mehr allein seine Wünsche. Noch mehr, er war gekommen, seinen Gegner ein Lösegeld zahlen zu lassen. Aber diese Veränderung verrückte ihm nicht sein Ziel. Seine Mittel blieben die gleichen; seine Kraft war nicht geschwächt.

„Mylord,“ begann er wieder, „ich bin verliebt und bitte Sie um Verzeihung für meine Schwäche: ich bin verliebt... Sie lächeln nicht? Ich bin verliebt, wie man es nur ein Mal in seinem Leben ist, verliebt bis zu dem Grad, daß ich Alles meiner Liebe opfere, Mylord, sogar das Ziel meines ganzen Lebens!“

White Manor antwortete nicht; aber seine Miene begann sich mehr zu beruhigen. Der Panzer eines Liebenden hat seine verwundbaren Stellen. White Manor wurde aufmerksam, und in sein erloschenes Auge fuhr ein Blitzstrahl von feindlicher Vorsicht.

Lancester dachte nicht daran, auf seiner Hut zu sein. Die Erinnerung an seine Liebe, an die sich sein Herz nicht gewöhnt hatte, verbreitete träumerische Freude über seine energischen Züge. Hindernisse und Gefahr verschwanden für ihn in diesem Augenblicke, so zuversichtlich hoffte er jene zu übersteigen und diese zu beschwören. Er lächelte sanft bei dem Bilde der abwesenden Susannah und hatte nicht Rücksicht auf die Anwesenheit seines Bruders.

„O ja, ich liebe, sprach er mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß White Manor sein Lorgnon erhob, um ihn genauer zu betrachten. „Ich fühlte zum ersten Mal Leben in mir bei ihrem ersten Lächeln; der Laut ihrer Stimme brachte eine Saite in einem ungekannten Winkel meines Herzens in Schwingung. Sie hat mir alle die Freuden entdeckt, die der Mensch hienieden hoffen kann, und die ich, blind und elend, wie ich war, erst noch verachtete! Ja, es ist wahr, Mylord. Meine Zukunft leuchtet mir jetzt durch den Nebel ewiger Prüfungen hindurch. Ich hoffe, ich hoffe feurig! Ich habe Vertrauen auf Gott, mein Gemüth verjüngt und reinigt sich. Wissen Sie, Lord, ich bin im Stande, Sie nicht mehr zu hassen!“

„Da muß Ihre Liebe wirklich gewaltig sein,“ bemerkte White Manor kalt.

„Gewaltig!“ wiederholte Lancester, als ob ihm

das Wort zu ungenügend, zu schwach erschiene; „mehr noch, Godfrey! Wußte ich gestern, daß man nur den vierten Theil meiner Liebe lieben könne? Ich liebe mit Ueberlegung, mit Willen, und würde trotz mir lieben, wenn mein Wille sich rebellisch zeigte. Ich liebe ... begreifen Sie mich?"

Bei dieser spöttischen Frage verzogen sich die Züge des Grafen zu einer plötzlichen Heiterkeit.

„Ja, Sir, ja, Sir!" antwortete er, „und nie hat mich, auf Ehre, ein Liebesgeständniß mehr ergötzt ... So, Sie lieben also, Sir."

White Manor's Ton, heuchlerisch verhalten, änderte sich, ehe Brian antworten konnte. Er fuhr fort:

„Und Sie kommen, und wollen mir impertinente Bedingungen vorschreiben, mir mein Vermögen abverlangen? Sie kommen mit der Drohung im Munde, wie ein wegelagernder Bandit, und sagen mir: Gib oder ich schlage! ... Und Sie lieben so gewaltig!"

Brian wandte sich gegen den Lord und betrachtete ihn noch immer ruhig, obgleich ein Sturm im Anzuge war.

„Ei, ei, Sir!" fuhr der Graf fort, der vor Zorn und Freude stammelte, „sehen Sie nicht, daß meine Sclaverei ihre Endschaft erreicht? ... Sehen Sie nicht, daß wir unsere Rollen tauschen, daß ich der Starke bin, Sie der Schwache? ... So! Sie lieben! ... So! Sie lieben! ..."

Sein Blut strömte ihm nach dem Gehirn. Seine Stimme stockte; seine aufgelaufenen Lippen hatten convulsivische Zuckungen. Brian betrachtete ihn stillschweigend.

„Sie sagen mir das, Unbesonnener!" fuhr White Manor fort, indem er die Pistolen von dem Tische nahm und die Hahnen spannte. „Wissen Sie, daß ich Jedem, der mir diese Kunde brachte, tausend Guineen gegeben hätte? ... Wenn man so gewaltig liebt, Sir, fürchtet man sich zu sterben, und jetzt, bei Gott, wer-

den die Pistolen eine Waffe, deren man sich gegen Sie bedienen kann.'

Brian machte eine Gebärde der Verachtung und richtete sich in seiner vollen Höhe auf, als ob er seinem Bruder ein sichereres Ziel bieten wollte.

„Mylord," sprach er, „in solchem Tone zu diskutiren schickt sich nicht für Gentlemen, und Ihr Benehmen bestimmt mich, unsere Unterredung zu einem schnellen Ende zu führen ... Wollen Sie die Verschreibung, um die ich Ew. Herrlichkeit ersuche, unterzeichnen, ja oder nein!"

„Nein und nimmermehr!" schrie der Graf; „ich will, daß Sie, von meinen Dienern begleitet, mein Haus verlassen. Ich will, daß Sie auf der Stelle zur Thüre hinaus gehen, und mir die Schwelle nimmer betreten ... Ich jage Sie hinaus, Sir ... und das Recht jedes Engländers gebrauchend, dessen Haus von einem Spion oder Räuber betreten wird, drohe ich Ihnen, wofern Sie nicht im Augenblick sich entfernen, Sie todt auf den Boden zu strecken!"

„Und ich fordere Sie auf, Ihre Drohung auszuführen," sagte Brian, kreuzte die Arme über die Brust und trat langsam auf seinen Bruder zu, indem er einen festen und kalten Blick auf ihn heftete.

Der Graf erhob seine beiden Pistolen zumal. Brian war nur noch drei Schritte von ihm entfernt. Die apoplektischen Züge White Manor's drückten die wilde Begierde ihn zu tödten aus, die aber von der Furcht zurückgehalten wurde.

„Nahen Sie nicht! Nahen Sie nicht!' sprach er mit halb erstickter Stimme.

Trotz dem drohenden Befehl machte Brian die drei Schritte, und seine Hand legte sich schwer auf die Schulter seines Bruders, welcher, bewältigt, in den Sessel zurück fiel.

„Sie sollen im Augenblick sehen, Mylord," sprach Lancester in einfachem, etwas schwermüthigem Tone

„Sie sollen sehen, ob ich mich vor dem Tode fürchte. Das, was ich so eben gethan habe, kann Nichts beweisen. Ich wußte, daß Sie es nicht wagen würden."

Er riß die Pistolen, eine nach der andern, seinem Bruder aus der Hand, setzte den Hahn in Ruhe und warf sie weit hin auf den Teppich. White Manor war bleich und zitterte. Seine Augen, durch einen plötzlichen Rückfluß des Blutes, das sie füllte, hatten ihre röthlichen Reflexe verloren und behielten nur noch den stieren Blick.

„Mylord," begann Lancester wieder, „Sie haben sich seltsam getäuscht. Diese Liebe, deren Kunde Sie mit solchem Vergnügen aufgenommen, war das größte Unglück, das Sie fürchten konnten. Allein hätte ich ohne Zweifel fortgefahren, in Ihnen den Repräsentanten eines ungerechten, widernatürlichen, abscheulichen Princips zu bekämpfeu; aber ich hätte keine Eile gehabt. Jetzt werde ich dringend, unbeugsam ... Es soll zwischen mir und Ew. Lordschaft hinfort kein Erbarmen, kein Waffenstillstand mehr statt finden. Ich will reich sein, will Millionen besitzen ... Ich will es!"

„Sie wollen es! ..." wiederholte White Manor in unmächtiger Wuth.

„Ich will es!"

Nach diesem Wort, das Brian in einem Tone sprach, der so voll gebieterischer Autorität und peremptorischer Zuversichtlichkeit war, daß der Graf das Haupt senkte und unverständliche Weigerungen murmelte, trat eine augenblickliche Stille ein.

„Muß Sie nicht," fuhr Lancester nach einigen Sekunden fort, „wie Sie die beste, die frömmste, die schönste ist, verdient sie nicht auch die glänzendste, die beneidetste, die glücklichste zu sein? ... Glauben Sie nicht, daß mich all' Ihr Gold ihrer würdig machen kann! ... Wenn ich Sie darum ersuche, so geschah es nur, damit ihr kein Glanz mangle, daß sie an Adel und Glücksgütern keiner der Frauen nachstehe, vor de-

nen ihr Gott so unendliche Vorzüge gegeben hat ... Mylord, wir sind die Söhne eines und desselben Vaters. Sie haben eine Zeit lang, ohne zu theilen, den gemeinsamen Besitz genossen: nunmehr ist die Reihe an mir!"

„Die Gesetze sind für mich," stammelte der Graf, von ernstlicher Furcht ergriffen; „die Gesetze beschützen mich ..."

„Nein, Mylord; zwischen uns beiden haben die Gesetze Nichts zu schalten ... Glauben Sie, daß ich die Absicht habe, Gewalt gegen Ew. Lordschaft zu gebrauchen? ... Pfui, Godfrey! das wäre jammervoll! Da würden in der That die Gesetze in's Mittel treten und Sie mit ihrer blinden Aegide bedecken ... Sind sie nicht dafür da? ... Wir sind zwei Brüder. Einer von uns ist von dem Laster ausgenutzt; Ausschweifungen jeder Art haben ihm Körper und Geist gelähmt; ein elendes Wesen ohne Glauben, ohne Herz, von seiner Vergangenheit verurtheilt, unter Flüchen die Trümmer eines Lebens fortschleppend, das Andern und ihm selbst zur Last ist — ist Pair von England. Der Andere ist jung, kräftig, bewährt, ohne Tadel, aber er hatte nur für einen Gast Platz auf dem Banquet der politischen Privilegien. Er ist Nichts. Ueber welches Recht sollte er sich empören, oder auch nur beklagen, nicht wahr? ... Ach! Sie haben Recht! Das Gesetz bewacht ihn; das Gesetz wird ihn zerschmettert in sein Nichts zurückschleudern, wenn er es versucht, sich zu erheben; das Gesetz wird seinen Ruf ersticken, wenn er den Mund öffnet. Das Gesetz ist für Sie, die es gemacht haben, und das Gesetz ist allmächtig. Aber Sie wissen es wohl, Mylord, ich beklage mich nicht, ich greife nicht an. Ich habe meine Art zu handeln, bei der ich mich immer innerhalb der Schranken der strengsten Gesetzlichkeit halte. Zum Beispiel: Ew. Lordschaft wird mir Recht geben: ich kenne kein Gesetz, das einem Engländer verbietet, ein Fenster zu öffnen

und sich den Schädel auf dem Straßenpflaster zu zerschmettern."

Der Graf betrachtete seinen Bruder mit stierem Blick. Dieser schritt auf das Fenster zu.

„Sie wird sterben, wenn ich sterbe," fuhr er langsam fort und ohne sich an seinen Bruder zu richten. „Ich habe es wohl überlegt. Nein, o nein, ich will sie nicht an ein Leben der Dürftigkeit und der Dunkelheit mit mir ketten. Könnte ich sie wieder finden mit meinen eigenen Mitteln; bedürfte ich auch kein Gold, um sie den Händen dieser Räuber der Finsterniß zu entreißen: so brauchte ich doch die Millionen, welche dieser Mann mir geraubt hat, um sie als Göttin zu schmücken, und der Welt sie so strahlend zu zeigen, daß die Welt geblendet sich verneigt und anbetet! ... Mylord," fuhr er mit lauter Stimme fort, „hinter diesem Fenster ist eine Volksmenge ... Hören Sie's?"

Es war wirklich ein großer Lärm auf Portland-Place. Eine gedrängte Menge füllte die Trottoirs und unterhielt sich von der großen Begebenheit des Tags, dem Attentat in Kew gegen die Person Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin Alexandrine Viktorie von Kent.

Lancester legte die Hand an.

„Es ist eine neugierige, schaulustige Menge," begann Lancester. „Hören Sie, wie die Stimmen verworren durcheinander tönen! Wir könnten uns kein zahlreicheres, geeigneteres Publikum für unsere letzte Komödie wünschen."

„Um des Himmels Willen, was wollen Sie thun?" fragte der Graf, indem er sich erhob.

„Bleiben Sie, Mylord. Ich habe Ihnen gesagt: Sie muß reich und glücklich sein... Ueberdieß ist mir, was Sie noch nicht wissen, dieses bis zur Abgötterei geliebte Mädchen vor einer Stunde entrissen worden, entrissen durch furchtbare, mächtige Leute... Ja, ich muß sie für mächtig halten... Ihr Gold, mein Gold, Godfrey, denn in den fünfzehn Jahren haben Sie Ihren

Theil von dem Erbe Lancester aufgezehrt, mein Gold hätte mir dazu gedient, sie erst zu retten, dann ihr hienieden ein Paradies zu verschaffen... Sie stoßen mich zurück: ich will sie rächen."

Brian drückte auf die Feder. Das innere Fenstergestell trat knirschend aus seinen Fugen, und bot eine weite Oeffnung, durch welche der Lärm von der Straße in den Salon von White Manor drang.

Der Graf erhob sich verzweiflungsvoll.

„Nehmen Sie sich in Acht, Sir!" schrie er; „Sie sind in meinem Hause. Wenn Sie meinen Namen vor diese Menge werfen, wie es Ihre Absicht ohne Zweifel ist, unter Verleumdungen, Beschimpfungen, so wird die Züchtigung auf dem Fuße folgen..."

Brian stieg auf das Gesims des Fensters.

„Sie verstehen mich nicht, Mylord," sprach er mit stolzer Ruhe. „Ich werde nur ein Wort aussprechen, und dieses Wort wird nicht der Name Ew. Lordschaft sein... Noch einmal, wollen Sie die Verschreibung unterzeichnen, um die ich Sie ersuche?"

„Nein," antwortete White Manor.

„Nun denn, Godfrey, leben Sie wohl! Ich schwöre Ihnen bei meinem Seelenheil, daß Sie dieses Wort mehr als ein Mal, bevor Sie sterben, bedauern werden."

Brian hängte sich im Gleichgewicht nach der Straße hinaus.

„Wie die Menge so dicht ist!" murmelte er. „Ich wollte wetten, daß mehr als tausend Menschen da unten versammelt sind. Unter diesen tausend Menschen ist kein Einziger, der nicht den Namen des edeln Besitzers von diesem Hause kennt; kein Einziger, der nicht wüßte, welche Feindschaft uns trennt... denn ich habe Alles gethan, um Sie und mich berühmt zu machen, Godfrey."

„Sie kündigten zum Voraus an, daß die Komödie werde aufgeführt werden," sagte White Manor in einem ausfordernden, spöttischen Tone. Denn die Drohung,

welche in der Verwirklichung zögert, gibt selbst dem feigsten Herzen Muth.

„Ich bitte um Entschuldigung, Mylord,“ antwortete Lancester kalt, „ich suche hier unten eine kleine Stelle, um mir den Schädel zu zerschellen, und ich finde keine leere.“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Nehmen Sie sich Zeit,“ sagte er, indem er sich wieder setzte.

„Ich danke Ihnen, Mylord... Wie ich schon Ew. Lordschaft bemerkte, mich todt auf das Trottoir von Portland-Place niederstürzen zu sehen, wird Niemand unter diesen wackern Leuten in Erstaunen setzen... Sie kennen uns beide.“

„Wer sollte es wagen, mich eines Mords zu beschuldigen?“ sprach verächtlich White Manor.

„Jedermann, Mylord... aber ich glaube, ich sehe Boden... Jedermann sagte ich, denn der Nothruf eines Sterbenden ist etwas, das man nicht in Zweifel zieht.“

„Erbarmen!“ rief der Graf, welcher plötzlich errieth, wie vom Blitze gerührt; „das ist eine schändliche Perfidie, Brian!“

„Hatten Sie nicht in dem Augenblicke noch den festen Entschluß, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen?... Das ist keine Lüge... und dann, bei dem Spiele, das wir spielen, Mylord, nimmt man es nicht so genau... Ich werde dem edeln Namen Ew. Herrlichkeit keinen beschimpfenden Zusatz geben, ich... aber die Menge theilt sich nicht oft, Mylord... Ich muß den Augenblick benutzen. Sie werden übrigens, wie alle Welt, das Wort hören, das ich aussprechen will.“

Brian machte eine Bewegung, als ob er sich hinausstürzen wollte.

„Halten Sie,“ rief White Manor, „welches Wort?...“

„Ich werde rufen: „„Erbarmen, mein Bruder!““

White Manor fiel auf seine Knie. Große Schweißtropfen rannen an seinen Schläfen herab.

„Erbarmen!“ rief er jetzt in herzzerreißendem Jammerton, „ich bitte Sie um Erbarmen!“

17.

Das Gespenst.

White Manor war besiegt. Sein träger Geist hatte schwer begriffen, begriff aber endlich die wahrhaft schreckliche Bedeutung von Lancester's Drohung.

Bis dahin hatte er in dem Beginnen seines Bruders nur einen Selbstmordsversuch gesehen und mehr Freude, als Schmerz dabei gefühlt. Aber dieser Selbstmord sollte ihm selbst an das Leben gehen und ihn tödten, nachdem er ihn vor den Augen der Welt ehrlos gemacht hätte.

Niemand war allerdings der tödtliche Haß beider Brüder unbekannt, und wenn Brian aus dem Fenster von des Grafen Haus mit dem Rufe „Erbarmen“ gestürzt wäre, so würde er in Aller Augen als ein Opfer schändlichen Meuchelmords gefallen sein.

White Manor mußte kapituliren. Er versprach Alles, selbst seinen völligen Ruin zu unterzeichnen und flehte Brian mit gefalteten Händen, doch ja an seinem Leben sich nicht zu vergreifen.

Kein anderes Mittel auf der Welt hätte vielleicht den Grafen von White Manor zu einer so übermäßigen Concession bewegen können. Was die Sittlichkeit der Handlung anbetrifft, so sind wir in England, wo Brian's Ansicht von dem Rechte der Erstgeburt anfängt, zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Würde seine Ansicht

einmal zugelassen, wurde seine Argumentation unangreifbar. Sein Bruder war fünfzehn Jahre im Genuß gewesen; es blieb keine Zeit mehr zum Theilen.

Gegen das Recht des Stärkern hat wohl der Schwächere das Recht der Kriegslist. Zudem liebte Brian...

Er schloß das Fenster wieder mit ebenso viel Ruhe, als er es geöffnet hatte, und half dem Grafen wieder auf die Beine. Beide traten auf den Tisch zu, wo White Manor sich setzte und unten auf ein weißes Papier seinen Namen schrieb.

„Hier, Sir," sprach er mit schwacher Stimme; „ich hänge nunmehr von Ihrer Diskretion ab... Genügt Ihnen dieß?"

„Mylord," antwortete Brian, „es wäre mir lieber, wenn Ew. Lordschaft über Ihre Unterschrift eine förmliche Verschreibung setzte."

White Manor ergriff knirschend wieder das Papier und schickte sich an, das Fehlende auszufüllen. Während er eilig schrieb, öffnete sich geräuschlos eine Seitenthür des Salon's, und Patterson schlich sich mit vorsichtigem Tritte, den Sessel Lancester's umgehend, zu seinem Herrn, und legte vor seine Augen auf den Tisch ein kleines Blatt Papier, auf das mit einem Bleistift ein Namen geschrieben stand.

Der Graf hatte diesen Namen nicht sobald entdeckt, als er seinen Sessel mit Heftigkeit zurückstieß und entsetzt um sich blickte.

„Kommen die Todten zurück?" murmelte er erschrocken; „oder bin ich vom Verstand?"

„Der Gentleman, welcher seinen Namen auf das Papier geschrieben hat, wünscht Ew. Lordschaft sogleich zu sprechen," sagte Gilbert Patterson.

„Lebt er denn?" stammelte White Manor, ohne dessen, was er sagte, sich bewußt zu sein.

Patterson glaubte, ihn nicht recht verstanden zu

haben und wiederholte seine Botschaft. Die Aufregung White Manor's erreichte ihren höchsten Grad.

„Ich muß ihn sehen," sprach er endlich, indem er sich erhob; „ich muß ihn sogleich sprechen. Gott erbarme sich meiner! Meine Gedanken verwirren sich... Ich sah diesen Menschen sterben... Brian, entschuldigen Sie mich... Diese Urkunde würde genügen, mich ganz als Ihren Sklaven unter Ihre Füße zu treten... Aber ich komme sogleich zurück, und will sie vollenden, mich ganz und gar zu Grunde richten... Erwarten Sie mich... Meiner Seel', auch ich möchte mir den Schädel einrennen.

Er wandte sich gegen Gilbert Patterson, der ihm mit Verwunderung zuhörte und fuhr eilig fort:

„Wo ist dieser Mensch?"

„In dem Parlour, Mylord," antwortete der Intendant.

Der Graf ging mit einer Eile auf die Thür zu, die seine Beine schon lange nicht mehr gewohnt waren.

Brian blieb allein zurück.

Er wartete eine Viertelstunde, dann eine halbe Stunde. Der Graf kam nicht zurück. Geduld gehörte nicht zu Lancester's Haupttugenden. Um sich die Zeit zu vertreiben, trat er an den Tisch, um die angefangene Urkunde zu lesen. Sein Blick fiel zufällig auf das von Gilbert Patterson gebrachte Blatt Papier und er las mit einem Bleistift ausgeschrieben den Namen Ismael Spencer.

Sein Erstaunen und seine Verwirrung war beinahe so groß, als die seines Bruders. All' der unbestimmte Verdacht, den Susannah's Erzählung in ihm erweckt hatte, kehrte zurück. Er sah den Grafen in das schwarze Komplott von Goodman Fields verwickelt; er wollte sich als dritter in die in seiner Nähe gepflogene Unterhaltung eindrängen. Aber es war zu spät. Der Graf erschien wieder in diesem Augenblick, indem er mit beinahe freudiger Miene lächelte.

„Verzeihung, daß ich Sie hatte warten lassen. Ich stehe jetzt zu Ihren Diensten.“

Im Parlour war indessen Folgendes vorgefallen:

Der Graf hatte, als er den Salon verließ, den Kopf zu zwei Drittheilen verloren. Das unerhörte Opfer, das er zu bringen genöthigt war, sein Grimm, so oft aufgeregt während seiner Unterredung mit Lancester, und ebenso oft mit Gewalt zurückgedrängt, die Ankündigung von einem Menschen endlich, den er selbst hatte auf das Schaffot steigen sehen, mit eigenen Augen gesehen hatte, wie das Gewicht seines leblosen Körpers den verhängnißvollen Strang spannte, Alles das ging ihm verworren durch den Kopf und machte ihn beinahe zum Narren.

Er trat mit stierem, verdüstertem Auge und offenem Mund in das Parlour und seine Miene trug das Gepräge unbestimmter Furcht. Gilbert Patterson trat hinter ihm ein.

Aber der Mann, der ihn in dem Parlour erwartete, wünschte so wenig als Brian die Gesellschaft Meister Patterson's: denn sein erstes Wort war für ihn die Weisung, sich zurückzuziehen.

Gilbert zögerte und sah auf seinen Herrn, aber sein Herr war nicht in der Fassung, seinen Willen auszudrücken. Der Anblick des Mannes, der mitten in dem Parlour stand, hatte ihn versteinert; er sank in einen Sessel und stierte mit seinen leblosen Augen gerade vor sich hin.

Der blinde Tyrrel wiederholte mit gerunzelter Stirn seine Weisung. Gilbert wagte nicht zu widerstehen und zog sich murrend zurück.

„Nun, White Manor,“ begann der Blinde, „ich glaube, Sie erwarteten nicht, mich wieder zu sehen?“

„Sie sind es also wirklich, Spencer!“ sprach mit leiser Stimme mechanisch der Lord.

„Wie ich leib' und lebe, bei Moses und dem goldenen Kalb, Graf!“

„White Manor maß ihn mit unruhigem, ängstlichem Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

„O, Sie können mich betrachten, so lang Sie wollen, Mylord," fuhr Tyrrel fort, indem er sich brüstete; „ich bin's in Wirklichkeit... Ismael Spencer, Ihr ergebenster Diener, der, dem Gotte Jakob's sei's gedankt, sich der besten Gesundheit erfreut."

„Aber..." begann der Graf.

„So sagt mir alle Welt!" unterbrach ihn Tyrrel, indem er einen Sessel in des Grafen Nähe rückte; aber... aber... aber... seitdem man mich gehenkt, werde ich überall wie ein fremdes Thier angestaunt... und doch ist in meiner Geschichte kein Wunder geschehen. Doktor Moore besuchte mich im Gefängniß und machte mir unten an der Kehle einen kleinen Einschnitt, dessen Wände er durch einen Federkiel auseinander hielt. Man gibt dieser Operation einen seltsamen Namen... Pharyngotomie glaube ich. Als mir der Strick den Hals zuschnürte, athmete ich unterhalb des Stricks mittelst meines Einschnitts. Aber dies ist noch nicht genug, Mylord, der Doktor that noch mehr. Ich empfehle Ihnen den Mann als sehr tüchtig. Der Einschnitt konnte, streng genommen, die Cerebralcongestion nicht verhindern. Moore sagte mir: „„Sie sollten in dem kritischen Moment, in dem Momente selbst, Sie verstehen mich wohl, und keine zehn Minuten vorher, eine starke, freudige Aufregung haben."" Das war eine schwierige Aufgabe, White Manor, nicht wahr? Gerade auf dem Brett des Schaffots, im Angesicht des offenen Sargs, der Ihren Leichnam erwartet, läßt sich nicht wohl..."

Tyrrel lächelte, aber erbleichte.

„Nun," fuhr er mit cynischem Gleichmuth fort, „nach vielem Hin- und Herdenken fanden wir, Moore und ich, ein Mittel, dem Galgen zu trotzen und mich mit dem Strick um den Hals glücklich zu machen... Ich hatte einen armen Schelm, den ich lange Zeit als Sklaven behandelt hatte, und der mich am Ende ver-

rieth... Roboam, so hieß er, Mylord, bereute bitterlich das Unglück, das er über mich gebracht hatte. Ich war gewiß, daß er auf einen Wink von mir jedes Hinderniß über den Haufen werfen und mir beispringen würde... Der Doktor gab mir einen Dolch... Im letzten Augenblick rief ich Roboam, er stürzte auf mich zu und ich stieß ihm den Dolch in das Herz."

Der Graf machte eine Gebärde des Abscheu's.

„Dieß brachte mein Blut in starke Circulation, Mylord," fuhr Tyrrel fort. Die Klappe sank und ich ward gerade im rechten Augenblick gehenkt... Bei alle Dem war mir der arme Teufel von großem Nutzen."

„Und was ist aus ihr geworden?" fragte ganz leise der Graf mit einer Art Aengstlichkeit.

„Aus ihr?... Ah! Mylord, wir wollen davon ein anderes Mal sprechen... Teufel, die Geschichte wäre zu lang und würde uns zu weit führen."

„Lebt sie noch?" unterbrach der Graf.

„Wenn Ew. Herrlichkeit erlaubt, so will ich Ihnen Alles sagen, was sie betrifft... Sie hatte eine sehr gute Gesundheit, wie Sie wissen, aber die jungen Mädchen welken oft plötzlich dahin, wie die Blumen..."

„Ist sie todt, Ismael?

„Sie sind neugierig, White Manor," sagte Tyrrel in spöttischem Tone, „wie ein guter Vater, der sein Kind verloren hat... Geduld!... Heute wollen wir uns, wenn es gefällig ist, nicht mit diesen Kleinigkeiten befassen. Ich bin aus anderer Veranlassung gekommen."

„Aber nur ein Wort, ein einziges Wort," begann wieder der Graf.

„Sie ist todt..." fing Tyrrel an.

Der Graf stieß einen zweideutigen Seufzer aus, der sehr gut für einen Seufzer der Erleichterung genommen werden konnte.

„Es sei denn, daß sie noch lebt," fügte der Blinde lachend hinzu, „beim Gott Abraham, ich will noch einmal gehenkt werden, wenn ich etwas davon weiß...

Aber sprechen wir vernünftig.... seit einem Jahre bin ich wieder ein Mann comme il faut. Ich beehre West=End mit häufigen Besuchen, und wenn Sie nicht als Einsiedler lebten, so hätten Sie das Vergnügen gehabt, mir mehr denn ein Mal in unsern hohen Salons zu begegnen. Man kennt mich dort unter dem Namen Sir Edmund Mackenzie... Ein braver Gentleman, Mylord, im Besitz eines hübschen Vermögens, sanft, gesellig, harmlos, hatte ich das Unglück, in Lahore, von wo ich unmittelbar komme, das Gesicht zu verlieren: denn ich hatte vergessen, es Ihnen zu sagen, Mylord, ich bin blind."

Die Augen Tyrrels, welche während des ersten Theils ihrer Unterredung eine außerordentliche Beweglichkeit gezeigt hatten, wurden mit einmal matt und todt und behielten jene stiere Schwerfälligkeit der mit Blindheit Geschlagenen. Der Graf wurde trotz der spöttischen Miene, womit er die Worte: ich bin blind! ausgesprochen hatte, getäuscht und sagte obenhin:

„Ich bedaure Sie, Spencer, ich bedaure Sie."

„Sir Edmund, wenn ich bitten darf, Mylord," antwortete Spencer schnell, und ließ seine Augen mit überraschender Beweglichkeit umherlaufen. „Was Ihr Mitleid betrifft, so danke ich Ihnen... aber meine Blindheit hindert mich nicht, die traurige Veränderung zu bemerken, die mit Ihrer Herrlichkeit vorgegangen ist."

„Sie sind also nicht blind?"

„Ich bedurfte einer Maske, Mylord. Und dann weiß ich nichts Besseres, als blind zu sein, um Dinge zu bemerken, die den Sehenden entgangen sind... Aber kommen wir auf Sie zurück... Gewiß, White Manor, Sie sind ja bloß noch Ihr Schatten."

„Ich bin sehr leidend!" versetzte der Graf mit düsterer Miene.

„Das sieht man, Mylord... ich wollte pariren, daß der Teufel von Brian..."

„Brian," wiederholte der Graf, dessen Miene sich verzog, „er ist da... er erwartet mich... Ismael! Ismael! Du hast den Namen meines Henkers ausgesprochen."

Tyrrel rieb sich die Hände.

„Wie? Er ist da? ... murmelte er.

„Du bist ja schon lange in die traurigen Geheimnisse meines Lebens eingeweiht, Ismael," sagte der Lord, dessen Kopf muthlos auf die Brust sank. „Was verlohnt es sich übrigens, von ihnen zu sprechen?... Dieser Mensch hat mich besiegt, zu Grunde gerichtet..."

„Zu Grunde gerichtet?" fragte Tyrrel aufmerksam.

„Er ließ mich so eben eine schändliche Urkunde unterzeichnen!" rief White Manor mit kläglichem und beinah weinerlichem Ton, „eine Urkunde, die mich auszieht, und ihn bei meinen Lebzeiten noch zu meinem Erben macht."

Tyrrel athmete wieder.

„Pah!" rief er in nachläßigem Ton, „was weiter?"

„Was wollen Sie noch mehr, Spencer... es fehlen mir noch einige Linien in der Verschreibung... ich bin zu Grunde gerichtet."

„Du mein Gott, Mylord," brummte Tyrrel mit leiser, aber schwungvoller Stimme, „wie würden Sie den Himmel segnen, nicht wahr, wenn Ihr Bruder diesen Abend eines plötzlichen Todes verbliche?"

White Manor bedeckte seinen Kopf mit beiden Händen.

„Nein... nein... nein!" rief er dreimal, die Zähne vor Wuth knirschend. „Das ist ein Teufel von Verschmitztheit, Ismael... Meine Hände sind gebunden... Ich fürchte seinen Tod, der eine Anklage des Mordes über mein Haupt bringen würde."

„Pah!" rief Tyrrel wieder; „in London sind Todte bald vergessen... aber wäre es Ihnen nicht vielleicht

lieber, daß Gott seinen Körper leben ließe, und seinen Geist mit Wahnsinn schlüge?"

„Wahnsinnig! Brian wahnsinnig!" rief der Graf, seine Hände mit Inbrunst erhebend, „o, ich gäbe die Hälfte meiner noch übrigen Tage!"

„Gemeinplätze, White Manor!" unterbrach ihn der Jude. „Wir müssen uns deutlicher ausdrücken, besser englisch sprechen: Ich würde so und so viel Pfund Sterling geben!"

„Die Hälfte meines Vermögens, Spencer!"

„Narrheiten, Mylord .... Wir müssen Zahlen haben."

„Ich würde... aber ich bin ein Narr, daß ich auf Sie höre, Ismael... ein Narr, zu glauben, daß ein Mensch den Andern nach Belieben wahnsinnig machen könne... Ich muß zu Brian zurückkehren, er wird ungeduldig werden, und ich muß mich in Acht mit ihm nehmen. — Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so eilen Sie."

„Ich habe Ihnen zu sagen, Mylord, daß ich gerade diesen Abend nach Portland Place gekommen bin, um über Brian von Lancester mit Ihnen zu sprechen. Ich wollte Ihnen wirklich einen Vorschlag machen ... Was meine vorige Frage betrifft, so bestehe ich nicht darauf, weil eine zu große Summe einen Kontrakt nöthig machte, und Sie sich zu leicht hinter den Schild Ihrer Unverletzlichkeit als Pair bergen könnten, und auch meine Eigenschaft als Gehenkter mir die Hände bindet. Ich verlange also bloß viertausend Pfund in Banknoten, die sogleich zahlbar sind."

„Wofür?"

„Um den Wahnsinn des ehrenwerthen Brian von Lancester zu bezahlen."

Der Graf zuckte mit Ungeduld die Achseln.

„Mylord," sagte der Jude; „es ist kein Kinderspiel. Lassen Sie die Banknoten kommen, dann will ich mich erklären... es ist mein voller Ernst."

Tyrrel's Ernst machte einigen Eindruck auf den Lord. Der Mensch, welcher am Ertrinken ist, greift er nicht oft nach dem Strohhalm am Ufer? White Manor, weit entfernt, an seine Vernunft zu appelliren, ließ sich von der Seltsamkeit der Anerbietungen des Juden bethören. Er wies die Reflexion zurück, und zufrieden, diesen letzten Wurf zu wagen, so unwahrscheinlich auch der Erfolg war, zog er an der Klingel.

Patterson erschien und erhielt den Befehl, das Portefeuille seines Herrn zu bringen.

„Mylord," begann der Jude, als er wieder allein mit dem Grafen war, und die Hand auf die vor ihm ausgebreiteten Banknoten legte, „er kann ferner bei vollem Verstande als Narr eingesperrt werden... dieser Ausweg allein ist schon seine viertausend Pfund werth."

White Manors Stirn erheiterte sich.

„Wahr," sagte er, „aber dazu braucht man Zeit."

„Zeit braucht man zu Allem, Mylord, mehr oder weniger; hier brauchen wir nur eine Stunde."

„Was denken Sie?"

„Ich denke seit Sonnenuntergang daran, Mylord, und thue noch mehr als denken, ich handle... Noch in der Stunde, in welcher ich mit Ihnen spreche, ist der ehrenwerthe Brian von Lancester auf dem Wege nach Bethlem..."

„Er ist in meinem Salon!" unterbrach White Manor, der die Metapher buchstäblich nahm.

Ein Lächeln des Mitleids kam auf die Lippe des Blinden.

„Vielleicht ist der Salon Ew. Lordschaft der Stapelplatz nach Bethlem, Mylord, hören Sie mich: diesen Morgen drang ein Wahnsinniger in das königliche Schloß in Kew, und schoß, wie man sagt, eine Pistole auf die junge Prinzessin Viktoria ab.

Der Graf erinnerte sich der Stimmen, die in lär=

mendem Concert in seinen Salon drangen, als Lancester das Fenster öffnete, und welche Alle von diesem Ereignisse sprachen. „Ich habe davon sprechen hören," antwortete er, „und ich glaube zu errathen, wo Sie hinauswollen. Aber wie einrichten, daß Brian..."

„Der ehrenwerthe Brian hat das selbst übernommen, Mylord," unterbrach ihn Tyrrel, „denn er ist heute Morgen in das Schloß Kew gedrungen..."

„Und hat auf die Prinzessin geschossen?

„Man hat nicht auf die Prinzessin geschossen, aber die Garden malträtirt, die Mauern der Terrasse erstiegen, und das Alles, um das japanesische Gewächshaus im Sturme zu nehmen und dort eine weiße, blau geäderte Camelia zu pflücken."

„Und sind Sie gewiß, daß er es war?" fragte der Graf, dessen Leblosigkeit ein plötzlicher Hoffnungsstrahl galvanisirte.

„Vollkommen gewiß, Mylord."

White Manor erhob sich schnell.

„Man muß handeln!" rief er, „ihn denunciren, seine Verhaftung verlangen."

„Setzen Sie sich, Mylord," sagte Tyrrel. „Ew. Lordschaft hat bereits alles Nöthige gethan, und auf Ihr Ersuchen warten zwölf Policemen an der Pforte dieses Hotels."

„Auf mein Ersuchen?" stammelte der erstaunte Graf.

„Das sind Einzelheiten, Mylord," fuhr der Jude fort, „die Zeit drängte, und ich wußte nicht, daß Ew. Lordschaft so vortrefflich disponirt ist. In dieser Ungewißheit ergriff ich meine Maßregeln ... Sie wissen, White Manor, ich ahme mit einiger Genauigkeit alle Arten von Schriften nach. Ich schrieb in Ihrem Namen an den Polizeikommissär der Hauptstadt; ich meldete ihm mit allem geziemenden Schmerz, daß mein vielgeliebter Bruder, der ehrenwerthe Brian von Lancester, wahnsinnig sei, und daß sein Wahnsinn eine königliche

Person in Gefahr gesetzt habe." „In Folge dessen, und um unberechenbares Unglück zu verhüten, habe ich bewaffnete Mannschaft verlangt."

„Vortrefflich!" rief der Graf, indem er Tyrrel entzückt an der Hand griff und sie in die seinige schloß. „Oh, jetzt habe ich ihn, und dießmal will ich, wie er, kein Erbarmen haben. Spencer, mein Freund, mein Retter! Ich werde die Summe verdoppeln, verdreifachen...."

„Ich danke Ew. Herrlichkeit und will damit beginnen, den einfachen Betrag einzutauschen und in Erwartung des Doppelten und Dreifachen bleiben," sagte Tyrrel. „Jetzt vollenden Sie die Verschreibung, die Sie angefangen haben... berauben Sie sich unbedenklich, Mylord, Sie haben leichtes Spiel mit einem Bethlemkandidaten, und zwar mit einem Extrakandidaten; denn ich habe die Sache so eingeleitet, daß er als ein Narr von Wichtigkeit behandelt wird."

18.

Bethlem.

Tyrrel nahm nach diesen letzten Worten Abschied von dem Grafen und begab sich auf die Straße, wo die Policemen sich unter die Menge gemischt hatten. Am Trottoir und vor dem Auftritt warteten ein Polizeiintendant und ein Physician in einem geschlossenen Gefährt, hinter welchem zwei Constables Schildwache standen.

Tyrrel warf einen zufriedenen Blick auf die imposanten Vorbereitungen. Brian konnte ihm nicht entgehen, und der Graf, nunmehr unterrichtet, hätte sich wohl gehütet, die Unterschrift nicht anzuerkennen. Was

die viertausend Pfund betrifft, so betrachtete sie Tyrrel bloß als eine Abschlagszahlung der künftigen Freigebigkeit Sr. Lordschaft, denn wenn White Manor sich Brian vom Hals schaffte, so hatte er noch nicht den für seinen Geldkasten gefährlichsten Feind entfernt. Tyrrel hatte auf den Grafen einen Wechsel, von dem er früher oder später Gebrauch machen wollte.

Aber etwas setzte ihn in Verlegenheit — die ganz Portland Place entlang verbreitete Volksmenge. In seinen Plan gehörte, Bethlem wirklich zu Brian von Lancester's Grab zu machen. Nun mußte aber seine Verhaftung mit möglichst wenig Geräusch, ganz in der Stille geschehen. Den Policemen zu befehlen, die Straße zu räumen, wäre eine lächerliche Maßregel gewesen, da kein Vorwand dazu vorhanden war.

Tyrrel machte einige Schritte auf dem Trottoir, und sein aufmerksamer Blick durchlief die geschwätzige, unruhige Menge nach allen Seiten. Sogleich entdeckte er das ehrliche Gesicht des Kapitäns O'Chrane, welcher, trotz der geringen Höhe seines Hutes, die Pöbelschädel um einen guten halben Fuß überragte.

Tyrrel ging gerade auf ihn zu und flüsterte ihm ein Paar Worte in's Ohr.

„Donnerwetter!“ brummte Paddy in sichtbar übler Laune, „der Beelzebub soll mich als Braten verspeisen! Schwere Noth! Kann man nicht einen Augenblick Ruhe haben?“

Tyrrel hatte sich entfernt, ohne eine Antwort zu erwarten. Wie gewöhnlich hatte der Kapitän nicht einmal die Genugthuung, zu sehen, wer ihm en passant den geheimnißvollen Befehl, unterstützt von dem berüchtigten Losungswort: Gentleman of the night! zugeworfen hatte.

„Was hat Ihnen der Mensch gesagt, Herr O'Chrane?“ fragte Mistreß Burnett, welche sich auf die Zehen stellte, um ihr Haupt zu den Berlocken des Kapitäns zu erheben.

„Er sagte mir, gehörnter Teufel!“ erwiderte Paddy: „bei Gott, Madame ... ich würde mich schämen, so neugierig zu sein, Dorothy, liebes Schätzchen, an Ihrer Statt, schwere Noth ... er sagte mir: Himmel, Donnerwetter: ... „„s'macht recht kalt, Meister O'Chrane,““ der Teufel! Gott segne Sie!“

Nach dieser diplomatischen Antwort ließ der Kapitän, seine hohe Taille als natürliches Observatorium benützend, seinen Blick majestätisch rings um sich her spazieren.

„Goddam!“ brummte er, „so muß ich denn selbst die Gevatterin machen, ich sehe Niemand von unsern Leuten ...“

„Donnerwetter! Schwere Noth! Gott verdamm' uns ohne Erbarmen!“ sprach unter ihm eine widerwärtige Kinderstimme, „bon jour, Kapitän O'Chrane, oder der Teufel hole mich!“

Die Hand Paddy's fuhr herab und ergriff eine winzige Schulter, welche dem Gentleman Snail angehörte, der seine Frau, die hübsche Madge, mit ihren Stiefeln, ihrem eclatanten Unterröckchen und einer männlichen Weste darüber, und einem Lederhut geschmückt, der auf einer großen Musselinhaube saß, am Arme hatte.

„Ei! Ei! Kapitän! Greift man so einen Mann comme il faut! daß mich der Blitz erschlage!“

„Der Blitz würde an Dir vorübergehen, ohne Dich in Acht zu nehmen, jämmerlicher scamp, mein kleiner Freund,“ versetzte der Kapitän, „aber es ist eben recht, daß ich Dich treffe, Donnerwetter ... denn Du bist für Dein Alter schnell besonnen, elendes Kind, und ich sollte ... Höre mich!“

Snail erhöhte, Paddy erniedrigte sich. Diese doppelte Bewegung brachte sie ungefähr auf das Niveau der Unterhaltung.

„Das ist ein neuer Beweis von Vertrauen, den wir Dir geben, junger Unrath, lieber Sohn,“ bemerkte

der Kapitän mit Wichtigkeit. „Es scheint, daß den Lords daran liegt, die Straße zu räumen...“

„Warum?“ fragte Snail.

„Alle drei Teufel! vermaledeiter Schnecke! geliebtes Kind, unnobler Kobold! die Cholera soll mich purgiren, wenn ich nicht gute Lust habe, Dich bis auf's Blut in die Ohren zu zwicken! Bon jour, Madge, trauriges Mannweib, liebe Tochter... Was Dich anbelangt, Snail, Du fausthoher Dreckhaufe, ich will eines Tags Dein Glück machen, Du Goldkind, Banditenbrut!

„Hörst Du, hübsche Madge,“ unterbrach ihn Snail, „hör' mal, welche Lobeserhebungen der Kapitän Deinem Manne macht, gehörnter Satan!“

„Stopf Dir lieber die Ohren zu, Madge, und höre nicht, daß Du hübsch bist, wie Dich der geschwätzige Schnecke da schilt, Donnerwetter! oder häßlich, wie der Augenschein gibt, Goddam! Er kann es, wenn er will, bei allen Teufeln... Nun, Snail, es handelt sich darum, diese Esel von Schwätzern mit ihren Gevatterinnen von hier fortzuschaffen, und das kann man, glaub' ich, nicht besser thun, als wenn man das Gerücht von der Verhaftung des niederträchtigen Schurken verbreitet, von dem die Abendzeitungen sprechen...“

„Von dem Mörder der Prinzessin?“

„Ganz recht, du Diminutivspitzbube!... Es wird hie und da Leute von der Familie unter der Menge geben... Ruf sie, du Teufelskater und sag ihnen —“

„Schon recht, Kapitän, schon recht! Gott verdamm mich!“ unterbrach ihn Snail voll Zuversicht; „ich begreife Sie. Das ist bald gethan! Aber, so wahr ich verdammt werde, Donnerwetter! dann sagen Sie mir, wo der Elephant Saunders vom Circus von Astley sein Loch gräbt.“

Die Hand des Kapitän's drückte Snail's Schulter, daß er aufschrie und sich sogleich unter der Menge verlor. Gleich darauf hörte man drei oder vier Mal

miauen. Es entstand eine Bewegung unter der Menge. Man sah einige Leute nach verschiedenen Seiten hin rennen und auf zwanzig Punkten fing man zumal an zu schreien.

„In Hay-Market!... Man umzingelt das Haus des Mörders in Hay-Market!“

Nach drei Minuten war es, als ob ein Orkan über Portland Place hingeweht und alle dicken Cockneys und magern Gevatterinnen fortgefegt hätte. Alles drängte sich gegen Regent Street und auf der Straße blieben nur noch die erstaunten Policemen zurück.

Man gewahrte noch in der Ferne die lange, steife Taille des Kapitän's, so oft er unter einer Gasröhre durchging. Er schloß den Zug und konnte sich nicht entschließen, den gemessenen Ernst seines gewöhnlichen Ganges zu beschleunigen.

„Nun, Herr O'Chrane, nun! Gehen wir zu, um's Himmels willen!“ munterte ihn vergeblich Mistreß Burnett auf, welche ihn fortzuziehen suchte; „wir kommen gewiß zu spät, um noch den Bösewicht verhaften zu sehen.“

„Liebes Herz,“ antwortete Paddy gleichmüthig, „ziehen Sie mich nicht so am Arm, ich bitte Sie, Sie zerreißen mir den blauen Rock — bei der Höllenpforte! Sehen Sie, theure Dame, schwere Noth! Dorothy, meine Liebe, wir kommen so bald an, als wir können, so wahr Jedediah Smith der schuftigste Heuchler ist, den der Erdboden trägt!... Was das unsaubere Gewürm, den Snail, betrifft, so wünscht' ich mir so einen Sohn, beim Satan und seinem Geweih!“

Während dieser Zeit war der Graf von White Manor wieder in den Salon gelangt, wo ihn Brian von Lancester erwartete. Brian von Lancester hatte so eben den Namen auf dem Blatte Papier gelesen und war noch ganz aufgeregt.

Auf die ersten Worte seines Bruders antwortete

er schnell: „Sie haben so eben Ismael Spencer gesprochen, Mylord.“ Der Graf war darauf nicht gefaßt.

„Ich! stammelte er; ich... aber der Mann von dem Sie sprechen, ist vor einem Jahre gestorben.“

Lancester nahm das Papier von dem Tisch und hielt es White Manor hin. „Wahr,“ brummte Letzterer nach augenblicklichem Stillschweigen verlegen; ich habe so eben den Juden Ismael Spencer gesprochen.“

„Darf ich Ew. Lordschaft fragen,“ begann wieder Brian, „in welchen Beziehungen Sie mit diesem Menschen stehen?“

„Das darf Niemand, Sir!“ versetzte der Graf, welcher seine Verwirrung unter dem Schein beleidigter Würde zu verbergen suchte. „Mylord,“ sprach Brian im Tone ernster Wehmuth, „ich sehe mich genöthigt, auf meiner Frage zu bestehen. Glauben Sie mir, nicht um Ew. Herrlichkeit zu verletzen oder zur Unzeit aufzureizen, wiederhole ich meine Frage.“

„Ich werde nicht darauf antworten, Sir,“ erwiderte schnell der Graf, oder vielmehr... Nun ja,... ich bequeme mich, es Ihnen zu sagen, da Sie heute belieben, mich gegen alle Ihre Launen dienstbar zu machen, ich bequeme mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich für die seltsame, verzweifelte Lage eines Unglücklichen interessire, den der Zufall den gewöhnlichen Folgen der Todesstrafe entzogen hat. Ich...“

„Sagen Sie mir nicht weiter, Mylord,“ unterbrach ihn Brian mit kaltem Ernst, „um den Worten Ew. Herrlichkeit Glauben zu schenken, müßte ich vergessen, mit welcher Ueberraschung Sie den Namen auf dem Papiere lasen.“

Der Graf biß sich in die Lippe.

„Nun, Sir,“ rief er, von unwiderstehlicher Leidenschaftlichkeit fortgerissen, „Sie können Ihre Fragen an Spencer selbst richten. Sie werden ihn gleich auf der Straße treffen.“

„Diese Worte Ew. Herrlichkeit gleichen einer Drohung," entgegnete Brian, der auf den Lord einen durchdringenden, forschenden Blick heftete.

„Einer Drohung, Sir?"... rief White Manor, welcher plötzlich seine zornige Miene mit der Maske unterwürfiger Gutmüthigkeit vertauschte; „Sie wissen selbst, daß es Thorheit von mir wäre, Ihnen zu drohen. Ich wollte Ihnen blos schlicht und einfach sagen, was ich gesagt habe, daß Sie unverweilt Ismael Spencer treffen würden... und das ist ganz einfach, Brian, denn er wartet auf der Straße."

„Warum wartet er, Mylord?" fragte Lancester, als er sah, daß der Graf zögerte.

„Er wartet, mein Gott, ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verbergen, Brian, er wartet, bis unsere Besprechung definitiv abgeschlossen ist, um wieder zu mir zu kommen... denn ich dachte mir, daß Sie ohne Zweifel ungeduldig wären, und habe ihn bis zu Ihrem Abgang verabschiedet."

Brian erhob sich schnell.

„Das ist eine Aufmerksamkeit, für die ich Ihnen dankbar bin, Mylord," sagte er; „aber ich ersuche Sie, Ihrer Güte die Krone aufzusetzen und die Urkunde sogleich zu unterschreiben... Sie glauben nicht, wie sehr es mich drängt, diesem Ismael Spencer gegenüber zu treten."

Der Graf ließ sich nicht lange bitten. Er setzte sich alsbald an seinen Schreibtisch, indem er sich anstrengte, mit großer Mühe ein freudiges Lächeln unter der übeln Laune zu verbergen, die bei ihm natürlich schien in dem Augenblick, wo er eine Verschreibung machen sollte, die mit einer Verzichtung auf alle seine nicht unveräußerlichen Güter gleichlautend war. Mit zwei Federzügen hatte er den Kontrakt geendigt.

„Mein Bruder!" sagte er mit völliger Resignation, „Sie haben vielleicht Ihre Vortheile mißbraucht, aber Gott wird zwischen uns beiden richten."

„So geschehe, Mylord!“ antwortete Lancester.

„Ich hoffe,“ fuhr der Graf fort, „daß Sie gnädig mit mir umgehen, und daß die edeln Damen in West-End ein Wenig mit ihren Erzählungen von Ihren siegreichen Eccentricities auf's Trockene gerathen. Diese schließt die Bataille und soll die letzte sein.“

„Das hängt von Ihnen ab, Mylord.“

„Auf Wiedersehen, mein Bruder.“

Brian grüßte und entfernte sich.

Der Graf athmete tief auf und öffnete seinerseits das Fenster, durch welches sich Brian häuptlings auf die Platten des Trottoir's von Portland Place stürzen wollte. Er neigte sich schnell hinaus und sah herab.

In diesem Augenblick öffnete sich die äußere Thür und Brian stieg die Stufen des Auftritts hinab.

Unten am Auftritt stand Tyrrel der Blinde.

Brian erkannte ihn sogleich. Auch erkannte er die Leute, welche das Haus seines Bruders umgaben, als Policemen.

„Das trifft sich ja allerliebst!“ sprach er mit lauter Stimme.

„Meine Herren, ich ersuche Sie, Hand an diesen Menschen zu legen.“

Zu gleicher Zeit ergriff er Tyrrel am Kragen.

Der Polizeiintendant und der Arzt legten die Hand an die Wagenthür.

„Da sehen Sie ihn! man kann sich nicht täuschen... Thun Sie Ihre Pflicht!“

„Einen Augenblick!“ versetzte der Polizeiintendant; „mein Herr,“ fuhr er, an Brian sich wendend, fort, „aus welchem Grunde verlangen Sie die Verhaftung Sir Edmund von Mackenzie's?“

„Sehen wir, was er uns antwortet!“ murmelte der Physician.

„Ich setze voraus, Sir,“ sprach Brian, daß Sie ein Recht haben, diese Frage an mich zu stellen?“

„Teufel!“ brummte der Arzt, „er sieht nicht wie ein Verrückter aus!“

„Ich bin Obrigkeit, Sir,“ versetzte der Polizeiintendant.

„In diesem Fall,“ versetzte Lancester, „benachrichtige ich Sie, daß dieser Mensch, dem Sie den Namen Sir Edmund Mackenzie geben, Niemand anderes ist, als der niederträchtigste Bösewicht, der zu einer Bande Räuber gehört...“

„Da sehen Sie's!“ unterbrach ihn Tyrrel.

„Er ist verrückt!“ sprach der Arzt.

Die Policemen nahten sich und schlossen einen Kreis um Brian.

„Haben Sie Beweise für das, was Sie vorbringen, Sir?“ fragte der Beamte.

„Ihre Pflicht ist, Sir, diesen Menschen zu verhaften,“ antwortete Lancester ruhig. „Die Beweise sind Sache der Justiz und nicht der Polizeibeamten.“

„Teufel! Teufel!“ brummte wieder der Arzt; „er ist am Ende doch nicht verrückt.“

„Ueberdieß,“ fuhr Brian fort, „ist dieser Mensch noch von selbst der Gewalt des Gesetzes verfallen: denn er ist durch List oder Zufall der Sanktion der menschlichen Justiz entronnen. Dieser Mensch ist gehenkt worden.“

Ein schallendes Gelächter Tyrrel's, in welches bald die lärmende Heiterkeit der Policemen einstimmte, unterbrach mit einem Mal Lancester.

„Er ist ein entschiedener Narr!“ sprach peremptorisch der Arzt aus.

„Ein Narr zum Binden!“ beschloß der Beamte, indem er sich in den Wagen zurückwarf.

Die Policemen stürzten zugleich auf ihn los; aber White Manor's Stimme hatte Brian die Schlinge aufgedeckt. Er ließ Tyrrel los und rannte mit einem Sprunge die Stufen des Auftritts zurück.

Brian von Lancester war ein furchtbarer Kämpe.

Die ersten Policemen, welche sich zum Angriffe präsentirten, wurden von der kräftigen Faust des Eccentricman die Stufen herabgestürzt und ihre Brust wie mit einem Bleihammer zerstoßen. Andere stürmten heran und stürzten gleichfalls mit blutigem Gesicht und verstauchtem Magen zu Boden. Die Reihen der Angreifer lichteten sich, und ihr Feuer erkaltete. Tyrrel sah sich genöthigt, sie mit Gewalt anzutreiben und der Arzt wiederholte, indem er den Kampf mit Interesse verfolgte:

„Der Teufel! der Teufel! Sehen Sie, wie gut er seine Streiche austheilt, der Tapfere! Am Ende würd' es mich nicht wundern, wenn er nicht vom Verstande wäre."

Es standen nur noch fünf Polizeimänner unten am Auftritt und keiner wagte mehr, Brian anzugreifen. Tyrrel schäumte vor Wuth. White Manor zitterte an seinem Fenster.

Brian knöpfte seinen Frack zu. Es wurde Allen klar, daß er sich vorstürzen und sich Bahn brechen wollte. Was von kräftigen Policemen übrig war, wich zu beiden Seiten des Auftritts zurück, und bezeigte wenig Lust, den Kampf zu bestehen.

Tyrrel stellte sich entschlossen an ihre Stelle.

„Mylord Bruder!" rief in diesem Augenblick Lancester, indem er sich gegen das Fenster wandte, „die Schlinge war gut gelegt. Es ist Ihnen nicht gelungen; aber es ist Ihre Schuld nicht, und ich schwöre Ihnen auf meine Ehre, daß sie mich nicht undankbar finden sollen!"

Man hörte unten den Grafen mit den Zähnen klappern.

„Platz!" rief Lancester, welcher langsam die Stufen hinabstieg, indem er stets auf seiner Hut war und die erschreckten Policemen im Auge behielt. Platz, Ismael Spencer, oder ich tödte Sie!"

Tyrrel rührte sich nicht. Nur fuhr er mit der Hand zwischen sein Hemd in die Weste.

In diesem Augenblick sah man leise die Hausthür von White Manor sich öffnen. Ein Mensch schlich die Stufen des Auftritts herab. Im Augenblick, wo Lancester vor Tyrrel trat, und zu einem Streich ausholte, griff ihn dieser Mensch bei den Knieen, so daß er überstürzte.

Die Polizeimänner warfen sich sogleich über Brian her, und er war im Augenblick geknebelt.

Der Mensch, welcher herbeigekrochen war, richtete sich alsbald auf und zeigte bei dem Schein der Gaslichter das insolente und niederträchtigste Gesicht Gilbert Patterson's.

Tyrrel zog seine Hand aus dem Busen. Ohne diesen Zwischenfall hätte Brian die Bekanntschaft der kurzen Dolchklinge gemacht, die der Jude beständig bei sich trug.

Der Gefangene wurde fest gebunden in den Wagen gezogen, zwischen den Beamten und den Arzt, welcher nach reiflicher Erwägung ihn für förmlich verrückt erklärte.

„Nach Bethlem!" sprach der Beamte.

Eine fremde Stimme ließ sich vom Fenster vernehmen, an welchem White Manor stand und wiederholte unter den Zuckungen eines unsinnigen Gelächters:

„Nach Bethlem! Nach Bethlem!"

Das Gefährt fuhr im Galopp davon.

Tyrrel und Patterson wandten sich nach der Behausung zurück und traten in den Salon.

White Manor bewegte sich mit wildem Auge und scharlachrothem Gesicht wahnsinnig im Zimmer umher und führte einen Tanz auf, der furchtbar anzusehen war.

Während des Tanzes lachte er sich beinahe athemlos und rief unaufhörlich:

„Nach Bethlem! Nach Bethlem!"

Tyrrel und Patterson setzten sich beide und stellten ihre Beobachtungen an.

„Wer würde außer Brian von Lancester," fragte endlich Tyrrel, „in der Pairie von White Manor succediren, wenn Sie erlauben, Herr Intendant?"

„Der ehrenwerthe Algernon Murray von Invernay-Castle, der leibliche Vetter Sr. Herrlichkeit," antwortete Patterson..

„Gut, Herr Intendant," bemerkte Tyrrel, „zum Dank für den Dienst, den Sie mir so eben geleistet haben, gebe ich Ihnen einen guten Rath ... Machen Sie noch heute Abend dem ehrenwerthen Algernon Murray von Invernay-Castle, dem leiblichen Vetter Sr. Herrlichkeit ein Wenig den Hof. Denn Brian von Lancester wird Bethlem nicht wieder verlassen, und der Graf von White Manor wird morgen dort eintreffen."

„Glauben Sie denn, daß er ganz vom Verstand gekommen ist?" fragte der Intendant.

Ehe Tyrrel antworten konnte, stieß der Graf noch ein heiseres Gelächter aus und fiel dann unter dem Rufe: nach Bethlem, nach Bethlem! nach Bethlem! erschöpft auf den Teppich nieder.

19.

Klein-Irland.

Im Jahr 181*, zwanzig Jahre vor der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, lebte in London in dem Quartier Saint Giles eine arme Familie, die aus

vier Gliedern, zwei Kindern, dem Vater und der Mutter bestand.

Der Vater hieß Christian O'Breane. Er war ein irländischer Edelmann, dessen Familie vor Zeiten in der Provinz Canaught im Wohlstand gelebt hatte. Seine Güter, wie diejenigen vieler Andern, waren allmählig in den Besitz eines protestantischen Lord's übergegangen, dessen Pächter Christian O'Breane in diesen letzten Zeiten gewesen war.

Man weiß, wie kläglich die Existenz der Pächter in Irland ist! Christian O'Breane, welcher von Wenig lebte und Viel arbeitete, hatte bis jetzt die Bedürfnisse seiner Familie zu bestreiten vermocht und seinem Sohne eine Art von Erziehung gegeben, weil er außer der Nutzung des Pachtguts noch ein kleines Stück Land besaß, den kleinen Rest, der ihm von dem Erbtheil seiner Vorfahren geblieben war.

Eines Tages fiel es dem Verwalter des Lords, der seine irländischen Einkünfte in London verzehrte, ein, Herrn O'Breane den Besitz des kleinen Stücks Landes, das sein ganzes Erbtheil war, zu bestreiten. Es kam zu einem Prozeß. In Irland würde man mit Unrecht behaupten, daß die Justiz doppelt Maß und Gewicht habe; sie hat überhaupt weder Maß noch Gewicht, d. h. ihre Wage sinkt unabänderlich auf die Seite von England, und die Schale, die nach Irland sieht, ist leer. Die Rechtsstreite werden nach der einfachen Frage instruirt: Sind Sie Protestant? Nein! Sie haben Unrecht. Lassen Sie los, im Namen des Königs! Ja? Im Namen des Königs noch einmal! Nehmet, plündert, verschlingt!

Der Verwalter des Lords gewann den Prozeß und Mister Christian O'Breane wurde gewaltsam von dem Lande verjagt, das seine Kinder nährte. Dieses Land trug kaum mehr ein, als einen Jagdhund zu unterhalten.

Im Augenblick, wo wir schreiben, ist ganz Ir=

land in Bewegung und legt dem civilisirten Europa seine beklagenswerthen Beschwerden vor. Es öffnet seine Lumpen, um die blutenden Wunden zu zeigen, welche Englands gierige, barbarische Hand ihm geschlagen hat. Zugleich erhebt es sich gereizt gegen seine unwürdigen Unterdrücker. Schiedsgerichte treten zusammen und neutralisiren die traurigen Wirkungen protestantischer Ungerechtigkeit!

Aber damals beugte der Unterdrückte das Haupt und schwieg. Die ungenügende Maßregel, deren Resultate aber mit der Zeit wichtiger werden, die Emancipation der Katholiken schien eine unmögliche Chimäre. Die Verzweiflung war so groß, daß sie die Apathie mit sich fortriß und die Schlachtopfer in ihrem Elend einschläferte.

Da Herr Christian O'Breane die strafwürdige Insolenz hatte, einen Prozeß gegen seinen Gutsbesitzer fortzusetzen, so wurde sein Pachtvertrag nicht erneuert, und eines Tags schloß sich die Thür seines Hauses hinter ihm, ohne sich wieder für ihn zu öffnen.

Es ist etwas Seltsames. Alles Unglück für Irland kommt von London. Von London kommen jene Schaaren unersättlicher Spekulanten, Geschäftsleute, hohe und niedere Würdenträger der englischen Kirche, dieses kirchlichen Kaufhauses, dieses frommen Vampyr's, dieses Schandbildes wucherischer Heuchelei, dieser organisirten Simonie, Großhändler, Magistrate, kommen hungrig an, erwerbsüchtig, entschlossen, mit vollen Händen ohne Unterlaß, wie ohne Bedenken, dieses arme, eroberte Land zu berauben, dessen Söhne ihre alte Tapferkeit vergessen zu haben scheinen, und nur noch vergeblich in geschwätzigen Meetings drohen und mit lautem Jammergeschrei nach Weiberweise klagen können. In London sind jene Marquis, Vicounts, jene Edelleute von gestern her, auf die Stämme alter Geschlechter gepropft, Kaufleute oder Advokaten in hi-

storische Namen gehüllt *), die aus der Ferne das reinste Leben des Landes auspumpen und durch Erpressungen erschöpfen. Von London kommen die heillosen, die niederträchtigen Gesetze, welche jeden Tag mehr das Joch der Sklaverei noch schwerer auf dem Nacken mehrerer Millionen Christen lasten lassen. In London sitzt das feindliche Parlament, das Mitleid fühlt, nachdem es getrunken hat und Thränen der Trunkenheit vergießt über die Schlachtopfer des Eingangszolls, der nicht mehr existirt, zum Ersatz aber ohne Mitleid und Scham über die Leiche eines Brudervolks, das in dem Todeskampfe liegt, in Erbitterung geräth. Und doch wenden sich gegen London immer die Blicke der Irländer, als dem Ziel ihrer Hoffnungen, London strahlt aus der Ferne, ein mystischer Hoffnungsstern, der dem Entmuthigten neues Leben gibt und dem dumpfen Hülferuf langen Hungers Stillschweigen auferlegt. London ist der Hafen. Diese armen Leute glauben, dort für so viel aufgehäuftes Uebel Ersatz zu finden. Es ist dieß ein unvernünftiges Gefühl, eine Art Aberglauben: sie wollen nach London gehen, und denken, daß sie, einmal in die große Stadt gelangt, für alle ihre Leiden Linderung erhielten.

Und wirklich tragen die giftigsten Schlangen das Gegengift in sich.

Die Viper, die verderbliche copra de capel'o, die furchtbare Klapperschlange, haben in einer Stelle ihres Hauptes ein souveränes Mittel gegen ihren eigenen Biß. Warum sollte es nicht auch so mit London sein?...

---

*) In England sterben die Titel nicht. Die erledigte Pairie wird unter dem Namen des alten Titularen vergeben. Noch in neuester Zeit wurde ein sehr mittelmäßiger Attorney zum Pair gemacht und führt jetzt den Titel eines der ältesten Geschlechter von Irland.

Aber um dieses Gegengift zu finden, muß man damit anfangen, daß man der Schlange den Kopf zerhackt.

Christian O'Breane kam, von einigen kümmerlichen Hülfsquellen unterstützt, nach London und siedelte sich mit Weib und Kindern in Buckridge Street, dem Mittelpunkte jenes Kirchspiels Saint Giles an, dessen Elend europäisch geworden ist und, ein großer Kothflecken, die wohlhabendsten Quartiere des kommerziellen Londons schwärzt.

Jede große Stadt hat ihre Gossen und Abgüsse, in welche die Dürftigkeit, durch das Laster vervielfältigt, dunkle Haufen der Schmerzen und der Schande sammelt; aber keine Stadt kann London die Palme des Elends und der Schande streitig machen. Uebrigens schließen sich in Paris diejenigen, welche Hungers sterben oder gegen das Gesetz ankämpfen, in hinterste Kloake fern von den lichtvollen Wegen ein, in denen das fashionable Leben dahin fließt. Die Bohnenstraße ist die Gegenfüßlerin des Boulevard de Gand und die schlechten Zimmerchen der Vorstadt Saint Marcel können die reine Luft des Royalparterre der Tuilerien nicht vergiften. In London haust Alles in einer cynischen, gräßlichen Unordnung durch einander. Ueberall verhöhnt gränzenloser Luxus die äußerste Noth; überall lauert verbrecherische, bewaffnete Armuth auf den Luxus. Zwischen zwei Straßen des Ueberflusses, deren Trottoirs bei Nacht unter der weißen Helle des Gases funkelnd, von einem Heere von Policemen bewacht werden, liegt eine schwarze, verlassene, gefürchtete Straße. Unter der Laterne der Polizeimann, im Schatten der Bandit. Auf dem Trottoir die egoistische, indolente Menge, auf dem Pflaster das Kind oder der Greis, der hungert, und in der Kälte seine Blöße nicht bedecken kann. Ueberall diese monströse Nachbarschaft in West-End wie in der City! in Pimlico so

gut als am Rand jener berufenen Docks, wo die Reichthümer der fünf Welttheile aufgethürmt werden.

Man könnte London mit einer aussätzigen vornehmen Buhlerin vergleichen, bei der die Ausschweifung überall den goldgestickten Putz durchfressen, und die durch jedes Loch dem Vorübergehenden das Scheußliche ihrer unzähligen Geschwüre zeigt.

Das weiteste Loch dieser falsch schimmernden Tunika, das die tiefste, am schändlichsten vom Brand zerfressene Wunde dem Auge bloßstellt, klafft am Busen der Buhlerin: Saint Giles, Klein-Irland, als ob das Verhängniß es wollte, daß sich der Name Irland mit jedem Uebermaß des Elends verbände, ist neben Soho Square und Bedford Place, zwischen der reichen Holborn und der vornehmen Oxford Street!

Saint Giles hat seines Gleichen auf dem ganzen Erdboden nicht. Es ist, man erlaube uns den Ausdruck, so zu sagen, ein vollständiges Phalanstèr des Elends und des Lasters, dieser beiden Elemente des Verbrechens. Dort ist das non plus ultra von Leiden und Schande. Dort wälzt sich der Mensch, in den Zustand der Wildheit zurückgetreten, ohne Begriff von Gott, von gut und schlecht, im Koth oder stürzt sich in verzweiflungsvoller Wuth auf die ihn umgebende Civilisation. Dort gibt es zwischen den beiden Geschlechtern keinen andern Unterschied als den der Stärke. Die Frau stellt sich dort nicht feil, sie gehört Jedem, der sie zu Tode schlägt.

So ist es jetzt, beredte und edel gesinnte Schriftsteller, welche in neuester Zeit die unglaublichen Schauer der cellars in Saint Giles zu Tag gestellt haben, behaupten, daß sich ein Anfang von Fortschritt auch hier bemerklich mache. Sie sagen zum Beispiel, daß Saint Giles von 1844 dem Saint Giles von 1820 schon nicht mehr gleiche.

Erbarmen! Erbarmen!

Wie war es also im Jahr 1820? Diese edel-

müthigen Schriftsteller (man weiß, daß England wimmelt von edeln Schriftstellern, menschenfreundlichen Utopisten, sehr beredten und redseligen Rednern, die — mit dem Munde — sich ausschließlich dem Cultus des Mitleids geweiht haben: England ist das klassische Vaterland der Philanthropie. Obgleich das Wort griechisch ist, ist doch der Gedanke englisch, und wenn der Hunger sich mit langen Tiraden beschwören ließe, so würde die Beredtsamkeit der Herren N. N. mit leichter Mühe die drei Königreiche speisen), diese edelmüthigen Schriftsteller sagten wir, können Sie uns sagen, was es Nackteres als die Nacktheit, Tödtlicheres als den Hungertod, Lasterhafteres als das Laster, Zurückstoßenderes als den Koth gibt? Die Unglücklichen!

Die Unglücklichen, in diese feuchten Keller zusammengedrängt, konnten sie sich denn noch schlechter nähren, als jetzt? War das Hungersterben früher minder gräßlich, als jetzt? O, ihr könnet uns sagen, meine Herren, wie viel Mädchen in diesen stinkenden Därmen, die man mit dem Namen Straßen beehrt, an dem Rande der schwarzen, dicken, pestilenzialischen Bäche gräßlichen Krankheiten unterliegen, wie viel Kinder in der Wiege, vergiftet von der Luft der väterlichen Verschläge, verscheiden, wie viel Männer, im kräftigsten Alter, an den Straßen erschöpft zusammensinken und den Geist aufgeben, indem sie einen eifersüchtigen Blick nach euern Prachtgebäuden senden, deren Fenster sich nicht öffnen, um dem mit dem Tode Ringenden einen Bissen Brod zuzuwerfen. Das sind merkwürdige Dinge, die von Schriftstellern ausgebeutet werden. Die Philantropie, so verstanden, wird, während das Schreckliche in der Mode ist, eine triumphirende Spekulation. Ihr seid tüchtige Männer, ausgezeichnete Kaufleute und Philosophen. Ihr sprechet viel und thut wenig; ihr seid bloß mit dem Munde menschenfreundlich, und am Ende lösen sich eure Klagen in freudige Pfund Sterling auf.

Warum nicht? In einem Lande, wo die Religion selbst ein Handel ist, wo der Protestantismus Zollstätten frei unter den edeln Gewölben des königlichen Westminsters aufgeschlagen hat, ist es da nicht logisch und in der Ordnung, auch mit dem Mitleid zu handeln?

Das Uebel ist zu groß, sagt man, zu tief gewurzelt, als daß man hoffen könnte, genügende Abhülfe zu bringen. Das will so viel heißen: Die Leute in Saint Giles sind zu arm, um selbst jene kleinen, schlecht gedruckten Bibeln zu kaufen, welche unsere evangelischen Gesellschaften in ihrer Frömmigkeit an die Wilden verkaufen, und zwischen einem Tönnchen Rack und einer Parthie Opium einschwärzen, wodurch man nach dem Einmaleins drei Fische auf einmal fängt. Das will so viel sagen: die Operation verspricht keinen Gewinn, die traurigen Familien mit Kartoffelhäuten genährt, könnten die Vorlesungen eines Professors der Moral nicht bezahlen.

Man hütet also lieber Saint Giles und seine Schande, als daß man Kapitale wagt.

Das Argument scheint uns siegreich. Aber nun ziehet einen Schleier über diese Schmach. Erlaubt euern Rednern nicht, das Gemälde dieses schreienden Elendes zum Vorwurf zu nehmen, zeigt nicht in euern offiziellen Reports eine so tiefe, so genaue, so in's Einzelne gehende Kenntniß des Uebels, die eure Unthätigkeit anklagt, und auf eure Stirne, die Stirne eines großen Volkes, das Brandmal der Schande drückt.

Gewiß für Jeden, der England kennt, ist der gegenwärtige Lauf der Dinge unvermeidlich normal. Aber derjenige, der diese Zeilen schrieb, hofft nicht einmal, das sterile Mitleid von ein paar Ladies zu erwecken: zwanzig Andere vor ihm haben die Lumpen aufgehoben, welche diese blutenden Wunden bedecken.

Wir beschreiben, um zu beschreiben. Das Bisherige ist nicht und kann nicht eine Appellation sein: wir kennen zu gut, wie weit die brittische Taubheit geht!

Dieß sind einige Worte der Entrüstung, die der frische Anblick einer Noth ohne Gleichen hervorgerufen hat.

Oeffentliche Dokumente zeugen für uns, daß das Elend von Saint Giles in diesen letzten Jahren gestiegen ist, daß Saint Giles sich in die dunkeln Gassen, welche nach Covent Garden hinablaufen, fortgezweigt hat. Saint Giles vergiftet die Hälfte von London.

Vergeblich führt man quer durch dieses Kothmeer weite Straßen und arrondirt unter seinen armen Behausungen das vergoldete Oval des Gitters von einem Square; neben diesem Square, die Straße entlang, existirt Saint Giles. Der Backstein, der Gyps, die Mauer ändern Nichts an der Sache.

Wenn Robert Peel, unser sehr geschickter Minister, was Gott verhüte! mit dem Tode ringen würde, was hielte er von einem Arzte, der, um ihm zu helfen, ein Brenneisen nähme, der ihm auf die blassen Wangen Schminke auftrüge, und um den Dämon der Krankheit zu beschwören, ihm um den abgezehrten Hals die unvergleichliche Schleife einer gesteiften Kravatte legte?

Robert Peel würde den sonderbaren Arzt trotz der langen Gewohnheit seiner parlamentarischen Kaltblütigkeit zu allen Teufeln schicken. Und doch welche Inkonsequenz! Robert Peel ahmt dem wunderlichen Doktor nach. Er macht die Toilette einem Quartier, das mit dem Tode ringt! Die armen Leute leiden und sterben, Robert Peel durchzieht ihr Quartier mit einer Straße; sie krümmen sich in den letzten Zuckungen des Todes, Robert Peel läßt Gelder votiren, um ihnen ein Square aufzuführen.

Wenn der ehrenwerthe Baronet kein so ernsthafter Mann wäre, so könnte es in Wahrheit für einen grausamen Scherz gelten: denn was man auch darüber sagen mag, die Mauern und die Pflaster kämpfen nur gegen Trümmer und Koth. Der Koth ist aber das Wenigste, und die Trümmer wären ein Paradies, wenn man nur einen Bissen Brod darein brächte. Das Elend ist die

wahrhafte Plage, das Elend, welches das Laster erzeugt! Um es zu heben, genügt es nicht, Millionen aufzuwenden, um den materiellen Unrath wegzuschaffen, den es um sich sammelt. Helfen würde nur eine verschwenderische Wohlthätigkeit, nicht nach unsern Krämersitten bemessen, deren Vortheile übrigens die zahlreichen Gefahren aufwägen würden, oder liberal organisirte öffentliche Arbeiten.

Aber vor Allem sollte einiges Licht in diese dichten Finsternisse geworfen werden. Man sollte diesem verthierten Volke den Gebrauch seiner Geistes- und Willenskräfte zurückgeben, sollte seinen Körper nähren, sein Herz veredeln ...

In London, wo wir so viele burleske Associationen, so viel unnütze Klubbs haben, sollte man da nie eine Gesellschaft gründen, die sich ein ernstliches, wahrhaft christliches Ziel vorsteckte? Die Negerliebe ist eine schöne Sache, die Mäßigkeit für einen Engländer eine beinahe erhabene Tugend, aber die Menschenliebe, die ächte Menschenliebe, welche nicht bloß von den problematischen Leiden der Hottentotten und Madegassen gerührt wird, sollte die Menschenliebe nicht auch ihren Apostel bekommen? Und sollen wir denken, daß die Pater Einsiedler Englands immer und ewig nur ein Dutzend Hunderte von Bauern um einen Kübel klaren Wassers versammeln, um sie zu einem Kreuzzug gegen die Trunkenheit in Eid und Pflicht zu nehmen? Mit einem Worte, sollen wir immer Berge versetzen wollen, um halb schöne, halb kindische Resultate zu erringen? Wird nicht diesseit des Kanals ein heroischer Eccentric-Man, ein Vater Mathews der Wohlthätigkeit erstehen?

Aufrichtig gesprochen, wir hoffen es kaum. Die Eccentricität hat ihre Gränzen, und der Mann, welcher die Schatulle unserer Lords oder unserer Banquiers brandschatzen wollte, würde durch diesen Akt allein schon

alle Gränzen der Schicklichkeit überschreiten und nach Utopien verbannt werden.

Im Jahr 181* war, wie bis auf den heutigen Tag, Saint Giles par excellence das Unglücksquartier. Man braucht nicht hinzuzusetzen, daß es dafür allein schon den Beinamen Klein Irland verdiente; aber diesen Namen, der nichts Metaphorisches hat, bekommt es in Wirklichkeit von der großen Zahl Irländer, welche diese mephitischen cellars*) (Keller) bevölkern. Die obern Stockwerke der Häuser dienen zu Freistätten für dürftige Leute, die sich aber zur Noth die unumgänglichsten Bedürfnisse des Lebens verschaffen können. Wir sprechen hier, wohlverstanden, im Allgemeinen: denn ein solches Haus ist voller Keller für Haufen halbnackter menschlicher Wesen, die sogar den Geschmack des Brodes vergessen haben.

Mr. O'Breane bewohnte ein kleines Haus, das ein Wenig minder verfallen aussah, als die andern, und seine wenige Habe genügte, ihm für längere Zeit eine Art von relativem Wohlstande zu sichern.

Er war ein Mann von schwächlichem Körper, aber feurigem Geiste. Er hatte auf seinen Aufenthalt in London alle seine Hoffnungen gebaut. Nach einem Monate wußte er, woran er sich halten konnte, und jetzt ergriff ihn gänzliche Entmuthigung. Nur der Gedanke an Irland und die Hoffnung, wieder über den Sankt Georgskanal zurückzuschiffen, konnte ihn aufrecht halten.

So geht es immer. Sobald der Irländer in London ist, fühlt er leidenschaftliche Sehnsucht nach dem grünen Erin; er träumt unaufhörlich von ihm; so grosses Verlangen er nach London hatte, so sehr wünscht er wieder, seinen schweren Dunstkreis zu fliehen.

---

*) In den Armenquartieren werden die Keller, welche sonst zu Küchen und Speisekammern dienen, von je einer oder mehreren Familien bewohnt.

Aber es war zu spät. Christian O'Breane hatte die mitgebrachte Summe schon zu sehr angegriffen: es blieb ihm nicht mehr das Reisegeld übrig. Mistreß O'Breane, eine sanfte, arbeitsame Frau, deren Leben unter bescheidenen Arbeiten der Landwirthschaft dahingegangen war, sah nur durch die Augen ihres Mannes, liebte nur ihn auf der Welt und ihre Kinder, und hatte keinen andern Willen, als den seinigen. Ihre Tochter Elisabeth, munter, lebhaft, lustig und leichten Sinnes und (vielleicht auch) Herzens, war die Freude Herrn O'Breanes, dessen ärgerliche Stirn sich nur bei dem Lächeln der hübschen Betsy entrunzelte. Betsy war sechszehn Jahre alt.

Das letzte Glied der Familie, von dem wir noch nicht gesprochen haben, war ein achtzehnjähriger Junge, von Mistreß O'Breane vergöttert, aber von dem Haupte des Hauses nicht hoch gehalten. Man kann jedoch nicht sagen, daß Christian seinen Sohn nicht liebte, denn er beschäftigte sich, so viel er konnte, mit seiner Erziehung; aber der Knabe hatte eine seltsame Richtung des Geistes. Seine Unbesonnenheiten erschreckten oft den ehrlichen Irländer, welcher manchmal bedauerte, daß ein so schöner Junge nicht auch wie Jedermann war.

Denn in Irland, wie anderswo, wünschen die Aeltern vor Allem, daß ihre Kinder wie andere Leute seien.

Der Sohn Christian O'Breane's nannte sich Fergus. In ganz Irland hätte man keinen, nach allen Regeln der Kunst schönern Kopf auf einem harmonischern Körper gesehen. Er hatte in seinem achtzehnten Jahre, wo die Männlichkeit die Umrisse der Linien noch nicht so fixirt, jene jugendliche, sensuelle Schönheit, welche das lateinische Wort formosus auf eine vollständige, unnachahmliche Weise beschreibt. Er hatte noch mehr. Die Keime außerordentlicher Kraft stachen unter dem Ebenmaße seiner graziösen Glieder hervor.

Die weichen, zufällig hingeworfenen Locken seiner üppigen Haare verbargen halb eine königliche Stirn, voll Willenskraft und Sinnigkeit. Seine Züge waren so fein, daß die reizendsten Ladies ihn darum hätten beneiden können, und hatten neben einem Anschein von gleichgültigem Muthe und träumerischer Poesie einen Ausdruck tiefer Verständigkeit und unbegränzten Stolzes.

Christian O'Breane, ein würdiger Mann, hatte ohne Zweifel nicht alles dieß wahrgenommen. Hätte er es wahrgenommen, so wäre er untröstlich gewesen: denn zu viel Intelligenz und Stolz sind eine gefährliche Zugabe in dem Leben eines Irländers.

Bisher hatte Fergus seinem Vater in den minder schwierigen Geschäften der Landwirthschaft geholfen, und war in neuester Zeit beauftragt, die Einzelheiten des von dem Geschäftsfreunde des Lords angefangenen Prozesses zu verfolgen. Zu London ergriff er von allen Berufsarten, die seiner Wahl unterstellt wurden, die eines Schriftkorrektors und trat in dieser Eigenschaft in die ausgedehnte Typographie von Balderius und Mung in Oxford Street in Dienste.

London's Luft, die so schwer auf Herrn und Frau O'Breane drückte, schien im Gegentheil ihren beiden Kindern neues Leben gegeben zu haben. Betsy arbeitete während des Tages vor ihrem Fenster unter munterem Gesang und trug ihre Arbeit am Abend in die Modewaarenhandlung in High-Holborn. Nie hatte man sie zufriedener gesehen. Auch Fergus arbeitete fleißig und las in seinen Mußestunden und erwarb schon im zweiten Monat seines Aufenthalts in England einiges Geld.

Er war so zu sagen die einzige Stütze der Familie; und die süßeste Hoffnung des würdigen Ehepaars war, mit Hülfe des Fergus die nöthige Summe aufzubringen, um nach Irland zurückzukehren. Man wollte Betsy dorthin mitnehmen, und dort mit einem ehrlichen Katholiken verheirathen; man wollte wieder einen

Pacht übernehmen, und Fergus, der zum Landbau nicht taugte, und noch etwas nütze sein konnte, wenn es sich um Bücher und andere Kleinigkeiten handelte, sollte unter dem Schutze des Himmels zu London bleiben...

Aber das Geld ging sehr langsam ein. Meister O'Breane bekam in die Länge das Heimweh, das für die Irländer so verderblich wird, und Mistreß O'Breane, die seit zwanzig Jahren Freuden und Leiden mit ihrem Gatten getheilt hatte, fühlte sich von dem gleichen Uebel befallen.

Fergus, welcher sogleich und mit einem für sein Alter nicht gewöhnlichen Scharfblick die Motive der finstern Traurigkeit entdeckte, die auf seinem väterlichen Hause lag, verdoppelte seine Anstrengungen. Sein Vater bekam in dieser Zeit einigen Begriff von seinem Werth und gewahrte die Kraft und Güte von seines Sohnes Herz. Aber dies waren nur lichte Augenblicke, weil er ganz in seinen Schmerz versunken und von jener egoistischen Gleichgültigkeit befallen war, welche dem Heimweh eigenthümlich ist, und den Dingen, die nicht ihn selbst oder sein Vaterland betrafen, wenig Aufmerksamkeit schenkte.

Sein Charakter hatte eine düstere Färbung von Sehnsucht angenommen. Wenn er in glücklichern Tagen von England sprach, geschah es immer mit der irländischen Bitterkeit und dem den Unterdrückten natürlichen Haß. Aber diese Bitterkeit und dieser Haß waren gemildert durch die Beschäftigungen jedes Tags, und das Feuer seines Temperaments verrauchte über der Arbeit. Aber in diesen Stunden in London, Stunden gezwungener Unthätigkeit und Leiden ergoß sich sein Groll gegen England in beredte Klagen, deren verzweiflungsvolle Energie Fergus tief zu Herzen ging.

Fergus horchte stillschweigend zu. Manchmal erbleichte er plötzlich, und in seinem sonst so milden Auge entzündete sich ein Blitz, der Mistreß O'Breane zittern machte.

Betsy allein blieb heiter mitten unter dieser Traurigkeit. Jeden Tag rückte sie die Zeit, ihre Arbeiten fortzutragen, um einige Minuten vor. Seit mehreren Wochen schien sie einen Anflug von Koketterie zu bekommen. Ihre schönen Haare rollten sich jetzt anmuthig um ihre Schläfe, und ihr Gewand, sonst so züchtig zugehäkelt, zeigte, vielleicht aus Nachläßigkeit, die weißen Vorboten des jungfräuli ten Busens.

Jeden Abend berieth sie vor ihrem Abgang mehr als ein Mal den kleinen Spiegel, der an der Wand des gemeinschaftlichen Zimmers aufgehängt war.

Einmal kam Fergus nach seinem Tagewerk heim und fand seine Swester nicht zurückgekehrt. Fergus liebte Betsy leidenschaftlich.

Mistreß O'Breane war unruhig. Christian litt mehr als gewöhnlich.

Man wartete. Betsy kam nicht zurück. Betsy sollte nimmer heimkehren.

Dies war eine Nacht der Verzweiflung und der Thränen in dem armen Hause. Mistreß O'Breane erstickte unter Klagen; Christian, dessen Grimm das Fieber erhöhte, ergoß sich in thörichte Ausfälle und klagte England ob dem Verlust ihres Kindes an.

Der Morgen nahte, Betsy war verloren.

Fergus schwieg. Bleich, mit gerunzelter Stirne, kaum athmend, saß er bei Seite.

Als es Tag wurde, umarmte er seine Mutter und drückte seinem Vater die Hand.

„Ich suche Betsy,' sprach er.

Er blieb den ganzen Tag aus. Am Abend kehrte er allein zurück, von Anstrengung erschöpft und konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Man that keine Fragen an ihn. Mistreß O'Breane rang die Hände, die arme Mutter, und sank auf ihre Knie. Christian richtete sich auf. Seit dem vorigen Abend hatte sein Fieber schreckliche Fortschritte gemacht. Auf seinem blassen, eingefallenen Gesicht zeigten sich Spuren des nahen

Todes. „Sie haben mir Alles genommen!" rief er mit hohler, vor Haß wie vor Fieber zitternder Stimme; „Alles, mein Brod und mein Kind!"

„Unser Kind! unser armes Kind!" klagte die trostlose Mutter.

Fergus hatte sich an dieselbe Stelle, wie Tags zuvor gesetzt und beobachtete fortwährend düsteres Stillschweigen.

„Die Sachsen! die Sachsen!" begann Christian wieder; seine Stimme stockte, er gestikulirte wahnsinnig: „Plünderer, Räuber, Mörder!"

Sein Haupt fiel schwer auf das Kissen zurück. Das Bett zitterte von seiner Convulsion. Dann schreckte eine Stimme, die schon aus dem Grabe zu kommen schien, Fergus schmerzlich auf.

„Kind!" rief sie, „Dein Vater stirbt! Deine Schwester ist entehrt! Auf! Krieg gegen England!"

Fergus erhob sich instinktmäßig auf diesen Befehl. Ein tiefes Stillschweigen folgte.

Herzzerreißendes Schluchzen. — Mistreß O'Breane, halb wahnsinnig, suchte Christian's Hände zu erwärmen — er war todt.

Fergus kniete nieder und betete.

Mistreß O'Breane hörte bald auf zu weinen. Eine außerordentliche Ruhe verklärte ihr Gesicht. Sie hob die Decken des Betts und legte sich neben Christian.

Nach einer Stunde fuhr Fergus, der noch immer auf den Knieen lag und sein brennendes Haupt zwischen seinen Händen barg, von Neuem auf.

„Mein vielgeliebtes Kind," sprach Mistreß O'Breane mit so schwacher Stimme, daß sie wie Geisterwehen in sein Ohr drang, „Dein Vater ist todt, Deine Schwester entehrt. Ich gehe, um für Deine Schwester zu beten und wieder zu Deinem Vater zu kommen... Leb' wohl!"

Fergus stieß einen durchdringenden Schrei aus und

sank, von diesem dreifachen Schmerz bewältigt, zusammen.

Hierauf herrschte wieder Stillschweigen, düstere Todtenstille, welche diesmal kein Laut unterbrechen sollte...

20.

Erste Liebe.

Es tagte schon, als Fergus O'Breane von seiner langen Ohnmacht erwachte, um sich allein in dem gemeinsamen Gemache zu finden, das jetzt still war, und in dem sich erst noch drei geliebte Stimmen mischten, allein vor zwei Leichen, allein hier, und nunmehr allein auf der Welt.

Fergus war noch sehr jung und sein Herz hatte eine Liebe, die sich bisher ganz auf die frommen Gefühle für die Familie beschränkte. Ein unermeßlicher Schmerz beklemmte sein Herz, das einen Augenblick sich unter diesem furchtbaren Stoße beugte.

Aber Fergus besaß in sich eine Energie, die er bisher noch nicht kannte, weil er noch keine Gelegenheit, sie zu entwickeln hatte, eine unbändige, beinah übermenschliche Stärke, eine Schnellkraft, deren verborgene Springfeder gegen diesen ersten und furchtbaren Angriff des Schicksals sich sperrte. Er war erstaunt, sich diesem schmerzlichen Unglück gegenüber muthig zu finden, und machte sich beinahe Vorwürfe über die auffallende Ruhe, welche er während dieser Scene höchster Betrübniß bewahrte.

Er kniete nieder und wollte beten; aber eine mystische Stimme raunte ihm die letzten Worte seines sterbenden Vaters ins Ohr:

„Auf! und Krieg wider England!“

Er sprang auf. Die anmuthige Linie seiner Augbrauen zog sich gewaltsam zusammen; eine Purpurwolke schwebte über sein blasses, schönes Gesicht, und sein Auge schoß einen feurigen Blitz.

Das war nicht der flüchtige Groll eines Kindes: es war der Haß eines Mannes; und in dieser armen Kammer des ärmsten Quartiers in London zog sich eine Wolke zusammen, welche die Vorläuferin eines Sturmes war, der die drei Königreiche erschüttern sollte.

Fergus nahte sich mit festem Schritt dem Bette und machte langsam von der Stirn bis zur Brust und von einer Schulter zur andern das heilige Zeichen des katholischen Gebets.

„Mein Vater!“ sprach er leise mit erhobenem Haupt und ausgestreckter Rechten: „ich schwöre, Dir zu gehorchen!“

Er tauchte seine Finger in den Weihkessel, der hinter dem Bette hing und schloß die noch geöffneten Augenlieder Christian O'Breane's. Mistreß O'Breane schien einen glücklichen und friedlichen Schlaf zu schlummern. Fergus küßte sie auf die Stirn und ging hinaus, um einen Priester zu holen.

Solche Tage zählen für ganze Wochen in dem Leben eines Menschen. Als Fergus sich wieder allein befand, nachdem er seinen Vater und seine Mutter fromm zu ihrer letzten Freistätte begleitet hatte, fühlte er die jugendliche Hitze des Jünglingsalters in sich erloschen oder unterdrückt. An ihre Stelle trat im Grunde seines Herzens ein ernstes, mächtiges Feuer, das nur nach einem Ziele ging: Gehorsam gegen den letzten Willen seines Vaters!

Sogleich begann für ihn ein Leben unausgesetzter Thätigkeit. Er, noch Kind, ging Leib gegen Leib an das Riesenhafte, wo nicht Unmögliche.

Er studirte mit beharrlichem Eifer das komplizirte

Räderwerk der brittischen Verfassung. Er secirte den Koloß, um besser zu sehen, wo sein Herz war, er rüttelte an jeder Muskel, verglich die tausend Arterien, welche ihm das Leben zuführen, erkannte die schwachen Punkte; maß die schon blutenden Wunden, welche bereits hie und da auf seinem Körper klafften, und weihte sich, durch die bloße Energie seines Willens, ganz in die hohe Politik ein, welche oft die geübte Intelligenz der tüchtigsten Staatsmänner blendet.

Gleichwohl beobachtete er Stillschweigen. Kein Pamphlet kam aus seiner Feder. Was wollte er mit seiner Wissenschaft anfangen?

Er, der nunmehr die verwundbaren Theile so vollkommen kannte, wurde nicht versucht, loszuschlagen, und gleichwohl tönte die Stimme seines sterbenden Vaters noch immer in seinem Ohr, und in der Einsamkeit seiner Nächte beschäftigten sein Wachen wie seine Träume die Worte: Krieg wider England!

In dieser Zeit konnte man ihn sehr oft nachdenklich und mit gesenktem Haupt durch die Schlangengänge des Saint-James Park irren sehen. Die Ladies blieben stehen, um diesen jungen Menschen von beinah mythologischer Schönheit zu betrachten, dessen langsamer, graziöser Gang mit dem steifen Schritt der gezwungenen Haltung der Stutzer auf der Promenade auffallend kontrastirte. Sie bewunderten die schöne Fülle seiner Carnation, seine feinen Züge, denen man eine beinahe weibliche Milde hätte vorwerfen können, wenn nicht der Adlersbogen seiner stolzen Augbrauen seiner Physiognomie ein ganz besonderes Gepräge stolzer Männlichkeit gegeben hätte.

Niemand kannte seinen Namen. In London, dem Lande des Positiven, treiben die Frauen Nichts desto weniger die Manie für das Seltsame und Geheimnißvolle sehr weit. Der schöne Unbekannte, traurig, einsam, in vollem Trauerkleid, erregte bald ein romantisches Interesse. Mehr als eine edle Dame folgte

ihm mit dem Auge, während er sich in die Irrgewinde der Alleen verlor, und manchmal sah man aus dem Hintergrunde eines prachtvollen Wagens einen weißen Kopfputz sich sanft verneigen.

Aber Fergus ging vorüber, ohne zu sehen und immer allein mit sich selbst inmitten der glänzenden Menge; ein Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller, bemerkte er Niemand.

Auch die Gentlemen ließen sich herab, von dem Bollwerk ihrer Kravatten aus sich ein Wenig mit dem jungen Irländer zu beschäftigen. Man hatte ihn häufig an das Gitter gelehnt, in seine Gedanken vertieft, auf den königlichen Palast von St. James lange, unerklärliche Blicke heften sehen. Warum betrachtete der schwarz gekleidete junge Mann, den Niemand kannte, der Niemand kannte, so angelegentlich den Palast von St. James?

Auf den König, auf die Minister zu schießen, ist in London ein den Verrückten so gewöhnlicher Einfall, daß der nüchterne, raisonnirende Theil der Gentlemen, die gewöhnlich den Park besuchten, nichts Anderes denken konnte, als daß der schwarz gekleidete Fremde — ein offenbar erschwerender Umstand — den günstigen Augenblick erspähte, Sr. Majestät dem König Georg nahe zu kommen.

Diese Gentlemen hatten über das Ziel geschossen, es war nicht Se. Majestät der König Georg, den der junge Unbekannte tödten wollte...

Fergus schenkte ihnen jedoch nicht mehr Aufmerksamkeit, als den Ladies, seine Reflexion war so tief, die Anstrengung seiner Geistesarbeit so groß, daß seine Augen beinahe die Sehkraft verloren.

Einmal jedoch wurde er schnell aus seinen tiefen Gedanken gerissen. Es war in dem grünen Park. Beim Einlenken in eine Allee drang ein durchdringender Ruf in Fergus Ohr.

Der Ruf kam von einer ihm wohlbekannten, sanf-

ten und sehr theuern Stimme. Er wandte sich lebhaft um; ein Wagen mit einem Wappenschild fuhr still über den Sand der Allee, aus der Thür neigte sich ein anmuthiger Frauenkopf und lächelte.

Fergus erbleichte und wurde beinahe ohnmächtig. Dann rief eine stürmische Aufwallung von Leidenschaft heftig das Blut in seine Wangen. Er wollte dem Wagen nachrennen, denn er hatte Betsy in der üppig geputzten Dame erkannt, und neben ihr mußte ihr Räuber sitzen. Aber er machte nur einen Schritt und schlug dann seinen Weg nach der entgegengesetzten Richtung ein. Die instinktmäßige Rachsucht, welche ihn Anfangs gegen Betsy's Verführer trieb, ging unter in der Reflexion. Seine Rolle war, nicht auf gewöhnliche Weise einen Schimpf zu züchtigen, indem er den Frevler mit seiner Person zahlen ließ. Er war schon so weit in dieser Rolle, daß er in seinem Herzen keinen Haß mehr gegen den Mann fand, der seine Schwester entführt hatte, keinen persönlichen Haß, wohlverstanden. Diese Mißhandlung verschmolz mit seinen andern Beschwerden. Der Schuldige wurde ein unzertrennbarer Bruchtheil des Feindes, den er sich und den ihm sein Vater bezeichnet hatte. Ein Gedanke kann im Ganzen extravagant sein und sich doch in seinem Getheil wundervoll durchraisonniren lassen. Auf der andern Seite gibt es keine extravagante Idee, außer in der Mathematik. Der Erfolg bringt Logik in Alles.

Oft sah man einen König eine Schäferin heirathen. Sixtus der Fünfte trieb ein armes Handwerk, ehe er den päpstlichen Thron bestieg, und der große Kaiser der Franzosen wurde so entfernt von dem Thron geboren, daß die Hoffnung, seinem glorreichen Beispiel nachzuahmen, in allen Ländern für eine ächte und gerechte Extravaganz gehalten würde. Wir glauben, daß außer der Quadratur des Zirkels und der Goldmacherkunst Nichts unter der Sonne als Extravaganz erscheinen

darf. Dieß angenommen, nehme sich Jeder in Acht, Fergus O'Breane und sein Trauerkleid zu bemitleiden.

Allerdings stand nach allem Anschein das Werk, zu dem er sich anschickte, außer allem Verhältniß zu seinen Kräften; aber welches Verhältniß findet statt zwischen der großen Eiche, die entwurzelt auf dem Boden liegt und dem mikroskopischen Insekt, dessen Zahn durch beharrliches Nagen die Basis des Kolosses unterminirt hat.

Fergus wollte, er hoffte auch, da jeder Wille ein Hoffen voraussetzt, aber er sah die Dinge nicht durch das Prisma jugendlicher Täuschungen. Der Koloß, vor dem er stand, schien ihm schwer, unerschütterlich in den Boden verrannt. Wenn er einem solchen Hinderniß gegenüber aushielt, geschah es bloß, weil er eine hohe Meinung von sich und großen Muth hatte.

Aber er beeilte sich nicht, seine Beharrlichkeit war ein drohendes Vorzeichen.

Für diejenigen, welche so zu warten wissen, gruppiren sich die Ereignisse und führen auf ungewohnten Wegen zum Ziele. Zurückgehen ist bei ihnen oft Vorrücken, wenigstens Posto fassen, um einen bessern Anlauf nehmen und einen größern Sprung machen zu können.

Das neue Leben des Fergus hätte selbst dem Scharfblick des feinsten Beobachters kein politisches Symptom geboten. Keine Spur seines Gedankens transpirirte. Sein Leben floß dahin, wie bei allen jungen Leuten seines Alters, die von ihrer Arbeit leben; es hat, wie alle andern, ihre Liebesperiode und wird Roman. Nur war dieser Roman das erste Kapitel einer ernsthaften Geschichte.

Seit einem Jahre war Fergus O'Breane Waise. Jede Woche ging er gegen Abend, um zu beten, in die katholische Kapelle von Belton, wo sein Vater und seine Mutter die letzten Segnungen der Kirche empfangen hatten. Fergus war ein eifriger Christ. Er fand Trost

in der genauen Erfüllung der frommen Pflichten, deren Ausübung die römische Gemeinde den Ihrigen anempfiehlt, inmitten dieser protestantischen Stadt, wo Spaltungen sich in's Unendliche vervielfältigen, und wo der Cultus in einem Chaos von buntnamigen Sekten eine steife, eisige Einfachheit affektirt.

Fergus hatte noch nie geliebt. Nichts ließ in ihm noch das sinnliche, bis zum Uebermaß entzündbare Element, jenes plötzliche Fortreißen, das auf den ersten Wurf die äußersten Gränzen der exaltirtesten Leidenschaft erreicht, jene feine, aber vergeßliche Empfindsamkeit, jene Zartheit des Herzens neben allem Unbestand vermuthen, der ihn zu einem überall so gefährlichen Mann machte, dem mehr Opfer als je dem Don Juan fallen sollten.

Bis jetzt waren seine Sitten streng wie sein Gedanke gewesen. Kind bis zum Tode seines Vaters, hatte er alle Stunden dem Tagewerk gewidmet, das er sich vorgezeichnet hatte. Je weiter er sich ins Handeln einstudirte, desto mehr ward ihm sein Haß zur andern Natur, der Instinkt ward Ueberlegung. Er wollte sich nicht mehr blos rächen, um seinem Vater zu gehorchen: sein Studium hatte ihm die unzähligen Beschwerden Irlands aufgedeckt und sein Streit stieg, bis er zur Nationalsache wurde.

Unter seinen ernsten Beschäftigungen blieb für die Liebe kein Platz. Fergus vergaß die unbestimmten Liebeshauche, die seine Träume während der letzten Monate von seines Vaters Leben verschönerten. Das Unglück und die Rache erstickten im Keim bei ihm den fieberhaften Drang des Jünglings, der nächstdem als Mann erwacht.

An einem Frühlingsabend bei seinem Austritt aus der Kapelle von Belton wandte er sich um die Ecke von Short Gardens, als ein Kabriolet von antiker Form, mit einem starken Arbeitsgaul bespannt, heftig an das Trottoir anfuhr und eines seiner Räder verlor. Das

erschrockene Pferd hielt einen Augenblick, dann wollte es von Neuem davoneilen.

Ein weiblicher Ruf drang aus dem halb umgestürzten Kabriolet.

Fergus hatte den Hülferuf nicht gehört. Seine erste Bewegung war, nach dem Kopfe des Pferdes zu springen, das unter dem Griffe seiner kräftigen Hand plötzlich stille stand. Fergus, der seine Kräfte so wenig als sein Herz kannte, hatte unter der Grazie seiner eleganten Formen die Stärke eines Athleten.

Im Augenblicke, wo das Pferd seine Häcksen bog, und das Gebiß mit seinem blutigen Schaume röthete, sprang ein Mann auf das Trottoir und streckte die Arme in das Kabriolet.

„Fürchte Dich nicht, Mary," rief er. „Komm, komm schnell, liebe Schwester, denn dieses Kind wird das Pferd nicht lange halten können."

Diejenige, welche er Mary nannte, antwortete nicht. Das Pferd, als hätte es die Verachtung begriffen, mit der sein Herr von dem Kinde sprach, das ihn hielt, richtete sich wieder auf und suchte vorwärts zu springen. Aber Fergus Hand schien von Eisen und das gebändigte Thier senkte den Kopf und rührte sich nicht mehr.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür des Hauses, das die Ecke von Short Gardens bildete, und ein Groom trat heraus, der die Stelle von Fergus übernahm.

Dieser brachte ruhig seine Kleidung wieder in Ordnung und ging seiner Wege.

„Auf Ehre, mein junger Herr!" rief der Besitzer des Kabriolets, „das heißt nicht recht gehandelt! Sie sehen, daß ich durch meine arme Mary, die, wie ich glaube, in Ohnmacht liegt, behindert bin, und Ihnen nicht nahen kann, um Ihnen zu danken... und doch haben Sie ihr bei alledem das Leben gerettet, und ich wollte..."

„Ich enthebe Sie Ihres Dankes, Sir,“ antwortete Fergus von ferne.

„Oh! oh! stehen wir so?... Schon recht, so seid Ihr Engländer! Ich sage Nichts weiter... nur hätte ich gerne dem Manne, der meine Mary gerettet, die Hand gedrückt... das ist Alles.“

Es lag in diesen Worten zweierlei, das Fergus zu Herzen ging. Für's Erste eine offene Herzlichkeit, der sich nicht leicht widerstehen ließ; zweitens ein stark schottischer Accent. Fergus hätte die Hand eines Engländers nicht berühren wollen.

Er kam zurück und lächelte zum ersten Male seit dem Tode seines Vaters, als der Besitzer des Kabriolets ihn mit offenen Armen empfing und mit Wärme umarmte.

„Verzeihung, Gentleman, Verzeihung!“ begann der Schotte. „Sie sind ein wackeres Herz, und ich liebe meine Mary so innig... Während ich Sie so halte, will ich sterben, wenn wir uns trennen, ehe wir ein Glas Franzwein trinken, auf wessen Gesundheit Sie wollen. Helfen Sie mir meine Schwester da fortbringen, ich bitte Sie.“

Der Schotte hatte die Decke des Kabriolets zurückgeschlagen und die Gestalt eines Mädchens, das an eine der Seiten des Gefährts gesunken war, gegen sich hergezogen. Fergus konnte mit gutem Gewissen einige Nachhülfe nicht versagen. Die wankenden Schritte Mary's, die wieder zu sich gekommen war, aber noch nicht gehen konnte, unterstützend, trat er nach seines Vaters Tod zum ersten Mal unter ein fremdes Dach.

Das Mädchen wurde auf einen Sopha in dem Parlour gelegt. Der Schotte küßte sie zärtlich auf die Stirn, und drückte, an Fergus sich wendend, ihm die Hand.

„Mein Herr,“ sprach er, „wir Jungen vom Teviot-Dale machen nicht viel Umstände. Ich bin der Sohn des Pachters von Leed, zwischen Annan und Loch-

maben und heiße Angus Mac-Farlane; schlagen Sie ein, und wenn Sie heute, morgen oder später einen Freund nöthig haben..."

„Mein Herr," unterbrach ihn Fergus, dessen Zurückhaltung nicht auf den ersten Schlag gefallen war, „das, was ich gethan habe, scheint mir nicht zu verdienen..."

„Oh! oh!" rief Mac-Farlane, „die Komplimente taugen nichts, Sir... und dann kennen Sie Toby nicht... Toby, das heißt mein Pferd... ich kenne Niemand, der im Stande wäre, diesen Teufel von Toby so in vollem Laufe aufzuhalten... Dunkan, bring Wein und Gläser... und ruf Mac-Nab herab... Nein, nein, Sir, Sie müssen nicht glauben, daß Sie da was Leichtes gethan haben. Ich bin doch auch kein Weib, und wollte nicht dafür stehen, daß ich wie Sie die Häcksen Toby's gebogen hätte."

Angus Mac-Farlane glich nicht sehr dem Bilde, das wir im Verlaufe dieser Erzählung von ihm gegeben haben. Er war ein hübscher Junge von etwa dreißig Jahren, mit kühner Miene, frei und freudig. In seltenen Zwischenräumen nur umwölkte sich ohne Veranlassung seine Stirn, was ein verrätherisches Symptom jenes Kopffiebers war, welches das schottische Gehirn exaltirt, und mit grausamen Visionen füllt, aber es war nur ein fernes Anzeichen, das auch ganz Anderes andeuten konnte. Gewiß, in dieser Zeit bescheidener Ruhe hätte kein Arzt, so hellsehend er auch sein mochte, die seltsame Krankheit geahnt, welche schon den Verstand des Angus Mac-Farlane bedrohte.

Er ließ seinen Schwager Mac-Nab, der seit einigen Wochen mit ihm in London wohnte, rufen, um seinen Gast zu ehren. Herr Mac-Nab hatte Angus Schwester geheirathet. Wir wissen aus dem eigenen Munde seines Sohnes Stephen die Einzelheiten seines tragischen Endes in demselben Zimmer von Randal Graham's Haus, wo die unglückliche Harriet Perceval

später entführt werden sollte. Er war ein Mann von intelligenter, kalter Physiognomie. Herr Mac=Nab konnte von gleichem Alter mit seinem Schwager sein. Seine Manieren stachen gegen das ungebundene Benehmen und die fröhliche Ungenirtheit des Angus ab. Die öffentliche Stimme legte ihm, außer andern Verdiensten, einen hohen Grad von Freimuth und Rechtlichkeit bei; aber dieser Freimuth war nicht mittheilsam und gab sich nicht dem nächsten Besten hin. Er fungirte als Advokat an dem Gerichtshof in Glascow.

Von Mary Mac=Farlane, deren Bildniß wir bereits aus dem Laird's Zimmer kennen, brauchen wir keine weitere Schilderung zu geben. Mary war das Original von jenem wunderbar getroffenen Bild, nur noch etwas hübscher, milder, lächelnder, als ihr Abbild. Sie war fast sechszehn Jahre alt.

Fergus war beinahe eine Viertelstunde da, ohne sie zu bemerken. Herr Mac=Nab war in das Zimmer getreten, und hatte auf Angus Erzählung dem jungen Fremdling höflichen Dank gesagt. Alles schien beendigt; die höfliche Kälte Mac=Nab's hielt der warmen Herzlichkeit Mac=Farlane's das Gegengewicht, und Fergus, wieder von seiner fixen Idee ergriffen, beeilte sich, dieser unnützen Zerstreuung ein Ende zu machen.

Er wollte Abschied nehmen, nachdem er dem Toast des Angus, der noch nicht abzubrechen wünschte, aus Gefälligkeit Bescheid gethan hatte, als Mary den Sopha, auf den sie ihr Bruder niedergelegt hatte, verließ und in die Mitte des Zimmers vortrat. Fergus blieb stehen, als ob er auf den Boden festgebannt wäre. Mary ergriff ein Glas von der Platte und goß einige Tropfen Weines darein.

„Sie müssen auch mir Bescheid thun," sprach sie sanft; „ich trinke auf die Gesundheit derer, die Sie lieben."

Fergus erbleichte und wäre umgesunken, wenn ihn nicht Mac=Farlane gehalten hätte.

„Mylady! Mylady!" murmelte er mit einer Stimme, die bei dem plötzlich wiedererweckten Schmerze zitterte, „diejenigen, welche ich liebte, sind todt... ich werde nicht mehr lieben... das heißt... ich weiß nicht... vielleicht... Ich trinke auf Ihre Gesundheit, Mylady!"

Er hatte auf der Platte ein Glas ergriffen, das er in sichtbarer Verwirrung mit einem Zuge leerte. Das Blut war ihm in die Wangen gestiegen. Seine Augen senkten sich, als ob ein Bleigewicht auf seinen Augenliedern lastete. Sein Athem stockte.

Herr Mac-Nab runzelte die Stirn. Mary erröthete tief und blieb gleichfalls mit gesenkten Augen vor Fergus stehen.

Mac-Farlane brach in ein Lachen aus.

„Gut! gut!" sprach er; „ich habe nie einen hübschern Jungen gesehen, als Sie, Herr O'Breane... Du, mein Gott, Mac-Nab, ich wünschte, Du hättest gesehen, wie er dem Toby den Kopf bog, als ob es ein Hochländer Klepper wäre... Ich hoffe, Herr O'Breane, daß wir uns öfter sehen."

Fergus erhob seine Augen zu Mary, antwortete ein kaum verständliches Ja und zog sich eilig zurück.

Sehr oft seit einem Jahre vergingen seine Nächte, ohne daß der Schlaf seine beständige Geistesarbeit schloß. Diese Nacht schlief er nicht, aber nicht seine gewohnten Gedanken füllten dieß Mal die Leere seiner Schlaflosigkeit.

Fergus liebte. Einen Augenblick, einen einzigen Augenblick sperrte er sich gegen dieses unbekannte Gefühl, das sich seines Geistes und Herzes zumal bemächtigte. Aber es war ihm nicht gegeben, so stark er auch gegen andere Angriffe war, die Liebe zu bekämpfen. Die erste Bewegung des Widerstandes war die instinktmäßige Protestation seines einen Augenblick vergessenen Hasses. Dann verstummte die Rache. Der Kampf endigte, und Fergus stürzte sich mit gänzlicher Hingebung und thörichter Freudigkeit in diese erste Liebesekstase.

Diese Nacht war gleichsam eine Offenbarung seines künftigen Lebens, getheilt zwischen herkulische Arbeiten und sinnliche Ergötzungen. Er begriff mit einem Mal jene beiden leidenschaftlichen Träume, jenes feurige Verlangen, jenen siegreichen Willen, zu besitzen, die so viel weichliche Genüsse als Zwischenspiel für seine Kämpfe bringen sollten. Ein einziger Blick hatte seine Sinnen und sein Herz entzündet. Zwischen dieser Nacht und dem Vorabend lag ein Abgrund.

Und doch, trotz dieser Flamme der Leidenschaft, wie poetisch, wie rein war diese erste Liebe! Fergus gab sich ganz, ohne Rückhalt, ohne Nebenabsicht hin. Es war eine Huldigung, eine Anbetung.

Aber Fergus sollte so immer lieben. Sein Herz, von Natur unbeständig, hielt aus gegen die vertrocknenden Uebersättigungen, die das Angebinde der Unbeständigkeit sind. Er sollte jung bleiben, obgleich er schnell und viel lebte; er sollte ungestraft die Schätze seiner reichen Natur vergeuden.

Oh! das war eine schöne Nacht, und Fergus war sie unvergeßlich. So voll von heftigen, und trotz ihrer kurzen Dauer, wahrhaften Leidenschaften, sein Leben auch später sein mochte, dieß war seine erste Liebe. Ihre Spur sollte in seinem Herzen zurückbleiben, wie der Geruch einer Flüssigkeit, die zuerst in ein neues Gefäß gegossen wird, in den Poren desselben sich festsetzt.

Fergus brachte zwölf Stunden in seinen wonnevollen Träumereien zu.

Gleich am nächsten Morgen besuchte ihn Angus Mac-Farlane. Es gibt Sympathien in dem Leben: Mac-Farlane wäre trotz dem Fergus der Freund des Fergus gewesen.

Aber dieser Letztere hütete sich wohl, die kostbare Freundschaft von Mary's Bruder zurückzustoßen. Ihre Freundschaft wurde, Dank diesem mächtigen Bande, bald vertraut. Die Liebe hielt gleichen Schritt. Mary, ein naives, einfaches Mädchen, konnte dem schönen Fergus,

dem die Verführungskunst gleichsam angeboren war, nicht lange widerstehen. Ohne Rückhalt, liebte sie, wie sie geliebt wurde.

Nur sollte sie länger lieben.

Mac-Farlane's Haus wurde bald das des Fergus. Fergus erfuhr alle Geheimnisse des ehrlichen Schotten und die Motive seines Aufenthalts in London. Von allen seinen Geheimnissen theilte ihm dagegen Fergus nur seine Liebe mit.

Mehrere Wochen vergingen so. Mac-Nab behielt, O'Breane gegenüber, seine ceremoniöse und kalte Höflichkeit bei; aber Mac-Nab war nicht Herr des Hauses.

Außer Fergus hatte nur noch ein einziger Fremder Zutritt und somit Gelegenheit, Miß Mac-Farlane häufig zu sehen. Dieß war ein junger Edelmann, Godfrey von Lancester, der den Tod seines alten Vaters erwartete, um Graf von White Manor zu werden.

21.

Ein englisches Duell.

Angus Mac-Farlane und sein Schwager Mac-Nab waren in London, um einen jener verwickelten Prozesse zu betreiben, den die sprichwörtliche Dunkelheit der englischen Gesetze unaufhörlich herbeiführt, und die ein Gerichtshof nach dem vielfachen und verschiedenartigen Gewicht der Billigkeit, des Zufalls, dann der Gunst und der Empfehlung wohl oder übel aburtheilt.

Wir sind keineswegs gemeint, die englische Justiz der Käuflichkeit anzuklagen; gleichwohl muß man anerkennen, daß in London das Geld fast alle Prozesse ge-

winnt. Daß das Geld nicht unmittelbar in die Taschen der Richter wandert, kann man nicht läugnen, ist aber am Ende von keinem Belang. Das Uebel ist, daß ein Armer ohne Beschützer die augenfälligsten Rechte nicht geltend machen kann. Notorisch ist es, daß eine gewisse Summe Pfund Sterlinge, geschickt verwendet, in London einen richterlichen Spruch über die gewöhnliche Dauer eines Menschenlebens verlängern ka n. Das Recht ist hier das Geringste. Wer gibt sich damit ab? Die Form herrscht unter ein em Perückenstock von Beamten und präsidirt bei allen Rechtshändeln. Der Gegenstand wird Detail und von einem Luxus bizarrer Formalitäten absorbirt, deren geringste die Börse eines dürftigen Betheiligten erschöpfen würde.

Und dann bekommen, es ist unglaublich, abgeschmackt, empörend, die Urtheile und Rechtssprüche Gesetzeskraft. Jede obrigkeitliche Person prozedirt reglementarisch. Unsere Jurisprudenz ist nicht, wie sonst überall, ein ehrwürdiges Repertorium, wo der Richter sich Raths erholt, eine achtungswerthe Führerin, deren Entscheidungen ein großes Gewicht in die Wagschale legen, aber, streng genommen, bestritten, modifizirt, verworfen werden können. Unsere Rechtspflege ist eine Sammlung besonderer, durchaus bei allen ihren unzähligen Widersprüchen verpflichtender Gesetze. Das pro und contra wird gebieterisch verordnet und verboten. Alles findet sich hier, das Unbestreitbare, wie das Extravagante, und in diesem Labyrinth irrt das Gewissen des Richters unentschlossen umher, während sein Geist unentschieden einen Rechtsspruch erlückert, der seinerseits auch wieder Gesetz wird und die unverdaute Masse unsers Gesetzchaos um eines vermehrt.

Noch lange wird es anstehen, bis eminente Geister sich mit dem Gedanken befreunden, einmal diesen Augiasstall zu misten. Lord Brougham hat über diesen Gegenstand schon oft beredte und gewichtige Worte gesprochen, aber wir wollen wetten, daß noch vorher das

Ende der Welt kommt, als unser famoser Nationalkoder konstituirt sein wird.

Beim geringsten Versuche würden Advokaten, Solicitors, Thürsteher, Kanzellisten und Stabträger einen Aufstand erregen. Die schwarzen Gewänder und die gepuderten Perücken würden auf die Straße kommen und die achtbare Korporation der Sachwalter London an vier Ecken in Brand stecken.

Es handelte sich in dem Prozesse Angus Mac-Farlane's oder vielmehr seines Vaters, Pächters von Leed, um eine weite Strecke Landes, deren Eigenthum ihm von einem der Friedensrichter in der County Dumfries bestritten wurde. Das war ein schlimmer Umstand: ein Friedensrichter!

Herr Mac-Farlane, dessen Familie diese Ländereien, die beinahe ihr ganzes Vermögen ausmachten, immer besessen hatte, war keineswegs gesonnen, ohne Kampf sich besiegt zu geben. Der Friedensrichter war reich und hatte viele Verbindungen, und Angus und Mac-Nab wurden nach London gesandt, um die Interessen der Familie zu wahren.

Angus wußte nichts Anderes zu thun, als sich dem Richter zu präsentiren und seine Ansprüche auseinander zu setzen; aber Mac-Nab, Advokat und vertraut mit den Schlangenwegen schottischer Chikane (denn wir müssen gestehen, daß in Hinsicht der Verschmitztheit und der Hinterlist die Lawyers in London vor denen von Glascow und Edinburg zurückstehen müssen), Mac-Nab wollte sich eine Protektion verschaffen, um mit gleicheren Kräften in den Kampf zu gehen. Alte Familienverbindungen öffneten ihm Zutritt in dem Hause des alten Grafen von White Manor, der ein würdiger alter Herr war. Mac-Nab weihte ihn einiger Maßen in seine Angelegenheit ein, und der Graf nahm ihn unter seine hohe Protektion.

Zum Danke dafür nahm man die Ehre an, sich

von Zeit zu Zeit von dem ältesten Sohne Sr. Lordschaft besuchen zu lassen.

Godfrey von Lancester präsentirte sich so unter den Auspizien des Herrn Mac-Nab. Angus sah ihn nicht mit ganz günstigen Augen an und Mary hatte einen instinktmäßigen Abscheu vor ihm.

Der ehrenwerthe Godfrey war jetzt dreißig oder fünf und dreißig Jahre alt. Sein Gesicht, ziemlich schön, aber geröthet vom Genuß starker Getränke sowohl, als von der Wirkung eines übermäßig sanguinischen Temperaments, zeigte die unterscheidenden Charaktere des sächsischen Typus, die sich durch eine fast thierische Energie zu erkennen gaben. Der Egoismus stand mit großen Ziffern auf seinem scharlachnen Gesicht geschrieben, und unter der Hülle des Phlegmas, das ohne Ausnahme auf allen brittischen Gesichtern liegt, stach ein Zug von Gewaltthätigkeit hervor.

Angus glaubte, der ehrenwerthe Godfrey sei in seine Schwester Mary verliebt. Mac-Nab behauptete das Gegentheil.

Fergus genoß die Freundschaft des Angus und Mary's Liebe.

Die Sachen konnten nicht lange so bleiben, ohne daß man vom Heirathen sprach.

Sobald Mac-Nab von den Ansprüchen des jungen Irländers Kenntniß erhielt, widersetzte er sich mit aller Macht; aber Mary schlang weinend ihre hübschen Arme um den Hals ihres Bruders, welcher schwur, daß die Heirath zu Stand kommen müßte.

Fergus und Mary wurden verlobt.

Es bestand zwischen Fergus und dem ehrenwerthen Godfrey von Lancester eine natürliche Antipathie, die bei dem Ersteren ein verächtliches Stillschweigen, bei dem Edelmann sich durch ausfordernde und kaum verholene Blicke des Hasses zu erkennen gab. Sie trafen sich oft in Angus Haus, aber O'Breane hatte die Gewohnheit angenommen, den Platz zu räumen und sich,

sobald der Erbe des Lord's erschien, zurückzuziehen. Dadurch war bisher ein Ausbruch der Feindseligkeiten vermieden worden.

Am Morgen des Tages, an dem die Heirath beschlossen worden war, wollte die Familie Mac-Farlane nach Schottland, wohin sie für den Augenblick die Führung des Prozesses rief, abreisen, und Fergus war allein in dem Parlour, wo er Mac-Farlane erwartete. Ehe er ankam, wurde der ehrenwerthe Godfrey von Lancester eingeführt, dessen aufgeregtes Gesicht den Ausbruch einer heftigen Leidenschaft verkündete. Fergus nahm nach seiner Gewohnheit den Hut und ging stillschweigend auf die Thüre zu.

„Goddam!“ murmelte Godfrey brutal, „dieser Lümmel ist wenigstens so gescheit, daß er selbst die Thüre sucht.“

Fergus blieb stehen und sah Herrn von Lancester in's Gesicht. Dieser warf sich auf den Divan und kreuzte mit erkünstelter Gleichgültigkeit die Beine.

„Ich glaube, Sie sprechen von mir, Sir?“ fragte Fergus.

„Das könnte wohl sein, bei Gott! junger Mensch,“ erwiderte Godfrey.

Fergus erröthete, verlor aber nicht seine Ruhe.

„Mein Herr,“ fuhr er fort, „auf die Art, wie diese Unterhaltung anfängt, wäre es, scheint es mir, besser, wir setzten sie draußen fort.“

Godfrey zuckte die Achseln und rührte sich nicht.

„Denn ich vermuthe,“ fuhr Fergus fort, „und hoffe, daß sich keine Feigheit hinter Ihrer Insolenz versteckt.“

„Gehen Sie!“ sprach Lancester, der sich lächelnd erhob, „ich folge Ihnen.“

Fergus trat zuerst hinaus und Herr von Lancester folgte ihm, indem er eilig seinen Rock zuknöpfte.

Als sie auf der Straße waren, wollte Fergus das Wort nehmen.

„Weiter,“ sprach Herr Lancester, der um die Ecke

von Short Gardens bog und in die Belton-Street einlenkte.

Fergus folgte ihm. Godfrey verließ das Trottoir und stellte sich mitten in der Straße auf. Er war zu dieser Zeit noch ein sehr starker Mann, und die Stellung, die er einnahm, wohl bekannt in England, wo der Faustkampf eine ebenso volksthümliche als aristokratische Wissenschaft ist, ließ die kräftigen Verhältnisse seines Torso noch vortheilhafter hervortreten.

Auf der Straße waren nur wenige geschäftvolle Leute, welche mit den Händen in ihren Taschen und mit vorwärts gerichteten Augen auf dem Trottoir hingingen, wie Leute, die gewohnt sind, im Publikum zu erscheinen und nicht jeden Augenblick zwanzig Püffe bekommen wollen.

„Nun, Sir," sprach Godfrey mit ausforderndem Tone, „wenn Sie belieben, Ihre Unterhaltung fortzusetzen, so stehe ich zu Ihren Befehlen."

„Es beliebt mir, Sir," versetzte Fergus, vortretend, „Sie zu fragen, was Sie zu Ihrer brutalen Insolenz berechtigte?"

„Es sei, junger Mensch, ich will Ihnen Rechenschaft geben ... und ich sollte mich bei Gott sehr täuschen, wenn es Ihnen einfiele, mich je zum zweiten Mal zu fragen ... nehmen wir's der Ordnung nach: für's Erste, lieben Sie Miß Mac-Farlane und das konvenirt mir nicht ... für's Zweite glaube ich, daß Miß Mac-Farlane Sie liebt, ... für's Dritte und Letzte, hat man mir gesagt, daß Sie sie heirathen werden."

„Das ist wahr," antwortete Fergus.

„Nein! ... vorher noch brech' ich Ihnen die Rippen ein ..."

„Sir, Sir!" rief O'Breane, dessen Kopf heiß wurde, „meine Geduld ermüdet, und ich will machen, daß Sie's reut ..."

Er konnte nicht aussprechen, weil ein Faustschlag

des Edelmanns ihn auf die volle Brust traf und ihn gewaltsam zu Boden warf.

Der ehrenwerthe Godfrey von Lancester war der beste Zögling des famösen Holmes von Covent Garden, der während eines Vierteljahrhunderts im Ring in London das Zepter führte, und dessen Porträt sich noch in allen public houses. wo sich Boxer versammeln, zu sehen ist. Godfrey setzte sich sogleich wieder in Bereitschaft und lächelte mit Zufriedenheit.

Die Vorübergehenden blieben auf beiden Seiten der Straße auf dem Trottoir stehen. Ein Boxing in dem Koth ist ein Glück, das nur selten kommt und dessen Reiz die Cockneys immer höher schätzen. Hier war der Eingang viel versprechend.

Außer sich vor Wuth erhob sich Fergus. Ohne seinen Angriff zu berechnen oder mehr Vorsicht zu gebrauchen, stürzte er von Neuem auf ihn los. Godfrey's Arm, zur Höhe des Auges emporgehoben, manövrirte. Zum zweiten Male stürzte Fergus auf das Pflaster, wo er einige Augenblicke unbeweglich und wie vernichtet liegen blieb.

Es versteht sich von selbst, daß Niemand sich rührte, um ihm zu helfen. Nur ein paar Zwischengespräche ließen sich auf dem Trottoir von Seite der Zuschauer hören, deren Zahl sich vermehrte und bereits in die Straße herabdrückte.

„Guten Tag, Herr Hobson ... wie geht's? ... Das ist ein wackrer junger Bursche da, den man im besten Zuge ist, das Licht auszublasen ... wie geht's Ihrer Lady?"

„Gott grüß Sie, Herr Sinclair ... der Streich war gut ... dem jungen Menschen muß es gewaltig vor den Augen gefeuert haben! ..."

„So viel ist gewiß, daß er genug hat ... sehen Sie, er muckst sich nicht mehr."

Einige Hände applaudirten. Der Schlag war gut. Godfrey, ein ausgedienter Athlete, mißbrauchte, indem

er auf einen im Boxen unerfahrnen Fremden so losschlug, offenbar seinen Vortheil und beging eben so einen Akt der Feigheit, als ein völlig gewaffneter Soldat, der sich seines Säbels gegen einen unbewaffneten Feind bedienen würde; aber in London, wir können es nicht zu oft wiederholen, räsonnirt man nicht so. Großmuth fehlt dort allgemein. Stärkersein macht Ehre; reicher sein bringt Ruhm. Man wäre sehr in Verlegenheit, genau zu entdecken, wo die Ehrenhaftigkeit unserer Gentlemen eigentlich beginnt. In dem Unterhaus behandelt ein Deputirter seinen Kollegen als Schuft und sagt ihm, daß Robert Peel ihn Gassenlaufen läßt, der College findet dieß ganz in der Ordnung und erwidert seinem Vorgänger, indem er ihn als Pudelhündchen begrüßt, und ihm vorwirft, er habe den Stiefel des John Russel geleckt. Und die Kammer lacht dazu.

Mit einem Wort, die ritterlichen Instinkte sind uns beinahe eben so fremd, als den Amerikanern.

Der Schlag war gut, was fragt man nach dem Uebrigen? Godfrey setzte dem Besiegten die Ferse nicht auf die Brust, war dieß nicht Edelmuth genug?

Indessen hatten sich Herr Hobson und Herr Sinclair getäuscht. Fergus hatte noch nicht genug. Nachdem er einige Sekunden unbeweglich dagelegen hatte, erhob er sich wieder. Sein Gesicht war braun und blau, seine Augen strahlten von einem düstern Feuer.

Er stürzte nicht wie zuvor seinem Feinde entgegen; er maß ihn eine Weile mit dem Blick und rückte mit langsamem Schritt und hängenden Armen, Körper und Gesicht völlig ungedeckt, ihm entgegen.

Ein Zischen der Neugierde lief durch die Zuschauer hin. Jeder stellte sich zu Recht, um besser zu sehen und Nichts von dem Schauspiel zu verlieren: denn es war Allen offenbar, daß der Athlete unter allen verwundbaren Stellen wählen konnte. Man durfte hoffen, daß er dießmal todt auf dem Platz bleiben würde.

Godfrey's Blick wurde aufmerksam und haftete

auf dem Punkt, wo die Brust in eine Vertiefung ausläuft und an den Magen stößt.

Fergus rückte immer weiter vor. Godfrey visirte und schlug aus voller Kraft. Eine seiner Fäuste fuhr auf Fergus' Brust, die einen hohlen Ton gab, schrecklich anzuhören, die andere fuhr ihm unten an die Stirn, so daß Blutströme hervorquollen.

Zum allgemeinen Erstaunen fiel Fergus unter diesem doppelten Streiche nicht, er fuhr nicht zurück. Der Schlag entkräftete sich auf seinem Fleische, als ob er auf das Erz einer Säule aufgefallen wäre. Die Versammelten, deren Interesse auf's Höchste gestiegen war, ließen ein dumpfes Murmeln vernehmen, als sie ihn immer noch gerade und fest mit einem blutigen Streifen mitten auf seiner blassen Stirn dastehen sahen.

Godfrey selbst erwartete so zuversichtlich, ihn mit dem Schlage zu Boden zu stürzen, wo nicht zu tödten, daß er seine Fäuste nicht mit gewohnter Schnelligkeit wieder in Parade setzte. In der Gewißheit des Triumphes vergaß er die Hauptregel, das A. B. C. seiner Kunst. Als er seinen Irrthum erkannte, war es zu spät, den Fehler wieder gut zu machen. Fergus' beide Hände schlossen sich wie Stahlzangen um seine Arme, daß sie krachten.

Der Edelmann erbleichte seinerseits und Fergus' Athemhauch brannte ihm in's Gesicht: denn Fergus Augen, von düsterem Feuer entflammt, blendeten seine schon verstörten und mit Entsetzen erfüllten Blicke. Er wollte seine Arme losmachen. Unmöglich! Der Druck von Fergus' Finger, gleich beharrlich, unabläßig, vereitelte seine unmächtigen Anstrengungen, und hatte die Festigkeit der Eisenringe, welche um die Fäuste der Verurtheilten genietet werden.

Er sah sich verloren. Die Menge verstummte. Man hörte nur die Stimme einiger Polizeimänner, welche, durch die Menge angelockt, die Barriere von Menschen, die sich um die Kämpfenden geschlossen

hatte, zu durchbrechen suchten und umsonst mit ihrem bleibewaffneten Stocke drohten.

Fergus Wuth schien zu steigen, seine hübsche Taille gewann dem gebändigten Feinde gegenüber eine furchtbar stolze Haltung. Seine milden, bezaubernden Züge hatten den Ausdruck eines unversöhnlichen Kannibalismus angenommen...

Er drückte Godfrey's Arme zurück und ließ sie plötzlich los, um die seinigen um die Lenden des entsetzten Edelmanns zu werfen, welcher fühlte, daß er den Boden verlor. Die Umstehenden sahen, wie sich die Züge Herrn von Lancester's scheußlich verzogen, und hörten ein dumpfes Krachen gebrochener Beine. Fergus ließ ihn los und Godfrey sank leblos zu Boden.

„Er ist todt!" schrie man von allen Seiten.

Die Menge gerieth in Bewegung, nicht um zu helfen, sondern um zu betasten, nachdem sie gesehen hatte.

Diese Bewegung gewährte den Polizeimännern Zutritt, welche nach der Sitte aller Polizeileute in allen Ländern der Erde auf dem Platze des Unglücks erscheinen, als man sie nicht mehr brauchte.

Lancester lag unbeweglich da. Fergus, den sein unbezähmbarer Wille in diesem letzten Akte des Drama's aufrecht erhalten hatte, lehnte sich erschöpft keuchend einer Ohnmacht nahe an den Stock einer Straßenlaterne.

Man führte ihn vor die Obrigkeit, während Herr von Lancester, auf eine Tragbare gelegt, nach Portland-Place zu seinem Vater dem Lord von White Manor, gebracht wurde.

Dieß begab sich bei hellem Tageslicht vor tausend Augenzeugen.

Einen Monat später erschien Fergus vor der großen Jury des Assisenhofs des vorbedachten, vorsetzlichen Mordversuchs angeklagt gegen die Person des ehren-

werthen Godfrey von Lancester Präsumtiverben der Pairie von White Manor.

Fergus war jetzt Gefangener, weil er keine Kaution leisten konnte.

Die Habeascorpusakte ist ein schönes und edles Vorrecht des englischen Bürgers. Unser Gesetz kömmt hier dem unschuldig Angeklagten zu Hülfe und erspart ihm jene Monate, jene Jahre von Gefangenschaft, welche die Justiz mehrerer Länder des Kontinents und notorisch die französische über einen Verdacht auf's Gerathewohl verhängt. Wir sind hier offenbar auf dem Wege der Gesittung voraus und unser corpus Juris, so verworren es auch sein mag, theilt wenigstens diesen schändlichen und handgreiflichen Widerspruch des Code français nicht, welches hoch und heilig betheuert, daß jeder Verhaftete vor seiner Verurtheilung als unschuldig betrachtet wird, doch damit anfängt, ihn in's Gefängniß zu werfen unter dem Vorbehalt, ihn später wieder frei zu sprechen.

Aber warum muß bei uns das Geld die ausdrückliche, fatale Bedingung der Ausübung jedes Rechtes sein? Diese Habeascorpusakte, so sehr, und mit so vollem Rechte gerühmt, kommt nur dem Reichen zu gut, während sie den Armen in den Banden läßt. Hat denn der Arme, welcher jeden Tag mit Mühe und ohne Unterlaß sein Brod sich zu verdienen sucht, Reservefonds, für den Fall, daß der Zufall, der Irrthum, die Perfidie eine Anklage über ihn verhängt? Ist es nicht ein empörender Hohn, ihm, der hungert und in der Asche schläft, eine persönliche Bürgschaft abzuverlangen? Gewiß die Justiz braucht eine Gewährleistung; aber ist denn das Geld die einzige, die ewige Gewährleistung? Soll das Unglück immer anderes Unglück im Gefolge haben und wird man nicht aufhören, um den Armen stets einen Kreis von Verdachten und Unmöglichkeiten zu ziehen.

Godfrey von White Manor wäre beinahe den Folgen der furchtbaren Umarmung des Fergus unterlegen! Während der ersten Woche hatten die Aerzte wenig Hoffnung, ihn zu retten, aber er kam wieder auf und trat in die Genesung ein. Godfrey gehörte einer mächtigen Familie an, und sprühte Rache. Um sein Bett bildete sich ein Klubb: Männer vom Gesetz lösten sich am Krankenlager ab, man verständigte sich; man kombinirte den Thatbestand, man spann ein Netz, dem Fergus, allein, selbst krank, im Gefängniß, und auf seine Unschuld bauend, nicht entrinnen sollte.

Fergus wurde in seinem Gefängniß in eine Reihe von Verhören gezogen und hätte sogleich sehen können, daß man ihn nicht blos anklagte, einen von Gewaltthat begleiteten Streit angefangen zu haben. Er war jung; er vertraute auf die Billigkeit seiner Richter und antwortete nach der Wahrheit.

Es wäre für ihn ein großer Trost gewesen, Nachrichten von Mary und Angus zu bekommen. Aber ihr Stillschweigen befremdete ihn nicht besonders. Die Familie Mac-Farlane mußte in Schottland sein, und Mary und Angus wußten ohne Zweifel von seinem Unglücke Nichts.

Er schrieb nach Lochmaben, erhielt aber keine Antwort.

In der Einsamkeit seines Kerkers beschäftigten ihn seine Racheplane, für den Augenblick in Hintergrund getreten, auf's Neue. Als er zum ersten Mal die Blicke seines Geistes nach dieser Seite wendete, hatte er eine Anwandlung großer Entmuthigung: denn seit mehreren Monaten war er mehr zurück als voran gekommen, und sein Anschlag erschien ihm jetzt mehr wie ein unsinniger Traum.

Dieß dauerte jedoch nur eine Nacht. Fergus war einer jener kühnen Geister, welche die Gebilde ihrer Imagination in Bronze gießen. Sein Plan hatte schon tiefe Wurzeln getrieben, so daß jeder seiner

Punkte, vorübergehend vergessen, sich seinem Geiste wieder vergegenwärtigte, um durchgeprüft zu werden. Je mehr er seine Blitze theilte und musterte, desto mehr entzündete sich wieder seine Begeisterung. Er musterte die Mängel der brittischen Bewaffnung, suchte die möglichen Erfolge von Angriff und Sieg auf. Die Zukunft trat von Neuem vor seine Blicke und aus dem Hintergrund seiner feuchten Zelle, und auf dem schlechten Bette, auf dem sich seine kranken Glieder ausstreckten, rief er voll feuriger Hoffnung seinen Schlachtruf:

„Krieg gegen England!"

Ach! welch' ein Nichts auf einer Seite! auf der andern welche kolossale Macht!

Fergus hatte nicht einmal die Freiheit, den gebrechlichen Degen mit der Keule des Riesen zu kreuzen. Seine Hände, schwach, wie sie waren, waren überdieß noch mit Ketten belastet, und der feindliche Koloß war im Begriff, ihn zu zertreten, ohne ihn zu sehen, ohne zu wissen, daß ihm der Krieg erklärt war, wie der Landmann in der Nacht, blindlings dahin schreitend, mit dem Fuße den Skorpion zertritt, dessen tödtlicher Stich ihn bedroht.

Als Fergus vor der in Old Bailey versammelten großen Jury erschien, war über seine Angelegenheit nur eine Stimme. Er wurde vor den Gerichtshof beschieden.

Dieser erste Schlag überraschte ihn schmerzlich; aber es waren bei alle dem nur die Präliminarien. Er war so brutal angegriffen worden; das Recht der gesetzlichen Vertheidigung war so handgreiflich, und so viele Augenzeugen hatten dem Kampfe angewohnt, daß eine Verurtheilung unmöglich schien.

Fergus, so gerüstet und gewappnet er gegen England war, kannte doch noch nicht alle Mängel, die zu verbessern, alle Schandflecke, welche zu tilgen sind. Nichts ist in Fällen der Verurtheilung in London unmöglich.

Unsere gerichtlichen Annalen sind unter allen auf der Welt am reichsten an unentschuldbaren Mißgriffen und blutigen Ungerechtigkeiten. Wir haben auf der einen Seite das Labyrinth unserer Gesetze, auf der andern das falsche Zeugniß, das nach einem anderswo unbekannten Maßstabe organisirt ist. Hat nicht Lord Holland bei Veranlassung eines berühmten Prozesses ausgesprochen, daß er bei einer Wahl zwischen dem Tribunal des Pontius Pilatus und dem Assisenhof den Richter wählen würde, der Jesus Christus verdammte?

Godfrey von Lancester und seine Räthe waren besser unterrichtet, als Fergus. Sie wußten, daß die cellars von Long=Lane und Aldergate=Street von einer hungrigen, elenden Bevölkerung bewohnt werden, deren einzige Industrie falsche Zeugschaft ist, und die um sehr geringe Preise ihre Meineide schwört, von einem Maße Gin bis zu acht oder zehn Schillingen. Alle ihre Maßregeln waren genommen.

Vor der Zuhörerschaft sagte ein geschlossenes Bataillon erkaufter Leute aus, daß Fergus den Sohn des Lords verrätherisch und mit gewaffneter Hand angegriffen habe. Fergus glaubte zu träumen, er fuhr auf seiner Bank hin und her und rief: „Lüge!“ aber die Zeugen folgten sich in einer langen Reihe und deponirten alle mit denselben Worten:

„Lüge! Lüge!“ wiederholte Fergus mechanisch.

Der Thürsteher rief: „Silence“ und der Attorney des Königs hatte Mühe, seine Entrüstung über die Frechheit der Verneinungen des Angeklagten zu bezähmen.

Was die Herren Geschworene betrifft, so tödteten sie ihre Zeit, so gut sie konnten, und machten den Küchenzettel für ihr Abendessen.

Ein letztes Zeugniß sollte dem Angeklagten den Todesstoß geben.

Der Zeuge war eine Art Bettler, zwanzig Jahre alt, dessen Person den widrigsten Anblick gewährte,

seine rauhen struppigen Haare reichten bis zu den Augbrauen, deren Borsten ein vorsichtiges, unheimliches Auge verbargen. Alle unedeln und schlechten Neigungen standen auf seiner Physiognomie zu lesen, deren heuchlerisches, gutmüthiges Lächeln, falsch bis zur Perfidie, schlecht bis zur Niederträchtigkeit, dem Ganzen die Krone aufsetzte. Er trat mit ungleichem Schritte, wobei alle seine Glieder sich verzogen, vor das Tribunal. Vor den Schranken angekommen, grüßte er die Richter, die Beisitzer, den Alderman, die Geschworenen, den Kanzlisten, den Attorney des Königs, die Advokaten, das Auditorium und den Konstabel, welcher ihn herbeigeführt hatte.

„O, meine Ehren," begann er, ehe man ihn fragte, „meine guten Lords, ich schwöre auf das Evangelium und auf Alles, daß ich die Wahrheit sage... Gott erbarme sich meiner in meiner Todesstunde! ich will die ganze Wahrheit sagen, Euer Ehren haben mich gestern wegen einem armen Dutzend Foulards, die man in meiner Tasche fand, zur Deportation verurtheilt... aber ich beklage mich nicht, meine guten Lords, das Leben ist grausam theuer in London, und ich find' vielleicht dort, wie man sagt, auf der andern Seite des Wassers Mittel, mein armes Brod zu verdienen... ja ich habe keinen Grund, die Justiz zu täuschen und ich kenne den Bösewicht Fergus O'Breane ganz gut!..."

Fergus wollte entgegnen, der Thürsteher schrie: „Silence."

„Ja," sprach der Zeuge, „lassen Sie ihn schweigen, den Räuber..."

Euer Ehren, ist es möglich, daß man eine so schwarze Seele hat, den Sohn eines Lords meuchlings zu tödten, eines Lord's, der Millionen Pfund Sterlinge besitzt!... ich kenne ihn! er wohnte bei seinem räuberischen Vater!...

„Elender!" rief Fergus mit einer Donnerstimme.

„Lassen Sie ihn schweigen!" begann der Zeuge wieder, „er wohnte in Saint Giles mit seiner Mutter und einer Schwester, einer Bettlerin, aus der Lord Fitz Allan, Gott segne Sr. Herrlichkeit! eine schöne Dame mit Diamanten und Cachemirs gemacht hat..." Fergus ließ eine dumpfe Klage vernehmen.

„Sehr oft," fuhr der Zeuge fort, „schlug er mir vor, wissend, daß ich ein armer Mensch war, mir den Hut mit Kronen zu füllen, wenn ich dem Sohne des Lords einen Stich mit dem Messer geben würde."

„Bei meinem Seelenheil!" rief Fergus, „ich habe nie mit diesem Unglücklichen gesprochen!"

„Silence!" rief der Thürsteher.

„O ja, begann der Zeuge wieder, welcher suchte seinem häßlichen Gesicht den Ausdruck von Aufrichtigkeit zu geben; der Räuber hat mit mir gesprochen, so wahr mein Name Bob Lantern ist... und das ist der Name eines armen guten Jungen, meine lieben Lords! Lange schon lauerte er auf den Augenblick, seinen Schlag auszuführen und mehr als ein ehrlicher Compagnon ist für weniger als dieß durch die Hände von Jack Ketch (dem Henker) gegangen, das beschwöre ich auf die Bibel und auf Alles, meine Lords!"

Bob Lantern setzte sich und blinzelte dem Advokaten Godfrey's zu. Dieser gab ihm mit dem Kopf ein gnädiges Zeichen der Protektion. Die Jury erklärte Fergus einstimmig für schuldig, und das Urtheil, das ihn zur Deportation verdammte, wurde als ein Akt der Gnade betrachtet, da er offenbar verdiente, gehenkt zu werden.

Fergus verließ die Versammlung in einer Art von Betäubung, er bemaß die Härte des Schlages nicht einmal, so sehr betäubte die Ueberraschung seine Verstandeskräfte. In sein Gefängniß zurückgekehrt, befiel ihn ein heftiges Fieber, er verlor das Gefühl seines Unglücks. Als er aus dem langen Schlummer

seiner Verstandeskräfte erwachte, trennten ihn schon mehrere Wochen von dem Tage seiner Verurtheilung, er befand sich auf der Rhede von Weymouth auf dem Hulk, (dem Cumberland, einem schwimmenden Gefängniß,) für die Deportirten bestimmt, die nach Australien eingeschifft werden sollen.

22.

Die Pontons.

Fergus O'Breane lag auf einem schmalen geneigten Bettchen in einem niedern Gang, der voll von ähnlichen Betten stand. In Zwischenräumen gingen Schildwachen in dem Kostüm von Matrosen auf und ab, mit dem nackten Säbel in der Hand.

Des Fergus Bett stand nahe an einer Stückpforte, er aber wandte dem Lichte den Rücken zu, und konnte in dem ersten lichten Augenblick keine Idee von dem Orte haben, in dem er sich befand. Die erste Gestalt, die er an seinem Bett gewahrte, ließ ihn an der Wirklichkeit dessen, was er sah, zweifeln. Es war der abscheuliche Bettler, dessen falsches Zeugniß bei seiner Verurtheilung den Ausschlag gegeben hatte. Fergus verbarg sein Gesicht zwischen seine Hände, um diese unheimliche Erscheinung zu verbannen und suchte seine Erinnerungen zurückzurufen; aber diese mischten sich verworren, und ein dichter Nebel lag auf seinem Gedächtniß. Er hatte das unbestimmte Bewußtsein eines Unglücks und konnte die Art und Ausdehnung desselben nicht definiren.

„Ich weiß nicht ... ich weiß nicht!“ murmelte er erschöpft. „Vielleicht habe ich den Verstand verloren!“

„O nein! nein! artiger junger Herr," antwortete Bob's Stimme, welche den Kranken unter seiner großen grauen Wollendecke erbeben machte; „Sie haben blos ein kleines Fieber mit ein wenig Delirium während vier bis sechs Wochen gehabt, das ist Alles."

Fergus öffnete wieder die Augen und konnte eine Anwandlung von Abscheu nicht bezwingen, als er das schmutzige Gesicht Bob Lantern's wenige Zoll von dem seinigen lächeln sah.

Bob hatte schon zu dieser Zeit Anlage, Philosoph zu werden. Er sah die Anwandlung, begriff und ärgerte sich nicht.

„Ich kann mir's denken," versetzte er, „artiger Junge, ich kann mir's denken! mein Gesicht greift Ihnen wegen der Geschichte in Old-Court die Nerven an ..."

„Old-Court!" wiederholte Fergus mechanisch.

Dann hellte sich sein Gedächtniß plötzlich auf, und er fuhr mit Heftigkeit fort: „Du bist es, Elender! ... ich erinnere mich!" Er versuchte, sich aus seinem Bette zu stürzen; aber Bob, welcher sich ganz ruhig erhoben hatte, hielt ihn ohne große Mühe darin zurück.

„Ich begreife es wohl, artiger Herr ... aber halten Sie sich ruhig ... seit vierzehn Tagen bin ich Ihr Krankenwärter, und Gott weiß, ob ich die Befehle des jungen Doktor Moore, des Chirurgie-Gehülfen auf dem Hulk gehörig beobachtet habe ..."

„Wir sind also auf einem Hulk?" rief Fergus.

„Auf dem schönsten Hulk von der Rhede ... dem Cumberland, der bei Hogue entmastet wurde, ach, Herr Moore weiß die Geschichte des Cumberland, es ist ein tapferer Junge, der geht weit! ... ich sage Ihnen, mein artiger Junge, daß ich für meine Mühe und Sorge wohl die Verzeihung eines armen Spasses verdient habe ... nun, nun, Herr O'Breane, ich weiß, daß Sie deßwegen aufschreien, aber, hören Sie doch! das Leben ist grausam theuer! Der Sohn des Lord's hatte mir ein Pfund geben lassen."

„Und für ein Pfund, Unglücklicher!“

„Ich versuchte wohl, mehr zu bekommen, aber Gilbert Patterson ist ein verschmitzter Gevatter ... übrigens log ich nicht ganz, ich habe in Saint Giles Herrn Christian O'Breane, den würdigen Mann, und Mistreß O'Breane, die fromme Dame! ... und die kleine Miß... und auch Sie, mein artiger Junge — Alles das hat mir oft Almosen eingetragen, wenn ich auf dem Pflaster von Bainbridge-Street den Epileptikus spielte ... o, o! ich parire, daß Sie sich des Epileptikers erinnern? Das ist ein famoses Handwerk, sehen Sie, Mister O'Breane ...“ Bob unterbrach sich schnell und fuhr in einem kläglichen Tone fort: „aber man friert grausam im Winter in den Gassen von Saint Giles bei alle dem, und man gewinnt wenigstens sein saures Brod!“

Fergus war noch ganz schwach, sein neuer Unwille hatte ihn gebrochen, er hörte nicht mehr viel, und Bob Lantern's Worte tönten wie ein unbestimmtes, verworrenes Murmeln in sein Ohr. Dieser merkte es, griff und drückte ihn am Arme, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken.

„Mein artiger junger Herr,“ fuhr er fort, „hören Sie mich wohl. Wenn ein Dienst mich Nichts kostet, so dien' ich gern meinem Nächsten ... zudem habe ich mich bei Ihnen im Voraus bezahlt gemacht, wie Sie sehen werden, wenn Sie im Stande sind, Ihre Baarschaft zu zählen. Nun zur Sache. Sie sind hier auf dem Cumberland, zwei Meilen von der Küste, und in wenig Tagen werden Sie auf den Bayship *) eingeschifft. Sind Sie ein Mal dort, so ist keine Möglichkeit zum Entkommen ... aber so lange Sie noch auf der Rhede sind, gibt es Hülfsquellen ... Hören Sie mich?“ Fergus machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Bejahung.

*) Ein Schiff, das die Verurtheilten nach Neu-Südwales bringt.

In demselben Augenblick hörte man das Geräusch von Tritten und Stimmen quer über der Decke.

„Da kommen Sie wieder!“ fuhr Bob fort, „mein Schildern ist vorbei, und ich habe nur noch Zeit, Ihnen eine gute Lehre zu geben ... Ihre Zimmerkameraden haben Lust, wieder Land zu sehen und fürchten die Seekrankheit, sie machen dort hinter Ihrem Bettchen ein Loch... Sie geniren sie, wenn Sie nicht von ihrer Partei sind. Wenn man sie genirt...“ Bob endigte seine Belehrung mit einer ungemein ausdrucksvollen Pantomime.

Um alle Unannehmlichkeiten dieser Art zu vermeiden,“ fuhr er fort, „ist das beste Mittel, für einen Eingeweihten zu gelten ... das ist nicht schwer ... wir kennen einander nicht ... sobald man sehen wird, daß Sie wieder bei Besinnung sind, wird man Ihnen sagen ... erinnern Sie sich wohl daran ... Gentleman of the night ... eine Geschichte, die Sie wissen müssen, wenn Sie von den Guten sind ... antworten Sie unbedenklich Son of the Family und schlafen Sie auf beiden Ohren.“

Eine Leiter, welche in das Zwischendeck führte, begann in diesem Augenblick unter der Last zahlreicher Verurtheilter, welche durch die Luke herabstiegen, Schwingungen zu machen.

Die Wachen, welche in Abwesenheit der Verurtheilten sich vereinigt hatten und plauderten, eilten wieder auf ihre Posten zurück. Derjenige, welcher sich am nächsten von Fergus Bette stellte, war ein außerordentlich langer Bursche, dessen Arme und Beine knochig und mager aus seiner augenfällig zu kurzen Kleidung hervorstanden. Der große Bursche hatte ein äußerst ehrliches Gesicht, das den Anschein völliger Geistesruhe hatte.

Die Nacht brach ein, die Verurtheilten ordneten nach einem gemeinschaftlichen Gebete, das eine Art Geistlicher las, der zu dem Ende seine Pfeife auslöschte,

sorgfältig ihre Kleider und legten sich zu Bette. Nach einigen Minuten schickte sich der Kapitän, gefolgt von einem Offiziere und einem Chirurgen an, die Runde zu machen.

Der Chirurg war Doktor Moore, ein junger Physician von großen Hoffnungen. So wie wir ihn nach zwanzig Jahren gesehen haben, war er schon damals. Nur bedeckte seine Stirn ein reichlicher Haarwuchs, was dem oberen Theile seines Kopfes einen größern Umfang gab und ihm ein wenig das Aussehen eines Birnenkopfs benahm, der oben schmal und an den Kinnbacken breit, später die intelligente Regelmäßigkeit seiner Züge so sehr entstellte.

Die Runde hielt vor Fergus Bette und Mister Moore fühlte ihm den Puls.

„Hat er nicht gesprochen?“ fragte er Bob.

„Ob er nicht gesprochen hat, Ew. Ehren!“ antwortete dieser mit unschuldiger Miene, „er sprach von allerlei Dingen, o ja, von hübschen Mädchen und von guten Kartoffeln mit Ale ...“

„Das Delirium ...“ murmelte der Kapitän.

Moore winkte dem großen Burschen in dem zu kurzen Anzuge herbei; dieser nahm sogleich eine militärische Stellung an und trat vor, indem er seine Schritte mathematisch bemaß.

„Haben Sie diesen Menschen sprechen hören?“ fragte ihn Moore.

„Diesen Menschen, Himmeldonnerwetter!“ antwortete der gute Paddy O'Chrane, welcher dazumal in der vollen Blüthe seiner Jugend stand. „Der Blitz erschlage mich, ich höre nie auf das, was diese vermaledeiten Räuber, die armen Teufel sagen können.“

„Dieser Mensch muß gesprochen, vernünftig gesprochen haben,“ begann wieder Moore, „die Krisis von diesem Morgen hat ihn gerettet!“

„Um so besser!“ sprach der Kapitän, „dieß thut schon einen weiter.“

Man muß wissen, daß das englische Gesetz, welches die ehrlichen Arbeiter Hunger sterben läßt, das Mitleiden einer Mutter für die Verbrecher hat. Ein Chirurg würde sehr übel ankommen, wenn er eine Prämie dafür anspräche, daß er einen Seideweber von Spital field oder einen Leighterman (Ablader) der Londoner Docken das Leben gerettet hätte. Aber wenn es sich um einen ausgedienten Räuber handelt, der zur Deportation verurtheilt ist, so ist die Sache ganz anders; da bekömmt der Doktor, so wie der Kommandant des Hulk's, eine Prämie.

Dieß erklärt uns den freudigen Ausruf des Kapitäns.

Der Offizier, welcher den Kommandanten begleitete, hatte bis jetzt mit Hülfe eines Schlegels die Wand des Pontons zwischen jedem Bette untersucht. Man hätte bemerken können, daß Herr Moore sich gleich anfangs oben an das Bett des Fergus stellte, und daselbst während des ganzen Besuches blieb, indem er so den Theil der Wand zwischen dem Bette des Kranken und dem seines Nachbars zur Rechten maskirte.

Die Runde entfernte sich, und der Offizier berührte nicht das Getäfel des Pontons an jenem Orte, sei es aus Höflichkeit gegen den Doktor, oder weil der Zustand des Kranken an keine Entweichung von seiner Seite denken ließ. Man hörte den Hammer periodisch wieder tönen, dann stieg die Runde auf das Verdeck zurück.

Bob hatte sich in sein Bett gelegt, nachdem ihm der Matrose Paddy herzliche Verwünschungen auf den Weg gegeben hatte. Ein Krankenwärter brachte Fergus einen von Herrn Moore verordneten Trank. Als er abgegangen war, wurde es still in dem Zwischendeck.

Dies dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Der weite Schlafsaal war durch einige von dem Boden des obern Stockwerks hängende Lampen erhellt, deren ungenügende Helle alle Gegenstände in einem zitternden

Halblichte ließ. Die Wachen, vier an der Zahl, gingen langsam, in dem ihnen zur Aufsicht angewiesenen Reviere ab und zu.

Fergus schlief nicht; aber der Trank, den er bekommen hatte, betäubte ihm bis auf einen gewissen Grad Geist und Körper. Er ruhte, indeß er das Bewußtsein Alles dessen, was um ihn her vorging, behielt. Nach etwa zwanzig Minuten hörte er ein unmerkliches Klirren von Eisen unter den Decken seines Nachbars zur Rechten, welcher ein kräftiger Mann von entschlossenem Aussehen war, wie Fergus seit der Ankunft der Verurtheilten in dem Zwischendeck bemerken konnte. Dieses Geräusch hatte nichts Außerordentliches in einem Orte, wo mehr als fünfzig Gefangene mit Ihren Ketten an Händen und Füßen schliefen. Indessen drang es auch in ein anderes Ohr, als das von Fergus, denn der lange Matrose Paddy rief mit Laune:

„Jack, Teufelskind, trauriger Auswurf von Newgate, guter Freund, ich will verdammt sein, wenn Du nicht der lärmendste Schelm bist, den ich kenne... und ich kenne viele Schelme, Jack, Gott straf mich! Höre niederträchtiger Bube, ewige Verdammniß! der Teufel hole mich, wenn Du nicht aufhörst, bekommst Du fünfundzwanzig Steigriemenstreiche... nicht mehr und nicht weniger, Jack, oder ich will gehenkt werden, wie Du es seiner Zeit werden wirst, guter Kamerad!"

Paddy O'Chrane hatte diese Worte mit lauter Stimme ausgesprochen. Während er sprach, vermehrte sich das Geräusch, statt sich zu mindern, so daß man hätte glauben können, daß die Standrede des magern Wächters keinen andern Zweck hätte, als eben dieses Geräusch zu verdecken.

Er unterstützte diese Worte mit einer Gebärde, welche wohl eine Drohung sein konnte, aber zum unmittelbaren Resultat hatte, daß er auf Jack's Bett einen Gegenstand fallen ließ, der in der intermittirenden Helle der Lampen funkelte. Jack ergriff schnell diesen Gegen-

stand und glitt damit über den Boden hin. Seine Ketten hatte er unter der Decke gelassen.

Er kroch bis zu Fergus Bette hin. Paddy hatte seine friedliche Promenade wieder fortgesetzt.

Fergus rührte sich nicht. Eine Stunde lang hörte er hinter sich, nur einige Zoll von seinem Ohr entfernt, das leise Knirschen einer Säge, die mit ungemeiner Vorsicht angewendet wurde. Nach dieser Zeit vernahm man das Pfeifen des Hochbootsmanns auf dem Verdeck. Jack kroch wieder eilig in sein Bett zurück und fuhr unter seine Decken, der glänzende Gegenstand, der von Fergus bemerkt worden war, schimmerte von Neuem unter der grauen Wolle der Decke. Der dünne und lange Arm des Wächters reckte sich aus, und der Gegenstand verschwand. In demselben Augenblick stiegen vier Matrosen durch die Luke herab, um die Schildwachen abzulösen.

„Kamerad Tom, Donnerwetter!“ sagte Paddy O'Chrane zu seinem Nachfolger, „beim gehörnten Teufel, ich empfehle Dir den gefährlichen Schelm Jack Oliver, der Teufel hole uns, Tom! wenn er sich rührt, so erinnere Dich, daß ich ihm fünfundzwanzig Steigriemenstreiche versprochen habe... und ein gutes Viertel darüber, Tom, der Satan brate uns!“

Am andern Morgen ging Alles wieder denselben Gang... Der junge Doktor Moore diente während dem Besuch des Kapitäns der Wand rechts von dem Bette des Fergus als Schirm und der Hammer des Offiziers that überall seine Pflicht, nur dort nicht. Bob Lantern, welcher auf dem Schiffe die Rolle eines Krankenwärters bekleidete, ein Amt, das seinem mitleidigen Charakter sehr konvenirte, wurde ohne Zweifel bei einem gefährlichern Kranken zurückgehalten.

In der folgenden Nacht erwies sich der wachhabende Matrose auf dem Posten, den Paddy O'Chrane eingenommen hatte, eben so wenig hellsehend, als Letzterer: denn der Nachbar zur Linken des Fergus konnte

genau dasselbe Manöver wie Jack Oliver ausführen. Er kroch unter O'Breane's Bett, während dieser in tiefem Schlaf zu liegen schien, und über eine Stunde ließ sich das leise Knirschen der Säge einige Zoll von seinem Ohre vernehmen. Dies dauerte mehrere Wochen. Fergus erholte sich schnell; er wurde sorgfältig verpflegt. Seine Nahrung war gut und gesund; man ließ ihn auf dem Verdeck die frische Luft genießen, so oft er wollte.

Bob Lantern zeigte sich nicht mehr, weil er auf der zweiten Batterie zurückgehalten wurde, wo es viele Kranke gab. Fergus bedauerte seine Abwesenheit nicht, denn der Anblick dieses schmeichlerischen, unverbesserlichen Galgenvogels affizirte seine reizbaren Nerven und entzog ihm die Ruhe, deren er bei seiner Wiedergenesung so sehr bedurfte. Jede Nacht lösten sich Jack und der Nachbar zur Linken, der Randal Grahame hieß, unter den Augen des Wächters ab, um in der Durchsägung der Wand des Hulk's fortzurücken.

Dieser Randal Grahame war eine merkwürdige Person und stach auffallend gegen dieses Heer von stupiden und schändlichen Bösewichtern ab, welche den Hulk vom Kiel bis zur obern Batterie gefüllt hatten. Er war ein Mann von dreißig Jahren, auf dessen übermäßig langem Gesichte jene Bläße erschien, die rothhaarigen Leuten eigenthümlich ist. Seine blauen Augen, mit dem Kopfe parallel liegend, empfingen das volle Licht und hatten zu ihrem Schutze nur die wenig erhabene Stirnwölbung, die auf der Linie der Augbrauen mit wenig farblosen Haaren bewachsen war. Das Untere seines Gesichts verschwand troß dem Schiffsreglement, nach welchem jeder Gefangene täglich rasirt werden soll, beinahe unter einem Walde von Bart, der unaufhörlich beschnitten wurde und unaufhörlich hervorwucherte. Er hatte eine Habichtsnase, und seine Züge waren rein gezeichnet. Es lag Intelligenz und vor Allem Willenskraft in seiner gewölbten

Stirn, um welche sich seine rothen Haare lockten, und der Gesammtausdruck seiner Physiognomie hatte etwas Ausgezeichnetes. Er war von dem Gerichtshofe in Glascow wegen eines Raubs mit gewaffneter Hand auf der Landstraße zu fünfzehn Jahren Deportation verurtheilt worden. Fergus hatte diesen Verurtheilten unter Umständen beobachtet, die auf den Hulks, an Bord des Bayships und selbst in Neu-Südwales sehr gewöhnlich ist: wir meinen die Peitschen- oder die Steigriemenstrafe, welche den Pensionären Sr. Majestät zu Theil wird, welche sich widerspänstig zeigen. Randal hatte sich eines Vergehens gegen die Disciplin schuldig gemacht und einer der Midschipmen einen Wechsel au porteur von fünfzig Riemenstreichen für ihn unterzeichnet.

Wenn diese Strafe vollzogen wird, so erfüllt der Betheiligte die Luft mit Jammergeschrei und krümmt sich unter verzweifelten Zuckungen. Randal legte sich, wie es gewöhnlich ist, auf den Bauch und entblößte seinen Rücken für die Streiche des Exekutors.

Dieser war ein Laskar von wilden Zügen, und sein muskulöser Arm schien von Bronze.

Er schlug. Jeder Streich ließ eine bläulichte Spur auf Randals Haut zurück. Bald floß das Blut. Beim fünfzigsten Streich, den der Laskar mit einem Stöhnen der Ermüdung führte, war Randal's Rücken nur eine Wunde.

Er stand auf, nahm die Peitsche aus den Händen des Laskars und betrachtete sie einige Sekunden mit Aufmerksamkeit. Sein Gesicht behielt eine außerordentliche Ruhe und hatte Nichts von jener transparenten Bläße verloren, unter welcher sich ein flüchtiger hellrother Reflex von äußerster Feinheit zeigte, den die geringste Aufregung hervorruft, und von dem Van Dyk eine unsterbliche frappante Reproduktion in seinem von ihm selbst gemalten Porträt hinterlassen hat.

Bei dieser Gelegenheit rief der lange Matrose

Paddy O'Chrane den Teufel, den gehörnten Teufel zum Zeugen, daß Randal Grahame den ersten Rang unter den verhärtetsten Bösewichtern verdiene: und er habe doch gewiß, fügte er bei, „Schwere Noth!" schon sehr verhärtete Bösewichter kennen gelernt.

Wie dem auch sei, Randal gab ruhig die blutige Peitsche dem Laskar zurück, verlangte Wasser und wusch sich selber.

Seit diesem Tage hatte Fergus eine Art Sympathie für den Mann gefaßt, dessen Energie so siegreich eine Probe bestand, in der der Muthigste schwach zu werden pflegte. Nichts desto weniger war diese Sympathie nur stillschweigend und durch keine Gründe der Vernunft unterstützt. Fergus und Randal hatten sich nie gesprochen. Eines Abends stand Paddy O'Chrane Schildwache und die Reihe zu arbeiten war an Jack Oliver.

Jack ging wie gewöhnlich an's Werk, so bald der lange Matrose ihm das stählerne Werkzeug, das Fergus in der ersten Nacht seiner Wiedergenesung auf der Decke blinken sah, gab; aber Jack arbeitete diesen Abend nicht lange. Es war noch keine halbe Stunde verflossen, als das leise Geräusch der Säge plötzlich aufhörte.

„Paddy! Randal! Roberts!" rief Jack in einem Augenblicke toller Freude, „das Loch ist gemacht!"

„Gut!" antwortete Randal gleichgültig, „laß mich schlafen!"

„Jack, elender Schuft!" rief Paddy O'Chrane, der mit seinem flachen Säbel auf das leere Bett Oliver's einen furchtbaren Streich führte, kannst Du nicht schlafen wie ein anderer Christenmensch, daß Du so laut träumen und schwatzen mußt, der Teufel hole mich wie ein halb Dutzend Gevatterinnen!"

„Er hat von einem Loch gesprochen ... bemerkte einer der Wächter mit argwöhnischer Miene.

Paddy führte einen zweiten Streich auf das Bett, in dem Jack hätte sein sollen.

„Der Satan brate uns! Vater Bridgewell, er hat von einem Loch gesprochen, der heillose Tropf; mein Freund, ich denke, Sie können Recht haben."

„Vielleicht haben Sie durchgebrochen..." wollte der Wächter unterbrechen.

„Vielleicht, wie Sie sagen, Bridgwell, der Teufel reite uns,... aber wenn Sie aufmerken wollten, Peter, Donnerwetter! so würden Sie sehen, daß Tom Bence Ihnen das Sacktuch aus der Tasche gestohlen hat, während Sie darein guckten, wie eine dumme Gans, ich will gehenkt sein und Sie auch! Jack benützte die Bewegung, welche Bridgewell machte, indem er sein Sacktuch suchte, um schnell unter seine Decke zu fahren.

Tags darauf zur Stunde der Promenade auf dem Verdeck hätte das geübteste Auge kein Zeichen der Aufregung unter den Verurtheilten entdeckt, und doch war die Entweichung beschlossen und auf die folgende Nacht festgesetzt. Bob Lantern, welcher sich die Woche über nicht gezeigt hatte, erschien heute mit einem Mal.

„Oh, mein artiger Herr," bemerkte er gegen Fergus, „wie wacker Sie wieder geworden sind!"

Er machte Miene, sich zu entfernen, ergriff aber den Augenblick, wo ihn Niemand bemerkte, nahte sich Fergus, und raunte ihm schnell die Worte in's Ohr:

„Heute Nacht... wenn man Sie nicht tödtet, retten Sie sich, und man tödtet Sie nicht, wenn Sie die Losung sagen!"

Sich retten! England, Mary wieder sehen! Sich zumal seiner Liebe und seinem Feinde gegenüber zu sehen, den sein unversöhnlicher Haß suchte!... Fergus wollte Bob fragen, aber Bob war ein Aal, den man nicht leicht greifen konnte. Fergus sah ihn zwei- oder dreimal auf dem Verdeck, wie er den Einen zulächelte,

den Andern um die Taschen stöberte, und konnte nie mit ihm zusammentreffen.

Er setzte sich den Verschanzungen gegenüber und wandte seinen Blick nach der Küste, deren bläuliche Umrisse sie von dem matten Grau des britannischen Himmels unterschieden. Seit vierzehn Tagen waren ihm alle seine Gedanken, Gedanken der Zärtlichkeit und der Rache, zurückgekehrt. Diese beiden bekämpften sich in ihm und ließen seinen Geist sich noch nicht kräftigen. Er liebte Mary mit all der jugendlichen Reinheit. Die Unbeständigkeit seines Charakters konnte noch keinen Einfluß auf diese Leidenschaft äußern, da er selbst diese Unbeständigkeit noch nicht kannte. Er glaubte sich auf sein ganzes Leben gebunden und setzte alle seine Hoffnungen auf Mary. Der Gedanke, daß man erkalten, vergessen könnte, nachdem man so heiß geliebt hatte, hätte ihm damals Lüge oder Thorheit geschienen. Aber auch sein Haß war sehr stark, sein Haß blieb ganz unerschütterlich inmitten der lieblichen Träume seiner Liebe. Seine noch frischen Unglücksfälle, die brutale Ungerechtigkeit der Gesellschaft, deren Urtheil ihn, trotz seiner Unschuld, in die Mitte der schamlosesten Bösewichter verstieß, fügte persönliche Motive seiner leidenschaftlichen Rachsucht hinzu, und mehr als jemals erhob sich aus dem Grund seines Herzens der Ruf Christian O'Breane's in seinem Todeskampf: „Krieg gegen England!“

Alle diese Gedanken stürmten ihm verworren durch das Gehirn, während er die Küste betrachtete. Er gewahrte nicht, daß sich unmerklich eine Gruppe Deportirter um ihn gebildet hatte, und ihn vollkommen von den auf dem Verdeck aufgestellten Schildwachen trennte.

Diejenigen, welche sich am nächsten an ihn herandrängten, waren Randal Grahame und Jack Oliver. Letzterer hatte unter seinem Hemde ein scharfes Tischmesser verborgen.

„Das ist ein hübscher Junge, der nicht viel Worte

macht," bemerkte von ferne Tom Bence, „Freund Jack, fühl ihm 'mal auf den Zahn."

Fergus hob seine Augen auf und erschrak, als er sich so eingeschlossen sah. Seine erste Bewegung war, einen Ausgang zu suchen, aber Randal hielt ihm schon beide Arme nach hinten; er erinnerte sich jetzt Bob's letzter Weisung, und noch dunkel der Worte, die der Bettler an seinem Krankenlager ausgesprochen hatte, wo er aus seinem Fieberwahn erwachte. Aber je mehr er sie zu haschen suchte, desto mehr entschwanden sie ihm.

Jack Oliver pflanzte sich vor ihm auf.

„Wenn Du Dich rührst, bist Du ein Kind des Todes," sprach er, indem er Fergus die Spitze seines Messers auf die Brust hielt, „wenn Du schreist, so stoße ich zu ... wollen 'mal sehen, ob Du auf gut Englisch gentelman of the night sprechen kannst."

Fergus zögerte, obgleich diese Frage seine Erinnerung auffrischte, und ihm, wie man zu sagen pflegt, die Antwort auf die Zunge legte...

„Nun, Jack!" rief Tom Bence.

Oliver runzelte die Stirn, aber in diesem Augenblick fühlte er sich von hinten am Arm gedrückt, und Randal murmelte ihm einige Worte in's Ohr:

„And son of the family!" antwortete er alsobald.

Oliver schob behende das Messer unter sein Hemd zurück.

„Da, da!" rief Tom Bence, „Alles geht zum Besten, man hätte auch Mühe gehabt, ihn auf ordentliche Weise auf die Seite zu schaffen ... aber zum Henker, ich habe immer geglaubt..."

„Es gibt auch grausam erstaunliche Dinge!" bemerkte Bob, indem er einen glücklichen Versuch auf Tom Bence's Tasche machte, aus der er Peter Bridgewells Sacktuch verschwinden ließ.

„Trennt Euch, Gott straf uns, Ihr Auskehricht von Newgate!“ rief aus der Ferne der Matros O'Chrane, „ich will gehenkt werden, wie Ihr es alle, vom Ersten bis zum Letzten, einmal werdet, wenn Euch nicht noch vor Abend die Steigriemen auf den Rücken spielen!“

Die Deportirten zerstreuten sich. Randal allein blieb noch, an das Dahlbord gelehnt, bei Fergus zurück. Dieser wollte ihm danken, denn Randal hatte ihm die Antwort auf die Losung zugeflüstert. Aber kaum hatte O'Breane den Mund geöffnet, als der Schotte ihm einen Blick eisiger Gleichgültigkeit zuwarf und ihm den Rücken kehrte, um sich langsam zu entfernen.

In der folgenden Nacht fand die Runde wieder statt und Fergus bemerkte, daß die Wächter dießmal alle vier von denen waren, welche sich gewöhnlich vor seinem Bette ablösten, und bald Oliver bald Grahame die Säge zuwarfen.

Sobald die Runde sich entfernt hatte, fand ein außerordentlicher Auftritt statt. Vier Deportirte verließen ihre Betten und traten auf die Wächter zu, welche selbst aus ihren Taschen starke Stricke zogen, mittelst deren sie sich binden ließen.

„Himmel Donnerwetter!“ murmelte, indeß man ihn knebelte, der magere und würdige Matrose Paddy, „ich will gehenkt werden, und der Satan verbrenne mich, wenn die Familie uns für einen so hübschen Streich nicht gute Renten schuldig ist... schnüre fester, Jack, schmutziger Schelm, braver Compagnon... und jetzt packt Euch fort, niederträchtige Rotte, unten an der Ankerbay wartet ein Kahn auf Euch... glückliche Reise, Gott verdamm' uns Alle... und der Teufel hole Euch...“

Die vier Wächter wälzten sich nach allen Seiten auf dem Boden, ohne Zweifel, um ihre Uniform zu bestauben und an ein verzweifeltes Ringen glauben zu lassen. Dann begann die Flucht.

Man zog die durchsägte Wandung mit großer Vorsicht heraus. Dreißig Verurtheilte waren schon auf dem Meer, und kein verrätherisches Geräusch ließ sich vernehmen. Nur zehn Menschen waren noch auf dem Zwischendeck, Kranke oder solche, die nicht schwimmen konnten, Randal und Fergus.

„Nun, schwere Noth!“ rief O'Chrane, „macht, daß Ihr fortkommt, die Stricke schneiden mir in das Fleisch.“

Fergus steckte den Kopf in die Oeffnung. Randal hielt ihn von hinten.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er.

Fergus, erstaunt über diese Frage, blieb ohne Antwort.

„Sie wollen,“ begann Randal wieder bedächtig, „aufsuchen, was Sie lieben und was Sie hassen... Ich kenne Ihre Geschichte. Ihre Liebe theilen Sie mit aller Welt, die Hoffnungen, welche Ihr Haß hegt, gehören einem ausgezeichneten Kopfe oder einem Narren an.“

„Und wie wissen Sie das?“ fragte Fergus, der keinen Vertrauten seiner Gedanken kannte.

„Sie lagen schon zu Newgate im Fieberwahn, und ich war Ihr Kerkergenosse... hören Sie mich... Ihre Geliebte ist die Frau des ehrenwerthen Godfrey von Lancester.“

Fergus lehnte sich zitternd an sein Bett.

„Sprechen Sie wahr?“ murmelte er.

„Ich spreche wahr... ich bin aus der Gegend Mac-Farlane's und kenne den edeln Angus so gut als Sie — so viel von Ihrer Liebe. Was Ihren Haß anbelangt, so brauchen Sie Haufen von Gold, um England zu bekämpfen, und in London, wo Sie sich verbergen müssen, erwartet Sie nur Elend!“

„Macht, daß Ihr fortkommt, närrische Gesellen!“ rief Paddy.

Fergus machte wieder eine Bewegung, um sich

in's Meer zu stürzen. Randal hielt ihn zum zweiten Mal zurück.

„Wollen Sie sich denn nicht auch retten?" fragte Fergus.

„Nein, auch ich brauche Geld, auch ich habe meinen Haß, der dem Ihrigen gleicht, wie die Vernunft der Thorheit... ich hasse London. Sonst waren wir Hochländer tapfere Männer, heroisch und gefürchtet... London hat aus uns merkwürdige Thiere gemacht, deren nackte Beine und buntscheckige Plaid die Kinder angaffen... ich will der reichste Mann von London werden!"

„Und wo wollen Sie diesen Reichthum finden?"

„Da, wo es von entschlossenen, verzweifelten, gierigen Menschen wimmelt..."

Fergus senkte den Kopf und wurde nachdenklich.

„Beim Höllenkoch!" rief Paddy O'Chrane, „das sind die feigsten Bösewichter, die ich kenne, in's Wasser! Himmel Donnerwetter! in's Wasser, beim Teufel und seinem Geweih! in's Wasser!"

Fergus wandte sich gegen Randal und faßte ihn scharf in's Auge.

„Gibt es noch viel solche Menschen, von denen Sie sprechen, im Botanybay?" fragte er.

„Viel, viel... unerschrockene, ausdauernde, kluge, unbezähmbare Menschen... Menschen, welche morden, aber einen Eid nicht verrathen können, Menschen, welche disciplinirt und von einer hohen Intelligenz angeführt, ein Reich über'n Haufen wärfen!..."

Fergus warf einen letzten Blick nach der Küste von England, wo einige Lichter in der Ferne funkelten, und schloß die Oeffnung, welche seinen Genossen die Freiheit verschaffte.

Randal und er streckten sich auf ihre Betten nieder.

23.

Botany-Bay.

Das Bayship Van-Diemen, das eine volle Ladung von Deportirten an Bord hatte, um sie nach dem Hafen von Sidney zu bringen, unter welchen sich auch Fergus O'Breane und Randal Grahame befanden, kam auf der Höhe der Insel des grünen Vorgebirges an.

Der Kapitän des Hulk's Cumberland von Weymouth hatte nicht viel Prämien für die ihm anvertrauten Deportirten zu erheben.

Zur Revanche hatte Paddy O'Chrane und seine drei Kollegen nach der Methode, die man noch bis auf den heutigen Tag gegen die freien Unterthanen Sr. Majestät anwendet, eine tüchtige Tracht Peitschenhiebe davon getragen. Die Strafe beschränkte sich darauf, denn Paddy hatte mittelst seiner gewohnten Beredsamkeit auf das Klarste dargethan, daß er Fergus, Randal und diejenigen, welche nicht schwimmen konnten, verhindert hatte, sich in das Wasser zu werfen. Was den jungen Doktor Moore betrifft, so hatte ihn die Familie und überdieß die philanthropische Freigebigkeit der Regierung entschädigt.

Ein solches Bayship, das ein guter Segler ist und eine zahlreiche Gesellschaft an Bord hat, ist ein wahres Paradies. Hier bekommt der Kapitän und der Chirurg für jeden Verurtheilten, den sie an die Niederlassungen in Australien abliefern, ohne alle Haverey eine Prämie. In Folge dessen wetteiferten beide Beamte in Sorgfalt und Zärtlichkeit gegen die ihrer Sorge anvertrauten Verbrecher. Man könnte sie mit zwei trefflichen Vätern vergleichen, welche Tag und Nacht für das Wohlsein ihrer Familie wachen. Das London Ma-

gazin gab vor einigen Jahren interessante Einzelheiten über die Ueberfahrt der Verurtheilten. Nichts mangelt ihnen, oder vielmehr sie haben Alles im Ueberfluß. Der Staat, welcher ihnen diese Muße gewährt, gibt nicht mit karger Hand. Das, was jeder von ihnen bei einem einzigen Mahle verzehrt, würde für zwei kräftige, mit einem gesunden Appetit begabte Arbeiter hinreichen. Am Sonntag bekommen sie, nach vorbenanntem Magazin, zu Mittag ein Pfund Rostbeef und ein Pfund Plumpudding, am Montag die gleiche Quantität Schweinefleisch in Erbsen, am Freitag Ochsenfleisch mit Reis und Plumpudding... mit einbrechender Nacht reicht man jedem eine halbe Pinte Portowein.

Wie viel ehrliche Leute, guter Gott! möchten eine gleiche Alltagskost haben!

Gewiß, die Bürger eines Landes, das reich genug ist, seinen Missethätern solche Festins zu geben, müssen ein königliches Leben führen: denn wie sollte man denken, daß eine Regierung ihre Verbrecher mit Speisen überlade, ehe sie der dürftigen Unschuld zu Hülfe kommt? Offenbar wäre dieß eine beredte Aufmunterung zum Verbrechen.

Und so geht es wirklich, durchaus so. Dasselbe Land häuft Vorräthe aller Art in dem Kiel der Bayships auf und läßt fünfzigtausend Unglückliche in den Kellern von Saint Giles verschmachten. Die Leute, welche mit Plumpudding auf dem Wege nach Botanybay regalirt werden, und diejenigen, welche vor Hunger sterben, weil sie in dem Unrath von London nicht genug Kartoffelhäute finden, sind Engländer, die Einen, wie die Andern... nur sind die ersten in dem unberechenbaren Vortheil, daß sie ein Verbrechen begangen haben.

Es ist zu verwundern, daß sich in England noch arme und ehrliche Menschen finden; und doch finden sich deren noch hie und da; aber die Berechnung siegt am Ende, früher oder später. Diese unnormale Ausnahme wird ein Ende nehmen, und wir werden über

kurz oder lang Schießscharten in unsern Häusern anbringen müssen, um uns gegen die Deportationskandidaten zu vertheidigen.

Fergus O'Breane gewann äußerst schnell seine Kräfte wieder. Sobald die Krankheit bezwungen war, reagirte seine jugendliche und reiche Natur und schien jede Spur der Arrestzeit verwischen zu wollen. Fergus fühlte jeden Tag neue Kraft in sich; er fühlte zugleich, daß seine Intelligenz wuchs und sein Wille sich kräftigte.

Da auf offener See die Verurtheilten nur in Bezug auf die Sicherheit des Schiffes kontrollirt werden, so genießen sie beinahe völlige Freiheit. Fergus und Randal konnten sich daher ungehindert nähern und Beziehungen für ihr ganzes künftiges Leben knüpfen. Es war zwar ein großer Abstand zwischen Fergus und Randal, welcher letztere am Ende nur ein Wegelagerer war; aber Fergus hatte in seinem unkultivirten, aller Kenntniß des Guten und des Schlechten ermangelnden Geiste eine gewisse Hoheit entdeckt, mit der sich ein gesundes, tiefblickendes Urtheil verband. Der Schotte hatte überdieß eine Kühnheit des Gedankens, die, mit einer spartanischen Festigkeit verbunden, in jeder Lage, in die er kommen mochte, ihn über den gemeinen Haufen erheben mußte.

Randal hatte bisher noch nicht seinen Meister gefunden, jedes Hinderniß war der wilden Energie unterlegen. Als er sich Fergus näherte, geschah es aus einem unbestimmten Gefühl von Mitleid. Fergus war schön, und man weiß, welchen Zauber die Schönheit für Kinder der Natur hat. Randal hatte ferner in dem Kerker von Newgate unwillkürliche Bekenntnisse ohne bestimmte Richtung erhalten, da Fergus seinen Plan noch nicht fest bestimmt hatte; aber eben deßhalb waren sie um so geeigneter, auf den Geist eines schottischen Hochländers, der das Wunderbare liebt, Eindruck zu machen. Auch er hatte übrigens seine bestimmte Idee,

welche, den Umfang abgerechnet, dem Gedanken des Fergus in Etwas glich.

In der ersten Unterhaltung hatte Randal die Oberhand, er war der Mann, welcher rieth, welcher einen Dienst erwies.

Wer ihn nach einem Monat gefragt hätte, warum sie die Rollen vertauschten, warum Fergus über ihn völlige Herrschaft gewonnen, warum er, der Aeltere, der Erfahrnere, der Stärkere seinen Geist dem seines jungen Genossen untergab? wäre sicherlich ohne Antwort geblieben. Vielleicht merkte er es selber nicht, immer aber war das Faktum unbestreitbar. Die Ueberlegenheit war nicht nur nicht mehr auf seiner Seite, sondern auch die Gleichheit verschwand jeden Tag mehr, und nach einem Monat hätte Randal, wenn er sein Gewissen befragte, dort die Gefühle eines unterworfenen Dieners entdeckt, der moralisch an das Schicksal eines Freundes von einigen Tagen gekettet war.

Er hätte gefunden, daß dieser durch eine Reihe unmerklicher, aber schneller Uebergänge sein Herr geworden war.

Randal erlag nach Mary Mac-Farlane zuerst diesem geheimen und unwiderstehlichen Zauber. Die Andern folgten. Wer immer sich Fergus O'Breane nahte und nicht zum Hasse gegen ihn jene Motive hatte, denen die Menschen vor allen gehorchen: Liebe, Ehrgeiz, Rache, wurde angezogen, verführt, unterjocht. Wer ihn haßte, wurde besiegt und zermalmt. Männer und Frauen stürzten ihm mit gleichem Feuer in die Arme. Er war für Diese ein Gott, für Jene ein König, und so wie die Liebe, die man für ihn fühlte, in Fieberwahn überging, ebenso verband sich die Freundschaft, die er einflößte, unvermeidlich mit Ehrfurcht. Es gibt eine allen großen Geistern gemeinsame Klippe, an welcher Fergus vielleicht gleich anfangs gescheitert wäre. Diejenigen, welche von großen Dingen träumen, können sich nur großartige Mittel denken, großartige Mittel

aber sind oft eben so wohl außer dem Bereiche, als das angestrebte Ziel. Randal sollte Fergus vor dieser Klippe bewahren. Er stellte seinen praktischen Sinn den blitzenden Theorien dieses furchtbaren Poeten an die Seite, welcher den Fall eines Reiches träumte, wie man ein Drama oder ein Lustspiel ersinnt, ohne daran zu denken, daß man hienieden für jedes Werk einen Ausgangspunkt nöthig hat, und daß der symbolische Sohn des Dädalus nicht einmal seine wächsernen Flügel hätte versuchen können, wenn er nicht auf die Spitze seines hohen Thurmes gestiegen wäre.

Randal Grahame diente dem durchdringenden, aber zu kühnen Genie des Fergus als eine Art von Gegenstellung, er zeigte ihm die Probleme, was Gelegenheit gab, sie durchzusichten. Von dieser Zeit an bediente sich Fergus des Werkzeugs, das ihm das Schicksal in die Hände gegeben hatte. Er liebte ihn, aber er erhob ihn nicht zur Würde eines Vertrauten. Jedes Problem blieb aufgelöst in ihm selbst.

Randal, welcher den Plan des großen Kampfes nicht wußte und nicht wissen sollte, kannte nur Details, nur einige Scharmützel, bei denen er blinken sollte. Die Ueberfahrt war lang. Während der Stunden der Promenade auf dem Verdeck wurde Fergus in die Verfassung der großen Familie zu London eingeweiht, welche außer ihren hunderttausend Anhängern auf die eine oder die andere Weise durch straffe oder schlaffe Bande alle Outlaws der drei Königreiche mit sich verknüpfte.

Randal und er sprachen auch sehr oft von Mary, von Mary und Angus, für welchen O'Breane eine brüder'iche Zuneigung fühlte. Der ehrenwerthe Godfrey von Lancester hatte Mary aus der Meierei von Leed in Schottland entführt und zu Gretna-Green mit ihr sich vermählt. Mary's Verlust war für Fergus ein harter Schlag, aber die ernste Beschäftigung mit seinen Planen bewahrte ihn vor Verzweiflung. Gegen den Erben von

White Manor hegte Fergus eigentlich nicht mehr Haß, als gegen Betsy's Verführer.

Man hätte sagen können, daß sein Haß vollständig absorbirt wurde und durch keine besondere und individuelle Abneigungen inspirirt wurde, und daß er verstummte vor dem unversöhnlichen, gewaltig ertönenden Schlachtgeschrei gegen England selbst.

Nach einer fünfmonatlichen Ueberfahrt, auf welcher man nur ein Mal auf der Küste von Brasilien angehalten hatte, kam das Bayship auf der Höhe von Sidney an. Seit diesem Augenblick hatten Fergus und Randal einen Entweichungsplan bestimmt, dessen Ausführung, auf unbestimmte Zeit vertagt, wichtige Resultate haben sollte. Nach mehreren Formalitäten wurden der Kapitän und der Chirurg in das Haus des Gouvernements gebracht.

Der Kapitän war kaum abgegangen, als hundert Barken den Van Diemen in einem Augenblick umgaben.

Auf diesen Barken lachte, sang und schrie man. Männer, Frauen, Kinder jubelten den neuen Ankömmlingen entgegen. Alles war munter und frisch, Alles strotzte von Gesundheit. Ein glückliches Lächeln belebte alle Gesichter, die Bevölkerung athmete eine Fülle von materiellem Wohlsein.

In den Zeiten des Heidenthums war nach den Dichtern eine kleine Ecke auf dem Erdenrund, wo man das Unglück nicht kannte. Das glückliche Ländchen hieß Arkadien, es war von harmlosen Schäfern und rosenwangigen Schäferinnen — beide so unschuldig wie ihre Schafe — bewohnt. Die Kindheit war dort fromm, das männliche Alter müßig, aber unbescholten, das Alter im weißen Barte bekränzte sich in philosophischem Gleichmuth mit Weinranken, und trank Most aus steinernen Bechern, wie es Hirten der Vorzeit, in der Verehrung des Bacchus aufgewachsen, geziemte. Alles hatte mit einem Wort in diesem glücklichen Arkadien

der mythologischen Vorzeit einen kindlichen Duft von Unschuld und Natürlichkeit. Gerne möchten wir glauben, daß die Wölfe dort keine Zähne hatten.

Dieses Arkadien starb eines Tages an der eigenen Ungeschmacktheit. Ländliche Flöten, bebänderte Rohrpfeifen, rothwangige Schäferinnen, mit Blumen bekränzte Hirtenstäbe — Alles sank zumal in das Grab.

Wir Christen, noch mehr wir reformirte Christen, haben Arkadien wieder ins Leben gerufen. Nur haben sich die Sitten etwas geändert, unsre Schäfer verspeisen ungeheure Schnitten Ochsenfleisch und statt den Zuckersaft des Lotus einzusaugen, statt Milch zu trinken, berauschen sie sich im Rack.

Unser Arkadien, wir schwören darauf, wird nicht an Ungeschmacktheit sterben, Schäfer und Schäferinnen haben dort einen ziemlichen Hochgeschmack. Es ist nicht mehr die Unschuld, unschuldig bis zur Einfalt, es ist das gemästete glückliche Verbrechen, das sich spreizt und im Ueberflusse schwelgt; es ist die Schlange, welche Siesta hält und über der Arbeit der Verdauung entschlummert, es ist Newgate, durch einen Zauberschlag in ein irdisches Paradies umgewandelt.

Der Zweck ist erreicht, glauben wir, die schlechten Instinkte schweigen bei diesem völligen Mangel an Bedürfnissen. Derjenige, welcher stahl, um seinen Hunger zu stillen, welcher mordete, um zu leben, stiehlt und mordet nicht mehr.

Aber ist das nicht etwas Schmähliges? Wenn die Gesellschaft, welche stark ist, manchmal mild gegen das Verbrechen ist, muß sie sich bis zur Schwäche herablassen? Kapitulirt sie so mit dem, der sie angreift, während sie dem Unglücklichen, dessen einzige Waffe die Bitte ist, das Ohr verschließt? Was, Ihr, welche das Unglück umgibt, und auf die es von allen Seiten eindringt, ihr, deren Paläste sich buchstäblich im Schooße des Schmutzes erheben, ihr besitzet in der Ferne einen Zufluchtsort, eben so groß als reich,

ein Kanaan, dessen Oberfläche England zehn Mal in sich schlöße, ein Paradies, wo jener ganze, vor Hunger sterbende Haufe, dessen Röcheln euern Schlaf beunruhigt, leicht die Kraft und das Leben wieder fände, und ihr unterzeichnet nicht einen Paß in dieses gelobte Land, ohne daß man euch zwingt, indem man euch die Pistole auf die Brust setzt! Ihr stoßt diejenigen zurück, welche euch anrufen, ihr weichet denjenigen, die euch bedrohen. Unter dem Vorwand der Strafe belohnet ihr, und um eure Wohlthaten zu verdienen, muß man von euern Gerichtshöfen ein Certificat vorweisen, daß man getödtet und geplündert hat. O das ist Egoismus, aber Egoismus, noch mehr einfältig als schändlich, Egoismus, der durch Feigheit zum Wahnsinn wird.

Was wird geschehen? Wir sprechen nicht mehr von dem abscheulichen Elend, das euch belagert, und das ihr wie jene Wilden in Louisiana behandelt, welche ihre Kranken mit dem Tomahawk heilen, von jenem um sich greifenden Elend, das steigt und immer höher steigt und euch eines Tags erdrücken wird. Wir sprechen allein von den glücklichen Tagen, die ihr unsern Verbrechern in so reichem Maße bereitet.

Was geschieht? die Verurtheilten begehen das Verbrechen entweder aus Noth oder aus Lust. Das Verbrechen hat seine Priester, und der Trieb, dieser seltsame Rathgeber, reißt wie immer so auch hier mit sich fort. Gegen die ersten geht eure ganze Thätigkeit, ihr stopft sie voll; sie vergessen euch: so lange sie ihre Ration finden, bekommt ihr Frieden, ihr Ziel ist erreicht, sie verlangten von euch die Börse oder das Leben, ihr gebt ihnen die Börse, sie werden euch das Leben lassen. Aber die Andern, jene Fanatiker, jene künstlich verkehrten Herzen, denen diabolische Komplotte Vergnügen machen, sie, welche schaden, um zu schaden, wie ein Geiziger, welcher sammelt, um zu sammeln; glaubt ihr sie zu bessern? Wisset ihr nicht, daß sie, ein Mal deportirt, wiederkommen? — Auf welchem Wege? ist

einerlei, — sie kommen wieder. Sie fallen aus den Wolken, sie wuchern aus der Erde hervor. Mit einem Worte, sie kommen stärker, klüger, unterrichteter im Verbrechen zurück. Botanybay ist eine Universität wie Oxford, und Gott weiß, daß die Baccalaurei der einen gelehrter als die Doktoren der andern sind. Sie kommen zurück, und ihr erfahret täglich, daß die Deportation aus ihnen wahrhafte Teufel gemacht hat, welche keine Schranke aufhält, keine Gewalt ergreift, welche jenen im finstern hausenden Senat von londoner Missethätern vermehren, der an Geisteskraft und Scharfsinn fünfzig Mal unter hundert eurer unbeweglichen Pairie den Vorrang abgewinnt.

Hieraus folgt, daß der erkaufte Frieden, die Kapitulation das black-mail nur die mindergefährlichen eurer Feinde entwaffnet.

Die Ankunft des Bayships ist für die Kolonie stets ein festlicher Augenblick. Die alten Schulgenossen erkennen und grüßen sich, man ruft sich gegenseitig die Großthaten in die Erinnerung zurück.

Aber es war noch ein anderer specieller Grund da, daß der Van Diemen eine herrliche Aufnahme fand, dieses Schiff brachte außer den Verurtheilten eine ganze Garnison Frauen *) mit, welche die ersten Häuser in Sidney und Paramatta durch ihre Korrespondenten in London verschrieben hatten, und Jeder beeilte sich, die neuen Ankömmlinge zu sehen, und die Matrosen hatten große Mühe zu verhindern, daß die Neugierigen nicht auf das Verdeck einbrachen.

Die Ausschiffung fand einige Tage nachher statt, weil es gewöhnlich ist, daß der Oberaufseher über die

---

*) Die Aufträge werden ganz in kaufmännischen Formen abgefaßt:

„Nach Sicht belieben Sie fünfzig Frauen geeigneten Alters, in gutem Stand an Geist und an Körper, anher zu spediren. Die Unkosten wollen Sie uns in Rechnung bringen.

öffentlichen Arbeiten an Bord kommt, wenn die Verurtheilten bereits durch frische Lebensmittel erquickt und neu gekleidet sind, um diejenigen unter ihnen zu wählen, welche von dem Gouvernement verwendet werden sollen. Sobald die Deportirten den Fuß an das Land gesetzt hatten, wurden sie von dem Gouverneur gemustert.

Dieser Gouverneur, ein achtbarer Gentleman, ging ganz auf die Ansicht seiner Gebieter ein und hatte viel dazu beigetragen, aus Sidney einen wahren Lustort zu machen. Er richtete Glückwünsche an den Kapitän, Komplimente an den Doktor und eine rührende Anrede an seine neuen Untergebenen. Als dieß geschehen war, traten die Australischen Industriellen herbei und trafen ihre Wahl, indem sie sich verpflichteten, für jeden Verurtheilten, der in ihrem Dienst verwendet würde, gutzustehen. Diejenigen, für die man sich nicht verbürgte, wurden in das Gefängniß geführt.

Diese Industriellen sind, wohlverstanden, solche Leute, welche nach Ablauf ihrer Strafzeit, oder selbst vorher, durch ein Reskript des Gouverneurs in die bürgerlichen Rechte von Neu-Südwales aufgenommen sind, oder auch nur Verurtheilte, die durch eine Heirath in der Colonie legitimirt worden sind.

Ist diese ausgezeichnete Gunst, welche Heirathen, die Gott weiß wie, zu Stande kommen, und sich eben so leicht wieder auflösen, nicht ein sicheres Zeichen von dem Wiedererstehen des goldenen Zeitalters? Auf der einen Seite ein unverbesserlicher Bösewicht, auf der andern Seite eine Kreatur, die allen Schimpf eingesteckt hat. Beide sind in Ketten. Sie heirathen einander. Dies einzige Faktum macht sie frei. Der Schurke wird ein ehrlicher Gentleman, die Verbrecherin zur respektablen Lady, und die Polizeisoldaten heben sie mit vieler Rücksicht auf, wenn der Rack sie in irgend einer Gosse von Sidney zur Ruhe gelegt hat.

Fergus und Randal, für die sich zu Sidney Nie-

mand verbürgt hatte, wurden beide nach Paramatta gewiesen.

Das Leben der Verurtheilten in Neu-Südwales ist glücklich und einförmig. Randal und Fergus, bei demselben Herrn untergebracht, bauten auf den Grundlagen ihres Werkes fort.

Nach sechs Monaten sollte die Ausführung des Plans, der genugsam gereift war, beginnen. Randal verheirathete sich.

In Paramatta war eine Spinnerin, Maudlin Wolf, deren Leben ein förmlicher Roman war*). Man glaubte, sie sei französischen Ursprungs, und in dem Protokoll ihrer Verurtheilung wurde sie wirklich unter dem Namen Madeleine le Loup Contessa Cantacuzeno aufgeführt. Zu London, wo sie seit ihrer ersten Jugend ihre Residenz gewählt hatte, war sie lange Zeit die Löwin des Tages gewesen. Ihre Schönheit mußte nie ausnehmend gewesen sein, und die Dandys einer gewissen Periode behielten immer noch eine galante Erinnerung an die unendlichen Grazien ihrer Person und behaupteten, daß es seit der Contessa in London keine in allen Stücken so vollendete Abenteurerin gegeben habe. Sie war wohlgebildet und von scharmanter Haltung, obgleich ihr Wuchs weit unter dem mittleren war und besaß, wie es scheint, im höchsten Grad die Kunst, die kältesten Herzen an sich zu ziehen, und die Schnüre der am festesten geschlossenen Börsen aufzulösen.

In ein paar Saisons blendete sie London mit ihrer Pracht, dann, mitten unter ihren Triumphen in die famöse Diamanten-Geschichte der Herzogin von Devonshire verwickelt, wurde sie der Verheimlichung überwiesen und auf einen Hulk gebracht.

*) In Paramatta kratzen die Verurtheilten Wolle, spinnen und weben, um aus dem so gewonnenen Stoffe die Kleidungen der Verurtheilten zu fertigen.

Dieß war ein Verlust für die Familie: denn Maudlin Wolf oder die Contessa Cantacuzeno war die verschmitzteste Frau, die man finden konnte, und das Resultat der Dienste, die sie geleistet hatte, indem sie der Association die Kasse ihrer reichen Beschützer überlieferte, läßt sich nicht berechnen.

Man legt nicht leicht eine Faulheit ab, die man sich in einem zügellosen Luxus angewöhnt hat. In Neu-Südwales büßte sie grausam für ihr früheres Glück. So gering auch die jedem Verurtheilten auferlegte Tagesarbeit ist, so wurde sie doch für die feinen Finger der Gräfin Cantacuzeno zu schwer. Während der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Sidney bot sie, um sich der Arbeit zu entziehen, alle Feinheiten jener weiblichen Diplomatie auf, die ihre Herrschaft in London gesichert hatte. Sie war damals jung und hübsch, der Zauber wirkte. Irgend ein derber Freigelassener deckte sie mit seiner interessirten Protektion.

Aber Maudlin war lange in der Colonie. Die Grazien ihrer kleinen Person, feine, artige, pikante Grazien, die, um zu gefallen, sich mit der Jugend in all' ihrer Blüthe verbinden mußten, nahmen unmerklich ab und verschwanden am Ende.

Die Gräfin Maudlin hätte noch durch die außerordentliche Gewandtheit ihres Geistes geherrscht; aber in Sidney ist diese Münze nicht in Cours.

Man schickte Maudlin nach Paramatta, erstes Exil, erster Sturz.

Man mußte arbeiten, Maudlin versuchte es und entfloh dann. Man brachte sie nach George's-River. Neue Revolte, Entrüstung, neues Exil.

Windsor! ein edler Name, dessen königliche Harmonie im Herzen der verhärtetsten Verbrecher eine Erinnerung erweckte! Die arme Maudlin sollte auf der Leiter des Elends noch um einen Grad tiefer herabsteigen. Windsor war zu dieser Zeit die von Sidney entfernteste, traurigste und unwirthlichste Niederlassung; da

aber Maudlin auch hier noch aufrührerische Gedanken hegte, legte man ihr ein eisernes Koller um den Hals und brachte sie in die Minen von Coalriver.

Sie blieb ein Jahr in den Bergwerken. Als ihre Strafzeit abgelaufen war, kannten sie ihre Genossinnen nicht mehr: ihr Gesicht hatte unzählige Runzeln; ihre Taille war gekrümmt, sie war alt.

Indessen blieb ihr Herz jung, ihr Geist, unruhig, im Uebermaß thätig, aufrührisch, behielt seine ganze Lebhaftigkeit. Sie arbeitete, um nicht in die Minen zurückzukehren, aber in ihrem Innern kochte ein tiefer Groll gegen ihre Verfolger. Sie sann auf Alles, sie setzte Alles in Bewegung, sie gebrauchte alle List, und es gelang ihr, die Regierung in eine Menge Stänkereien zu bringen.

Zur Zeit der Ankunft Fergus und Randal's in Sidney war Maudlin Wolf eine Person, auf die man rechnen mußte.

Sie war mit allen Unzufriedenen verbunden, genoß das Vertrauen der gefährlichsten deportirten Mitglieder der Familie und unterhielt verborgene Verbindungen mit jenem undisciplinirten Theile der Kolonie, welcher mit der Regierung in ewigem Krieg leben wird.

Man sagte sich dies, man behauptete, daß Maudlin von der Entweichung des Methodisten Smith, der auf den Gouverneur eine Pistole abgeschossen hatte, genau unterrichtet war; man behauptete, daß sie mehr als ein Mal über die Barrieren gegangen und den Weg nach den blauen Bergen eingeschlagen habe, um Waterfield, dem Tödter wilder Stiere, welcher alle Fleischer der Kolonie ruinirte, weil er ganze Heerden massakrirte und das Fleisch zu so niederem Preise verkaufte, daß die Arbeiter, von ihm gefüttert, nicht mehr arbeiten wollten, Kunde zu bringen. Der Regierung kamen diese Gerüchte zu, aber der Maudlin war nicht beizukommen.

Diese Maudlin Wolf heirathete Randal Grahame, um sogleich frei zu sein und sich sodann durch ihre Vermittlung mit Smith, Waterfield und einigen andern kühnen Abenteurern in Verbindung zu setzen, deren Beihülfe sich zu sichern, ihm von Wichtigkeit war.

24.

Der König Lear und die Königin Mab.

Sechs Männer waren um ein großes Feuer in der Mitte eines kleinen, gelichteten Flecks in einem dichten Walde versammelt. Die Nacht war finster und mondlos. Wenn das Auge dem Rauchbogen folgte, der schneckenförmig von dem Feuerherd aufstieg, gewahrte es auf dem schwarzen Grunde der Finsterniß nur hohe Baumstämme, auf einer Seite vom Schein der Flamme geröthet, und auf ihren Gipfeln von dem dünnen Blätterdach der tropischen Wälder bekränzt.

Vor der Flamme auf zwei in die Erde eingeschlagenen Gabeln, trug ein Prügel quer übergelegt, ein gewaltiges Viertel von einem Kanguru, welches, halb geröstet, einen Appetit erregenden Geruch verbreitete.

Wenn ein Windstoß die Flamme mehr auftrieb, erschienen im Hintergrunde die Umrisse einer mit Astwerk bedeckten Hütte, an deren Wänden zwei oder drei Flinten mit schwarzen, mit dunkeln Stahlbändern geäderten Läufen lehnten, zu deren Fabrikation die Engländer damals das Geheimniß besaßen.

Die sechs Männer waren in einem Halbkreis gelagert. Randal Grahame und Fergus O'Breane trugen um ihr Deportirtenkamisol einen Gürtel, in wel-

chem Pistolen staken. Nach ihnen kam ein junger Mann von gesetzter, ernsthafter, beinahe ascetischer Miene, welcher mit einer Hand den improvisirten Bratspieß drehte, an welchem das Känguruviertel briet, und mit der andern den durch langen Gebrauch glänzend gewordenen Einband einer kleinen, mit metallenen Schlössern versehenen Bibel liebkoste. Man nannte ihn den Major, oder Smith den Methodisten. Unter letzterem Namen war er wegen eines Kirchenraubes zu fünfzehn Jahren Deportation verurtheilt worden.

Der Mann, welcher in dem Grase neben dem andächtigen Methodisten saß, hatte ein schönes, von einem dichten Barte umschlossenes Gesicht, was zur Genüge sein wildes Handwerk anzeigte: denn der Bart ist auf Botanybay ebenso streng verpönt, als in London, und man würde dort nicht leicht einen in Ehren etablirten Bösewicht finden, der nicht sein Kinn mit großer Sorgfalt vom Barte gereinigt hätte. In diesem glücklichen Lande, wo zwei Dutzend Räubereien oder drei bis vier Mordthaten kaum hinreichen, den Leuten Stoff zur Unterhaltung zu geben, wird ein Bart für shocking erklärt. In der That der Bart gibt einen Anschein von Wildheit, und die Gentlemen auf Botanybay bedürfen dessen nicht.

Der wilde, nicht rasirte Nachbar Herrn Smith's, nannte sich Waterfield, und hatte Sidney verlassen, um den Myriaden von Rindern den Krieg zu erklären, die, wie man sagt, von drei Exemplaren dieser Species ausgegangen sind, welche von dem ersten Gouverneur im Jahr 1790 dahin gebracht worden waren und sich in solchem Maße fortgepflanzt haben. Dieser Waterfield war groß, jung und stark. Er trieb seit einem Jahre diesen seltsamen Erwerbszweig trotz dem Statthalter und allen Fleischern in der Kolonie. Diese letzteren Gentlemen haben ganz einfach einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Das fünfte Individuum war ein Greis. Seine nachdenkliche, etwas ironische Miene hatte einige Aehnlichkeit mit derjenigen des französischen Diploma-

ten und Fürsten Talleyrand Perigord. Er barg denselben Scharfblick unter dem klugen Schimmer des halbgeschlossenen Augenlieds, besaß dieselbe Feinheit des Spiels der Linien um den Mund.

Wir müssen jedoch sogleich bemerken, daß der alte Ned Braynes, bekannter unter dem Namen König Lear, keine Ansprüche machte, die Aehnlichkeit mit dem berühmten Botschafter weiter zu treiben.

Er war ein kühner, besonnener, beharrlicher, unermüdlicher Bösewicht. Den Namen König Lear, den er in der Geschichte von Newgate berühmt gemacht hat, bekam er von seinem früheren Schauspielerleben. Die Leute von der Familie sprechen diesen Namen immer noch mit Ehrfurcht aus, und der Schließer Noll Brye kratzt sich oft noch hinter dem Ohr, wenn er an die ihm von Meister Ned Braynes gespielten Streiche denkt.

Der Sechste war endlich ein kahlköpfiger Neger, der deshalb Absalon genannt wurde. Absalon hatte eine abscheulich eingedrückte Nase, weiß und schwarze Augen, große Augapfel und vier Pfund Lippen.

Als Mister Smith vergaß den Bratspieß zu drehen, ersetzte ihn Absalon.

Unser Schauplatz ist in den Palmenwäldern des Eagle Rivers, fünf bis sechs Meilen südöstlich von Paramatta und ungefähr sechszehn Meilen von dem Hafen von Sidney.

Unsere Leute schienen unruhig und ungeduldig auf Jemand zu warten, und nur der Neger Absalon schenkte dem Kangurubraten seine volle Aufmerksamkeit.

„Wissen Sie, Mister Grahame," fragte plötzlich der Ochsentödter, „daß ich hundert Guineen monatlich in der Kolonie gewinne?"

„Bis die Kolonie Sie an den Galgen bringt, Paul; ich weiß das wohl," antwortete Randal.

„Was mich betrifft," bemerkte Mr. Smith, „so kann ich eben nicht sagen, daß ich hier glänzende Ge-

schäfte mache, seit mich der Teufel getrieben hat, meine Pistolen auf den Statthalter abzuschießen ... Aber es handelt sich vor Allem, ob unser Handeln in dieser Geschichte unsündhaft gewesen ist? ..."

„Schlagt Eure Bibel auf, Major," versetzte Randal, „dann werdet Ihr finden, daß die Kinder Israel dadurch, daß sie die Philister plünderten, des Namens Volk Gottes nicht verlustig wurden."

„Wahr!" sagte leise Smith! „meine Bedenklichkeiten gehen oft zu weit, Mister Grahame."

„Major, Ihr seid ein Heiliger," sprach König Lear. „Das weiß alle Welt, und nur um Euch nicht zu weit von dem Altar zu entfernen, habt Ihr die Kirche bemaust! ... Jetzt aber meine ich, Freund Randal, daß Ihre Frau dieß Mal lange auf sich warten läßt ... die Flut wartet auf Niemand, und wir haben heute Nacht noch fünfzehn (englische) Meilen zu machen.

„Gewiß, gewiß!" antwortete Randal, „aus demselben Grund hatte auch mein armes Weib Maudlin sechszehn Meilen, um zu uns zu kommen."

Es folgte augenblickliche Stille, während welcher man blos die Nachtbrise durch die Blätter sausen und das ganz eigenthümliche Geräusch hörte, welches das Opossum macht, indem es das Ende seines langen Schwanzes um einen Ast rollt, um seinem Körper einen Schwung nach vorn zu geben und von einem Baum auf den andern zu springen.

Absalon überwachte den Braten an dem Feuer.

„Sie kenne ich schon lange," begann Ned Braynes, „Freund Randal, und traue Ihnen. Waterfield ist ein zuverläßiger Junge, und Niemand kann läugnen, daß der Major ein guter Christ sei. Da sind wir fünf ehrliche Gesellen, welche das Herz am rechten Fleck haben. Denn Absalon, ein Prinz vom Geblüte der Congokönige, ist neben Männern von unserer Wichtigkeit an seinem rechten Platze. Aber wer ist denn der sechste da, wenn ich fragen darf?

Dieß zielte unmittelbar auf Fergus, der noch nicht das Wort genommen hatte.

„Der sechste ist unser Chef, König Lear," antwortete Randal gut gelaunt.

Die vier Deportirten betrachteten jetzt Fergus mit argwöhnischer Aufmerksamkeit. Absalon selbst sperrte den blendenden Schmelz seines Auges auf, um ihn besser zu betrachten.

Fergus erröthete. Es war Scham. Fergus fühlte einen tiefen Widerwillen, als er sich diesen Menschen gegenüber sah, die er sich zu Verbündeten machen mußte. Fergus hatte von königlichen Schlachten geträumt und verlor beinahe den Muth bei dem Gedanken, daß er Mörder und Räuber zu Soldaten haben sollte.

So sollte es einmal sein. Ein Sophist hätte sich sogleich gesagt, daß die Genossen des Gründers von Rom gleichfalls Räuber und Mörder waren, daß die Soldaten des Spartacus mit allen Verbrechen befleckte Sklaven waren. Aber Fergus war kein Sophist. Er fühlte, und diese erste Musterung seiner seltsamen Armee stellte ihn in seinen Augen in die Reihe gemeiner Banditen.

Aber seine fixe Idee war schon zwei Jahre alt, und nur auf einen Augenblick ließ er sich von dem Widerwillen bewältigen. Er raffte sich gleich wieder auf, und sein Wille war wie immer unbezähmt.

Die vier Verurtheilten hatten seine Aufregung bemerkt und waren hundert Stunden weit von der Ahnung der Motive entfernt.

„Oh! Oh!" rief König Lear. „Der hübsche Junge will unser Chef sein?"

„Welche Ansprüche hat er?" fügte er mit einer Anwandlung unheimlicher Mißgunst hinzu.

„Ich hätte geglaubt," bemerkte Smith, indem er Fergus begrüßte, wie ein wahrer Gentleman hätte thun können, „daß man uns über die Wahl unsers

Chefs um Rath fragen würde. Das ist eine Sache, glaube ich, über die sich noch sprechen läßt."

„Edward Braynes, Paul Waterfield und Sie, Major oder Herr Smith," begann Randal, sich erhebend, „wir verhandeln hier eine ernsthafte Sache. Ich kenne Euch alle und kenne diesen Edelmann. Auf Ehre, der Beste unter uns reicht diesem nicht an die Knöchel. Das ist meine Meinung."

„Wie?" rief Waterfield.

„Von Dir spreche ich nicht, Paul," unterbrach ihn kalt Randal; „Du bist nicht der Beste... Du bist zwar viel werth, es ist wahr, Du bist stark, und fürchtest Gott und den Teufel nicht; aber Smith ist auch stark und fürchtet gleichfalls Nichts, ist aber zugleich der geschickteste Heuchler, den es unter der Sonne gibt, und doch würde ich noch vor Smith unsern lustigen König Lear stellen, der alle Welt nach seiner Pfeife tanzen lehrt, Alles errathet und über Nichts verlegen ist..."

„Ich sehe Dich kommen, Randal!" unterbrach ihn lachend seinerseits Edward Braynes; „trotz Deinem pomphaften Lobe ziehst Du mir, wie Du sagen willst, gleichwohl Deinen Schützling vor?"

„Du hast's noch nicht getroffen, König Lear!... Du vergißt den Absalon, der seines Gleichen nicht hat, wenn es gilt, einen Kangurubraten zu rösten und in vielen andern Dingen... Ich ziehe Dir Absalon vor... mich zieh' ich dem Absalon vor... und dennoch erkläre ich, daß ich ein Kind neben Fergus O'Breane bin."

„Lauter Mummereien!" brummte Paul, unzufrieden, daß man ihm die letzte Stelle angewiesen hatte.

„Niemand verwehrt Dir, Waterfield," versetzte Randal, „Dein Gewerbe die zwölf Jahre, die Du noch leben mußt, fortzutreiben."

„Das versteht sich!" rief der Rindertödter, vor Grimm erröthend; „und wenn ich euch angäbe?"

„Lassen wir das!“ sprach Fergus, vor Randal tretend, der sich zu einer Erwiderung anschickte. „Was muß ich diesem Menschen thun, um zu zeigen, daß ich besser bin, als er?“

Der Ochsentödter sprang, schäumend vor Wuth, auf die Beine.

„Du mußt mir zeigen, daß Dein Blut reiner ist, als das meinige, irländischer Bettler!“ rief er. „Glaubst Du, in's Teufel's Namen! daß ich nur Stieren die Haut abziehen kann?“

Er hatte mit ungestümer Heftigkeit das lange Messer, womit er die Ergebnisse seiner Jagden zu zerstücken pflegte, aus der Scheide gezogen und sich mit Blitzesschnelle auf Fergus geworfen. Umsonst wollte Randal diesen perfiden, plötzlichen Angriff pariren. Er hatte nicht mehr Zeit, und die beiden Gegner rollten mit einander auf den Boden. Man sah sie einen Augenblick verworren im Staube sich abkämpfen. Dann aber erhob sich Einer von ihnen: es war Fergus. Er hielt Paul's Messer in der Hand.

Dieser Kampf war so plötzlich entstanden und verlief mit solcher Schnelligkeit, daß die Umstehenden, außer Randal, verdutzt und stumm wie auf den Boden festgebannt stehen blieben. Der Neger hatte seinen Bratspieß verlassen und sperrte hoch erstaunt die Augen auf.

Weder er, noch die Andern hatten wohl erwartet, daß Fergus zuerst aufstehen würde. Das Gesicht des jungen Irländers, durch die augenblickliche Anstrengung belebt, hatte jenen Ausdruck unwiderstehlicher Macht, welche oft in Stunden höchster Gefahr wie ein Heiligenschein seine Stirn umstrahlte. Sein stattlicher Wuchs hatte sich zu seiner vollen Höhe erhoben und sein Auge flammte und warf stolze Blitze.

Die fünf Deportirten glaubten, es sei um Paul Waterfield geschehen und dachten nicht daran, ihm zu Hülfe zu kommen, so sehr fühlten sie sich im Augenblick von Fergus Ueberlegenheit bewältigt; aber dieser,

statt ihn niederzustoßen, ließ das Messer fallen und kreuzte die Arme über die Brust.

„Du siehst," sprach er mit Ruhe, „daß ich besser bin als Du."

Waterfield stand auf mit gequetschten Gliedern, hob sein Messer vom Boden auf und schien im Geiste die feine Zartheit der Formen des Fergus mit seinen Gliedern und seinem Athletentorso zu vergleichen.

„Es ist wahr," sprach er mit einer Rohheit, in der sich Freimuth und Verdruß zu gleichen Theilen mischten; „der Teufel hole mich, wenn ich weiß, wie diese weiße Hand am Ende eines Weiberarms meine Hand verdrehte, bis ich ihn fahren ließ; aber es ist so, verlieren wir kein Wort darüber... ein anderer Punkt ist," fügte er, seine Stimme mildernd, hinzu: „Gentleman, Sie haben mein Leben geschont, aus dem ich mir zwar nicht viel mache, aber das ist gleich, bei Gelegenheit rechnen Sie auf Paul Waterfield!"

Kaum waren diese letzten Worte gesprochen, als ein boshaftes Gelächter, das keine Kehle der sechs Deportirten hervorbringen konnte, beinah in ihrer Mitte erscholl, so daß sie alle zusammen fuhren. Zu gleicher Zeit glitt eine menschliche Gestalt von ausnehmender Kleine und wirklich phantastischem Aufzuge zwischen Smith und dem Neger durch und kauerte am Feuer nieder.

„Die Königin Mab!" rief Edward Braynes.

„Maudlin!" riefen die Andern plötzlich, an die Veranlassung ihrer Vereinigung erinnert.

Maudlin hatte auf der andern Seite des Feuers Platz genommen, so daß sie die Versammelten vor Augen hatte. Ihre langen schwarzen Haare, durch die Schnelligkeit des eilenden Laufes aufgelöst, fielen rings um sie her und berührten beinahe den Boden. Ihre Runzeln verschwanden in der unsichern Helle des Feuers, deren rothe Reflexe lebhafte Farben auf ihre Wangen warfen; die Spur ihrer Leiden und ihrer Jahre ver-

wischten sich auf ihrem wieder jung gewordenen Angesicht. Es war gewisser Maßen eine flüchtige Rückkehr ihrer unter den Freuden London's vor Zeiten so mächtigen und in dem kalten Grabe des Koalrivers gebrochenen Reize; sie fand hier wieder, ohne es zu wissen, für einige Minuten in diesem phantastischen Halblichte den vergessenen Zauber ihres feurigen Blickes und feenhaften Lächelns.

„Bravo! rief sie immer noch lachend, „bravo Paul! an der Stelle dieses Gentleman, meines Freundes, hätt' ich Dir als einem rasenden Ochsen den Garaus gemacht! Guten Abend, mein alter König Lear, guten Abend, Major Bibel; guten Abend langhaariger Sohn David's, ehrlicher, würdiger Absalon, guten Abend, Randal, mein lieber Mann... Ihr wollt Neuigkeiten? schon recht, aber ich bin außer Athem, und es ist mir unmöglich, ein einziges Wort auszusprechen."

Nach diesem Eingang, in einem schäckernden Tone und mit einer Zungenfertigkeit gesprochen, die ihre letzten Worte Lügen strafte, öffnete Maudlin Wolf eine weißblechene Flasche, die an einem Bandelier um ihre Taille hing, und schüttete auf ihren Knieen in ihre hohle Hand ein wenig Haber, den sie sorgfältig beutelte.

„Nun, Maudlin, sei vernünftig," sagte Randal. „Was bringst Du uns Neues?"

„Es sind Steinchen in diesem Haber, lieber Mann," antwortete Maudlin ernst. „Der Kaufmann, von dem ich ihn habe, ist ein Dieb."

„Ein elender Dieb, Königin Mab," bestätigte Ned Braynes; „aber was melden Sie uns?"

„Sind wir nicht alle Diebe, wie wir hier sind, König Lear? Ich will Ihnen Alles sagen, was Sie wollen, nur lassen Sie mich zu Athem kommen! Baby!" sie sprach diesen Namen leise und begleitete ihn mit einem Pfeifen.

Gleich darauf hörte man ein Geräusch in dem Walde. Die Lianen, welche an der Wölbung der gro-

ßen Bäume hingen und sich beinahe bis zum Boden verschränkt hatten, trennten sich, um einem hübschen Thierchen, das kaum so groß war als ein Reh, den Durchgang zu gestatten. Es sprang auf den Rasen, steckte seinen hübschen Kopf zwischen die Kniee der Maudlin und schickte sich an, den bereit gehaltenen Haber zu verzehren.

Die Deportirten kannten zu gut die Laune Maudlin's (welche der alte Braynes, ein aufgeklärter Liebhaber Shakspeares, Königin Mab zubenamst hatte, weniger noch wegen ihrer kleinen Taille, als um auf ihren phantastischen Charakter anzuspielen), um weiter in sie zu dringen. Sie geduldeten sich.

Maudlin wartete, bis Baby ihre Ration Haber bis auf das letzte Körnchen aufgezehrt hatte.

„Kusche Dich, Gazellchen," sprach sie dann, „Du hast fünfzehn Meilen heute Abend gemacht, und wirst vielleicht noch weitere fünfzehen machen ..."

„Noch diese Nacht also?" unterbrach sie Randal lebhaft.

„Lieber Mann, Du hast große Eile," versetzte Maudlin, „es scheint mir, daß Ihr eben noch mehr beschäftigt waret, Euch wie wilde Bestien zu würgen, denn als vernünftige Männer über Angelegenheiten des Lebens und des Todes zu berathen ... Da, Euer Fleisch ist fertig. Esset, glaubet mir ... wer weiß, ob Ihr in Eurem Leben hinfort noch Kanguru verspeisen werdet."

Der kahle Neger, begierig, diesen Rath zu benützen, nahm den Braten behende vom Spieß und legte ihn auf ein Blätterbett vor sich hin. Smith legte die Bibel bei Seite, um sein Messer in die zarteste Parthie des Lendenstücks zu stoßen: das Fleisch gewann es über den Geist.

Während sie ihr Mahl hielten, legte sich Maudlin bequem in das Gras und fand es geeignet, endlich mit ihrer Botschaft hervorzurücken.

Sie that es in klaren, deutlichen Ausdrücken, indem sie Nichts vergaß, Alles an die rechte Stelle that und bewies, daß man keinen verständigern Boten hätte wählen können.

„Bravo, Maudlin, bravo, Königin Mab!" rief Ned Braynes, als sie geendigt hatte. Man kann eine schlechte Botschaft nicht lustiger an den Mann bringen.

„Der Teufel hole diesen Kreuzer!" rief Paul.

„Das ist eine verunglückte Spekulation," brummte Randal, „und es bleibt uns Nichts übrig, als wieder nach Sidney zu gehen!"

Maudlin hatte ihren scharfen Blick auf Fergus gerichtet, der in tiefe Träume versunken schien.

„Der Gentleman hat noch nicht gesprochen," bemerkte sie.

Bei dieser indirekten Frage fuhr Fergus auf.

„Wollen Sie mir gehorchen?" fragte er schnell.

„Ja!" antwortete Randal.

Die Andern zögerten. Maudlin runzelte die Stirn und stampfte vor Ungeduld auf den Boden.

„Was mich betrifft," sagte endlich der Ochsentödter, „so weigere ich mich nicht, denn Sie haben das Herz am rechten Fleck und einen guten Arm."

„Ich gehorche Ihnen," bemerkte Smith, „wenn Sie uns auseinander setzen."

„Ich setze Nichts auseinander."

„Gott bewahre!" rief Ned Braynes, „ich bin der Ihrige und schwör' Ihnen Treu und Gehorsam für mich und den würdigen Absalon."

„Ich folge dem Beispiel der Andern," brummte Smith.

Sie standen auf und Fergus sprach:

„Meine Herren, steigen Sie zu Pferde. Wir müssen vor Ende der Nacht an der Küste sein."

Sechs Pferde standen bereit und warteten in geringer Entfernung von der Hütte des Ochsentödters: denn die Expedition war schon lange zum Voraus kom-

binirt und nur das von Maudlin gemeldete unvorhergesehene Hinderniß hatte einige Zögerung verursacht.

Einige Augenblicke darauf saß Alles im Sattel, Maudlin wie die Andern.

Man galoppirte davon. Es war noch Nacht, als sie das Meer zu Gesicht bekamen, und eine minder dunkle Linie wurde im Osten weiß und schied die hohen Silhouetten der Palmbäume. Die Dämmerung mußte sogleich anbrechen.

Die Stelle des Strandes, wo die Reiter hielten, war ganz verlassen. Die Pferde wurden an die letzten Bäume gebunden, und die Truppe gelangte an den Rand des Meeres.

„Das Signal!“ rief Fergus.

Waterfield hielt ein Ochsenhorn an den Mund und ließ drei heisere, in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte Töne vernehmen, welche die Echo's des Innern einander zusandten und die dann in den fernen Wäldern erstarben. In demselben Augenblick erglänzte eine schimmernde Helle auf der hohen See, indem sie hie und da die Spitzen der Wogen beleuchtete. Dieß war das Werk einer Sekunde, die Helle erlosch wieder plötzlich.

Die sechs Deportirten lagerten sich am Ufer und warteten.

25.

Zwanzig Zentner Menschenfleisch.

In dem Hafen von Sidney lag ein Bayship, das nach England zurück fahren wollte. Die sechs Deportirten, welche wir in dem Gehölz von

Eagle River versammelt sahen, hatten den Entschluß gefaßt, sich desselben zu bemächtigen.

Maudlin, nach Sidney abgeschickt, um zu erfahren, ob die Verschworenen dieser Stadt sich eine Barke und Waffen hätten verschaffen können, brachte zwei Nachrichten, statt einer. Die Barke war bereit und bewaffnet, aber ein Kreuzer Sr. Majestät lag auf der Rhede.

Dieser Kreuzer hatte sich der Küste genaht, um seine Mannschaft zu rekrutiren, welche von den französischen Korsaren, die in den letzten Jahren des Kaiserthums einen so grausamen Krieg gegen uns führten, decimirt worden war. Es war die Korvette Ceres mit achtzehen Kanonen. Sie wollte die Befreiten pressen.

Die Nachrichten der Maudlin in Bezug auf die Korvette Ceres waren folgende:

Der Lieutenant Naper, welcher sie befehligte, hatte, wie dieß in ähnlichen Fällen im südlichen Neusüdwales geschieht, von dem Statthalter eine Anzahl Verurtheilte fordern lassen, die nach Ablauf ihrer Strafzeit nach England überzuschiffen geneigt wären. Das Gesetz gewährt aber in diesem glücklichen Verbannungsland weit mehr Schutz als in dem Mutterland. Bei uns darf man jeden Bürger, der zum Seedienst geeignet ist, aufgreifen. Dort darf sich unsre Marine wohl bedenken, ehe sie Hand an einen Dieb legt. Die natürliche Folge davon ist, daß das Verbrechen nicht allein ein offenbarer Vorzug ist, sondern selbst zur Aegide der Unverletzbarkeit wird. Wer das dolce far niente liebt und keinen Beruf für die glorreiche Laufbahn des Matrosen wider Willen in sich fühlt, muß entweder als Lord geboren oder Bandit werden. Das Erstere kann nicht Jeder, deßhalb beginnt man die Vortheile des Letztern zu fühlen, und jedes Vierteljahr muß Old-Court ein oder zwei Extrasessionen eröffnen. Auf

die Weigerung des Gouverneurs half sich Lieutenant Naper, so gut er konnte.

Zwei seiner Officiere landeten in Sidney, verständigten sich mit dem Oberaufseher über die öffentlichen Arbeiten, der in dem Rufe steht, daß er ein besonderes Geschick im Werberhandwerk hat. Er bekam eine hübsche Summe Dieß ist die Hauptbedingung jeder kordialen Verständigung, dann versprach er dreißig tollkühne Matrosen.

Die Einreihung fand auf die einfachste Weise von der Welt statt. Fünf oder sechs Vertraute des Oberaufsehers sollten den künftigen Matrosen tüchtig zu trinken geben, so daß man sie bis auf das Sandufer, eine nicht volle Viertelstunde von Sidney, den verabredeten Platz, führen konnte. Drei Trompetenstöße sollten das Signal für die Corvette sein, daß sie sogleich eine Schaluppe in's Meer bringen ließe. Das Uebrige sollte sich von selbst machen. Die dreißig Banditen würden am Morgen, zu Seeleuten Sr. Majestät degradirt, erwachen.

Dieß war ein Verrath, daß man durch Ueberrumpelung ausgediente Schufte zwingen wollte, die Rolle kühner, ehrlicher Leute zu spielen!... Aber London ist weit von Botany-Bay, und die zärtliche Mutter ist nicht im Stande, alle Gefahren, die ihre geliebten Kinder bedrohen, vorauszusehen.

Seit dem Abgang von Eagle-River ritt Fergus O'Breane schweigsam und nachdenklich inmitten seiner Begleiter, welche sich im Gegentheil munter unterhielten. Eine Stunde vom Strand entfernt hatte er Maudlin einige Minuten bei Seite ausgefragt.

Die Helle, welche man auf der hohen See auf das Signal des Ochsentödters gewahrte, kam von der Ceres.

In welcher Entfernung vom Strand liegt die Corvette?" fragte Fergus.

„Und das Bayship?"

„Liegt in dem Hafen, an dem Hafendamm befestigt.“

„So daß wir,“ bemerkte König Lear, „wenn wir uns des Bayship's bemächtigen, von der Korvette in den Grund gebohrt werden.“

Herr Smith stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Teufel!“ brummte Paul Waterfield, „mir ist nicht ganz wohl bei der Sache.“

„Und unsere Leute?“ fragte Fergus wieder Maudlin; „wo sind sie?“

„Fünfhundert Schritte von hier, unter der Spitze von Cow-Hill.“

„Wir haben eine halbe Stunde vor uns... Sind Sie gewiß, daß das genau die Stelle des Rendezvous ist?“

„Vollkommen, Sir... und da sie auf das Signal geantwortet haben, so hat der Oberaufseher sein Versprechen nicht halten können.“

Fergus bedachte sich einen Augenblick.

„Gentlemen,“ sagte er dann; „das Bayship ist ein elendes Fahrzeug. Zwischen ihm und der Corvette ist die Wahl nicht schwer.“

Waterfield brach in ein Lachen aus; Smith senkte den Kopf; der Neger Absalon rollte seine großen Augen; und König Lear machte eine Bewegung des Erstaunens. Maudlin klatschte in die Hände und rief „Bravo!“

„Erklären Sie sich, O'Breane,“ sprach Randal mit unruhiger Miene.

„Und bedenken Sie,“ fügte der alte Ned Braynes bei, „daß wir keine irrende Ritter sind.“

„Die Schrift sagt: „gib Dich nicht dem Teufel des Hochmuths hin!“ brummte Smith.

„Und steht nicht auch in der Schrift,“ rief Waterfield: „wenn es fünf brave Burschen mit einem Narren zu thun haben, lassen sie ihn stehen und gehen heim?“

„Mein Rath ist, wir nehmen die Corvette Ceres," erwiderte Fergus kalt, „statt daß wir uns mit dem dickleibigen Bayschiff befassen, wo wir dem nächsten Besten, der da käme, Preis gegeben wären... Randal, ich bitte Sie, gehen Sie nach Cow-Hill, und führen Sie auf der Stelle unsere Leute herbei."

Randal gehorchte, ohne zu antworten.

„Ich kehre zu meinen Ochsen zurück," erklärte Waterfield, indem er sich erhob.

„Kehren Sie zu ihren Ochsen zurück, Sir!... Sind wir einmal auf der Corvette, dann haben wir achtzehen Kanonen und das Meer ist unser."

„Man hat solch' verteufelte Piraten gesehen, welche ihre Millionen Pfund Sterling werth waren!" seufzte Herr Smith, dem das Wasser in den Mund drang; „aber das ist ein halsbrecherisches Handwerk."

Waterfield setzte sich wieder und wurde aufmerksam.

„Man kann sich für Millionen Pfund schon zu Tod schießen lassen," meinte König Lear bei einigem Nachdenken; „aber man muß Glück haben, nun scheint mir aber, daß Alles gegen uns ist... Die Corvette muß von 250 Mann bedient sein, sie verlangt 30, hat also noch 220.

„Wenn sie leer wäre," versetzte Fergus, „möchte ich sie nicht, denn wir könnten sie nicht manövriren."

„Sie haben also Einverständnisse auf dem Schiff?"

„Ich habe Einverständnisse auf dem Schiff," antwortete Fergus ohne Bedenken.

Der alte Ned sah ihn von unten auf an.

„Es ist bei alle dem möglich," murmelte er endlich; „und dann bin ich schon zu alt, um auf andere Weise reich zu werden, als durch das Handwerk des Piraten, ich folge Ihnen, wohin sie gehen, Herr O'Breane."

Der weiße Streif, der an dem Horizonte hinlief, fing an rosenfarbiger zu werden, aber die Gegenstände hellten sich noch nicht auf.

Die Barke, auf der sich die Verschworenen befanden, kam bald unter der Führung Randal Grahame's an. Sie waren ihrer acht und zwanzig.

„König Lear ist ein kluger Mann," bemerkte der Ochsentödter, „ich will die Geschichte auch mit machen, aber ..."

„Es gefällt mir nicht," sagte Fergus ernst, „daß Sie mit mir diskutiren, keine Aber ... diejenigen, welche mit mir sind, müssen gehorchen, das ist Alles."

„Recht, recht, Sir!" brummte Paul, über den geringen Werth, den man auf seine Hülfe legte, außer Fassung gebracht, „ich bin kein Mann, sehen Sie, der sein Wort zurücknimmt, und da ich schon so viel dafür gethan habe, um reich zu werden, so gehorche ich."

Die acht und zwanzig Verschworenen sprangen auf das Land. Es waren größtentheils große, kräftige und dem Anscheine nach entschlossene Leute, zum Theil einfache Verurtheilte; aber größtentheils gehörten sie zu jenen unbezähmbaren und kecken Bösewichten, welche eine erste Züchtigung nicht abschreckt und welche man vergeblich in die kalten Bergwerke von Koal-Riwer zu vergraben sucht. Sie sind gekettet, abgeschlossen, bewacht; sie leben zweihundert Fuß unter der Erde, aber wenn eine Empörung, ein verzweifelter Anschlag kommt, so sieht man sie wie Dämonen aus der Erde steigen, sie schlagen ihre Wächter mit den Trümmern ihrer Bande zu Tode, verrichten Wunder von Stärke, von Ausdauer, von Muth, und man kann mit Recht sagen, daß der niederträchtigste Schuft unter ihnen mehr Geschick und Kühnheit entwickelt, als man braucht, um ein halb Dutzend Helden zu machen.

Der alte Ned, Paul und Smith der Methodist mischten sich sogleich unter sie. Die Nacht war noch sehr finster, und doch erkannte man sich von beiden Seiten im Augenblick.

„Guten Tag, Tom! guten Tag, Samuel! guten

Tag, Toby, meine Jungen!" rief König Lear, „nun, bei Gott, lauter ehrliche Gesellen!"

Fergus hatte Randal Grahame bei Seite genommen.

„Kennen Sie diese Menschen?" fragte er.

„Beinahe alle," antwortete Graham, „aber der Teufel hole mich, wenn ich Ihren Einfall begreife."

„Kann man auf sie rechnen?"

„Je nachdem ... wenn der Handel ihnen gefällt!"

„Antworten Sie, Randal!" unterbrach ihn Fergus ernst. „Wir setzen hier Alles aufs Spiel, sind sie wacker?"

„Was das betrifft, ja, wacker wie die Teufel, und gehorchen auch, wenn's sein muß."

„Lassen Sie einen Kreis schließen," sagte Fergus, „die Zeit dringt ... ich glaube schon den Schlag der Ruder zu vernehmen."

Randal gehorchte und Fergus sah sich bald von achtundzwanzig Banditen umgeben.

„Gentlemen," sprach er, „Sie haben fünf Minuten Bedenkzeit. Die Frage ist folgende: Die Schaluppe des auf der Rhede vor Anker liegenden Kriegsschiffes ist in einer Viertelstunde hier, sie will dreißig Leute abholen, die man ihr an diesem Orte ausliefern soll, dreißig durch Trunkenheit zu Thieren gewordene Menschen, die man wie Wollsäcke einschiffen will. Ihr seid euer nur acht und zwanzig, aber dieser Neger hier und Herr Waterfield wollen die Zahl vollständig machen. ... Wollt ihr an Bord der Corvette gehen?"

„Verteufelter Einfall," brummte der Ochsentödter.

„Wozu?" fragten zwei oder drei Stimmen.

„Aha," rief König Lear, „ich begreife, das ist artig."

Um die Mühe des Enterns zu ersparen," antwortete Fergus; „um mit einem Mal und ohne Schwertstreich auf das Verdeck eines hübschen Schiffes zu kommen, dessen achtzehn Kanonen euch nunmehr den Rücken kehren werden."

Waterfield schlug sich vor die Stirn.

„Meiner Treu!“ rief er, „auch ich glaube zu begreifen ... Auf, meine Wackern! drei Hurrahs für unsern Commandanten! Das ist ein Coups, der die Mühe verlohnt!“

Fergus hatte Mühe, die plötzliche Begeisterung des Ochsentödters, der jetzt keiner Aufmunterung mehr bedurfte, Einhalt zu thun. Einige Worte setzten seinen Plan vollends ins Klare, dessen Kühnheit für seine seltsamen Soldaten viel Verführerisches hatte.

König Lear gab seine völlige Beistimmung, und Herr Smith bemerkte: daß man, ein Mal auf der Corvette angelangt, sich mit dem Himmel aussöhnen könne, indem man die Fackel der Wahrheit in wilde Erdtheile trage.“

Darüber ward kein Streit erhoben.

Auf Fergus Befehl streckten sich die acht und zwanzig Neuangekommenen, Waterfield und der Neger Absalon in Unordnung auf dem Sande umher, nachdem sie ihre Waffen und ihre Kleider verborgen hatten.

Fergus, Randal, König Lear und Smith verbargen gleichfalls ihre Waffen, blieben aber stehen. Maudlin setzte sich anf ein Felsenstück.

Man hörte jetzt vollkommen das Rudern der Schaluppe, die nur noch etwa hundert Klafter entfernt war.

„Rührt Euch nicht, unser Aller Leben steht auf dem Spiele, hier, auf der Schaluppe, auf dem Schiffe seid ihr trunkene Klötze, ihr schlafet.“

„Jeder von uns,“ unterbrach ihn der Ochsentödter, „hat Gelegenheit gehabt, diese Rolle mehr als ein Mal in natura zu spielen ... seien Sie ruhig, Commandant!“

„Ho!“ rief man von der Schaluppe.

„Hollah!“ antwortete König Lear.

„Wer seid Ihr?“

„Goddam, wer seid Ihr?“

„Midshipman von der Corvette Ceres.

„Wir sind,“ versetzte der alte Ned, „vier gute

Engländer, und die Königin Mab, meine Frau, alle aus dem Hause des Oberaufsehers, Herrn Cunning's, der dem Lieutenant Naper seine Komplimente vermelden läßt."

„Und dann?"

„Er sendet ihm hier, was Sie wohl wissen, Herr Midshipman."

Die Schaluppe war nur noch einige Klafter von dem Ufer entfernt, ein letzter kräftiger Ruderschlag trieb sie vollends heran. Nach einigen Augenblicken landete ein Kahn. Der Midshipman, ein Meister und fünf oder sechs Matrosen sprangen auf den Sand.

„Wir erwarteten Sie diese Nacht nicht mehr," sagte der junge Offizier.

„Wir sind etwas spät daran, es ist wahr," versetzte Ned, der wegen seines Alters die Rolle eines Vertrauten von dem Oberaufseher spielte; „aber diese braven Kinder können viel Rack führen, Midshipman, man brauchte sechs volle Stunden, um sie unter Schnaps zu setzen, ungefähr acht und zwanzig Centner, Sir, vorausgesetzt, daß jeder von ihnen hundert Pfund wiegt."

„Ah, bei Gott! sie sind betrunken!" rief in diesem Augenblick der Meister, welcher sie besichtigt hatte.

„Mister Jones," fuhr er fort, indem er sich an den Midshipman wandte, „es sind hübsche Jungen, meiner Seel."

Der junge Offizier nahm eine wichtige Miene an.

„Mister Cunning," sagte er, „hätte nicht gewagt, einem Offizier Sr. Majestät schlechte Waare zu schicken ... schafft sie hinein!"

Der Meister nahm sogleich Waterfield an den Schultern, während zwei Matrosen ihn an den Beinen griffen.

„Einer!" zählte der Midshipman.

Waterfield fiel schwer in die Tiefe der Schaluppe.

„Zu trinken!" lallte er mit schwerer Zunge.

Die Matrosen brachen in ein Gelächter aus.

„Zwei! drei! vier! fünf!" zählte der Midshipman, so wie einer der Deportirten wie eine Waarenballe in die Schaluppe plumpte; „eilt euch, Sam, lieber Junge, der Tag bricht an, sie haben von Allem geschickt, bemerkte der Mastmeister, selbst einen Moren!"

Absalon murmelte einige unverständliche Worte, und fiel in die Barke.

„Neun! zehen! eilf!" fuhr der Midshipman fort; „ich denke, Sir, Sie gehen mit uns an Bord, der Lieutenant Naper wird sehr erfreut sein, Sie zu sehen."

„Versteht sich, Sir, versteht sich," antwortete Ned; „der Lieutenant ist sehr liebenswürdig, und Sie sind ein junger Offizier von guter Erziehung, ich folge Ihnen mit meinen drei Kameraden und meiner Frau, die schon lange gern ein Schiff Sr. Majestät gesehen hätte."

„Teufel!" murrte Sam; „die vier Bursche gingen noch an, aber was fangen wir mit der Dame an?"

Der Midshipman befahl ihm, zu schweigen, und zählte weiter, bis Nichts mehr zu zählen war.

„Sam," sprach er, „reich' der Dame die Hand... mein Herr, steigen Sie gefälligst ein, dieß gibt noch weitere Reisegesellschaft, Sam, das ist Alles," fügte er bei, indem er sich an den Meister wandte, „wir behalten die vier Schelme und schicken die Dame zurück."

Der Midshipman war ein hübsches Kind von fünfzehn bis sechzehn Jahren, rosenwangig und blond, von sehr guter Familie und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen.

Aber man vergißt in unsern Schulen, unsere jungen Seeleute zu lehren, daß Treulosigkeit nicht zur Tüchtigkeit gehört und die Tapferkeit verunehrt. Man hat vielleicht im Ganzen recht, und während man sie diesen trivialen Grundsatz lehrte, könnten sie die Demonstration eines Theorems von höchstem Interesse versäumen.

Schon wirft man unsern Offizieren vor, daß sie

weniger gelehrt als diejenigen in Frankreich seien, was wäre es, guter Gott, wenn man sich einfallen ließe, ihnen noch Kurse in der Moral zu geben, denn unterrichtet sein bedeutet: die Algebra, die Geometrie, die Trigonometrie verstehen, und nicht auch nur die einfachsten Grundsätze der Ehrlichkeit lernen. Man legt kein Gewicht auf die Maximen der Weisheit und unsere Seeleute sind keine Quäker. Sie sind impertinent, brutal; sie treiben Handel mit Weißen unter dem Vorwand der Philanthropie, und beschönigen unter diesem Vorwand einen abscheulichen Handel mit Gift; sie insultiren die Schwachen, obgleich sie bei Gelegenheit nicht vor den Starken zurückschrecken; sie sind endlich — ach! das was wir sind...

Sam reichte Maudlin Wolf die Hand, und sie stieg in das zweite Boot, in dem sich bereits die vorgeblichen Diener des Intendanten befanden. Die zwei Ladungen stachen alsbald in die See.

Der Midshipman prüfte auf der Fahrt seine vier Gäste mit Neugierde. Fergus schien vor Allen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. „Dieser schöne Junge allein wiegt die dreißig unvernünftigen Bestien der Schaluppe auf," sagte er ganz leise zu dem Mastmeister; „gewiß, der König bedarf seiner."

„Wohl bedarf er seiner, Mister Jones," antwortete der Meister lachend, „und es wird genug sein, wenn wir die alte Dame, die Königin Mab, wie sie sie nennen, zurücksenden, um Herrn Cunning die Komplimente des Lieutenants auszurichten."

Der Morgen dämmerte. Die Korvette kam zum Vorschein, wie sie an dem Rosenhimmel die unbestimmten Umrisse ihres schwarzen Takelwerkes zeichnete. Man sah den Mast sich schwach und langsam wiegen. Sein Kiel verschmolz mit dem düstern Azur des Meers, wohin die Morgenröthe, unentschieden und umschleiert, noch keine Reflexe geworfen hatte.

Alles war an Bord ruhig und still, und nur als

die beiden Fahrzeuge in die Nähe der Korvette kamen, ließ eine Stimme vom Mastkorb ein „wer da?" ertönen.

Einen Augenblick darauf gelangte man an die Hissen. Die zwanzig Centner Menschenfleisch wurden nach einander auf das Verdeck gehißt, wo sie dann leblos und anscheinend jeder Bewegung unfähig, ausgestreckt lagen. Dann kam die Reihe an die vier Abgesandten des Herrn Cunning, auf welche die Königin Mab unmittelbar folgte. Die Auffahrt Ihrer Majestät rief von Seiten der Seeleute der Ceres manchen derben Spaß in das Leben. Wenn der Engländer scherzt, so erfährt man es an allen Enden der Welt, und er ist jenem gut gelaunten Bären nicht unähnlich, der seine Freunde mit Pflastersteinen zu Tod schlägt, um sie von einer Mücke auf der Wange zu befreien. Unsere Matrosen thun es uns Allen zuvor, und sind die furchtbarsten Hanswurste von der Welt. Die kleine Dame balancirte lange Zeit zwischen Himmel und Wasser, bis sie endlich wie ein Kinderball, halbtodt vor Schrecken, emporgeschleudert wurde.

Der Vicekommandant, ein alter Wolf, fragte endlich, über den gräßlichen Anblick unwillig, den Kopf aus einer großen Luke streckend:

„Ist man fertig?"

„Ja, Lieutenant," antwortete der Midshipman.

Jener stieg sogleich herauf und ließ sich eine Laterne bringen, um über die neuen Ankömmlinge Musterung zu halten. Während dieses Aktes theilte er hin und wieder unsanfte Fußtritte an die vermeintlich Betrunkenen aus, und versprach ihnen unter Flüchen, daß sie während der ganzen Kreuzfahrt Nichts als Wasser sollten zu trinken bekommen.

„Und was sollen denn diese da?" fragte er, auf Fergus und seine Begleiter zeigend.

„Dieß sind Leute," antwortete König Lear, „denen Sie hundert Pfund zu zahlen haben."

„Gut, gut!“ brummte der Lieutenant, „warum hat man diese Schelme mitgebracht, Mr. Jones?“

Der Midshipman näherte sich ihm statt der Antwort und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

„So! so!“ rief der Lieutenant, „ei! ei!... was Teufel! ... rufen Sie den Kommandanten!“

Es waren etwa vierzig Matrosen auf dem Verdeck, verschieden beschäftigt, und meist ohne Waffen. Es wurde immer heller. Der alte Ned stieß Fergus an den Arm.

„Nun?“ fragte er.

Fergus antwortete nicht. Er war bleich. Ein leichtes Zittern bewegte seine Lippe.

„Nun?“ sagte Randal, „wollen Sie warten, bis Alles auf dem Verdecke ist?...“

Fergus antwortete noch nicht. Etwas Ungewöhnliches ging in ihm vor. War es Furcht? Nein. Aber Cäsar zögerte ohne Zweifel, ehe er über den Rubicon ging. Eine eiserne Hand griff ihm an das Gewissen: das Signal, das er geben sollte, war der Tod eines Menschen.

Fergus zögerte nicht, weil in diesem Augenblick seine Unternehmung ihm riesenhafter, thörichter erschien, als da er in einsamer Stille von ferne ihre Wechsel und Gefahren maß, nicht, weil er nach diesem ersten ungleichen Kampf sich in andere, noch ungleichere Kämpfe einlassen müßte. Das war bei ihm etwas Abgemachtes. Die Gefahren kannte, die Hindernisse zählte er, sein durchdringendes Auge konnte sich nicht über die Entfernung täuschen. Er ahnte den Kampf, mit einem festen, unbeugsamen Willen gewappnet. Für ihn gab es keine Ueberraschung. Nicht vor dem Rubicon zögerte Fergus. Aber er sollte einen Menschen überfallen, ehe er ihn herausgefordert hatte. Sein Arm wurde bleiern.

Randal, welcher diese Bedenklichkeit nicht begreifen konnte, griff ihn heftig am Arme.

„O'Breane, fürchten Sie sich?" fragte er.

„Nein," antwortete Fergus, indem er endlich nach dem Griff einer Pistole suchte: „ich schäme mich."

In diesem Augenblick stiegen die Offiziere der Korvette in Masse die Luke herauf und kamen auf die Gruppe zu, welche Fergus mit seinen Begleitern bildete.

„Bringt diese Menschen in den Kiel hinab," sprach Lieutenant Naper, nachdem er sie besichtigt hatte, „unsere Steigriemen werden vortreffliche Matrosen aus ihnen machen."

Das Blut stieg Fergus wieder in die Wangen; er richtete sich auf und zog den Hahnen an seiner Pistole. Jetzt ging es zum Kampf und nicht mehr zum Würgen.

„Rühren Sie sich nicht, wenn Ihr Leben Ihnen lieb ist," sprach er zu dem, der auf ihn zutrat, um Naper's Befehl zu vollziehen.

Der noch unsichere Tag ließ noch nicht gewahren, daß Fergus bewaffnet war. Er ging mit aufgehobenem Säbel auf ihn zu.

„Ha!" rief Fergus mit einem enthusiastischen Ausbruch von Freude.

Der Vicekommandant der Korvette Ceres stürzte mit zerschmettertem Schädel zu Boden. Aber er hatte Fergus Gebärde gesehen und hatte noch Zeit, loszuschlagen. Eine lange und tiefe rothe Linie zeichnete sich auf O'Breans Stirn, indem sie von der Augbraue bis zur Wurzel der Haare lief, und sein Gesicht mit Blut übergoß.

Ein furchtbarer Schrei antwortete dem Knall der Pistole. Die zwanzig Centner Menschenfleisch sprangen auf und stürzten sich wie Tiger auf die Schiffsmannschaft. Es war ein wüthender, unwiderstehlicher Angriff. Das Blut floß von allen Seiten, und sobald Blut geflossen war, berauschten sich diese Leute, die man von Alkohol berauscht glaubte, von dem heißen Dunste des Gemetzels, von ihrem eigenen Rufen, Ge-

schrei, von der wiederholten Abfeurung ihrer Waffen, von dem dicken Pulverdampf, von der Begeisterung und der Fieberwuth des Kampfes.

Man unterschied Nichts mehr auf dem Verdecke. Der junge Tag schrak vor dem Rauche zurück. Alles schmolz in ein unordentliches Gewirr durcheinander, über welches sich ein Konzert verworrener Verwünschungen erhob. Es war ein Aufruhr des Todes und der Wuth. Die Kältesten wurden aus ihrem Hinterhalt getrieben. Smith tödtete und sang Psalmen; König Lear schlug sich wie ein Satan, indem er Stücke aus Shakspeare deklamirte, und der Neger, dessen Augen gleich den Augäpfeln eines Schakals flammten, glitt dahin, würgte und übertönte das Getümmel der Schlacht mit dem Kriegsgesang seiner Rasse.

Maudlin Wolf fuhr, von der allgemeinen Kampflust fortgerissen, an der Stelle, wo sie sich niedergelassen hatte, von Furcht und Kriegsfeuer zumal ergriffen, gestikulirend umher. Ihr ganzes Körperchen zitterte zusammen; sie lachte vor Wuth und nahm sich zusammen, um sich nicht in das Handgemeng zu stürzen. Endlich gewann es die Wuth über sie: sie ergriff ein Messer, das neben ihr vergessen lag, stürzte unter gellendem Geschrei in das Blutbad, schwang einen Augenblick die Waffe, und verschwand in der Rauchwolke, welche die Kämpfenden umhüllte.

Zur Nachricht!

Im „Belletristischen Auslande“ von Carl Spindler erschien so eben:

Die drei Musketiere.

Von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

August Zoller.

Zehn Theile.

Wie George Sand in „Consuelo und der Gräfin Rudolstadt“ sich zur dichterischen Aufgabe machte, das himmlische Gemüth des Weibes zur irdischen Verklärung zu bringen, so hat Alexandre Dumas die Nachtseite des weiblichen Herzens, einen weiblichen Teufel in der Person der Lady Winter gezeichnet, und in diesen Roman eine solche satanische Wahrheit und Vollendung gebracht, daß man dieses Buch thatsächlich verschlingt.

Mit vollendeter Kunst läßt Dumas seine satanische Heldin den Gipfel der Verworfenheit erglimmen, wo sie dann von Gottes richtender Hand ihren Lohn empfängt!

Unter der Presse befindet sich für das „belletristische Ausland" der

Neueste Roman

von

Frau Flygare Carlén

welcher unter dem Titel:

Paul Wärning,

Abenteuer eines Scheerenjungen.

5 Theile.

Anfangs Februar 1845 ausgegeben wird. Soviel des Schönen wir schon aus der liebenswürdigen Feder der Frau Flygare Carlén besitzen, so übertrifft obiger Roman ihre bisherigen Dichtungen nach dem Urtheile unseres Stockholmer Correspondenten um ein Bedeutendes. Zugleich zeigen wir an, daß

Neue Genrebilder

aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam.

gleichfalls unter der Presse sind, welche den hohen Ruf des Verfassers — Herrn Dr. C. A. Wetterbergh — nur noch fester begründen werden.

Stuttgart, Januar 1845.

Franckh'sche Verlagshandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trolopp, Francis,

Londoner Mysterien ein Sittengemälde

Bd.: 13/16

Stuttgart 1845

P.o.gall. 824 u-13/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10091385-2